Staatliche Bibliothek
Regensburg
Mesc. 1019
Fæsi
hist. pol. I, 219

Jungwirth del. et Sc. M.

C.

S. VII.

aii.

R. Emise.

[Fäsi, Jh. Konr.]

Abhandlungen

über

wichtige Begebenheiten

aus der

alten und neuern

Geschichte.

Zürich, bey Orell, Geßner und Comp. 1763.

G 68 / 985

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Historische

Abhandlungen

über die

Geschichte von Carthago;

über

das Bündniß von Cambray, wider die Republic Venedig 1508. über die Europäische Geschichte von 1515. bis 1530. und über den Polnischen Successions-Krieg, 1733.

Vorrede.

Die Geschichte stellet gleichsam in einem Spiegel das Bild der vergangnen Zeiten vor. Sie ist es, welche uns in die schon längst verflossene Zeiten zurük führt, welche uns mit denselben bekannt macht, und welche uns von den Veränderungen

belehrt; die sich auf dem Erdboden zugetragen haben. Schon durch dieses wird sie so wol ergözend, als lehrreich. Lehrt uns aber auch die Geschichte die Menschen in jedem Zeitalter kennen, zeigt sie uns die Abänderung der Sitten, die Ausbesserung des menschlichen Verstands, die Wissenschaften, die Künste = = so erreichet sie dennzumal ihre höchste Nuzbarkeit. Sie lehrt, sie unterrichtet, sie reizt zur Tugend, und erwekt Abscheu gegen das Laster. Sie wird alsdenn ein Spiegel des menschlichen Herzens, dessen Gebrauch wol kein gesitteter Mensch mangeln kan, die Vorsehung mag ihn in einen hohen oder niedrigen Stand gesezet haben.

Diesen so vortreflichen Nuzen der Geschichte, habe ich auch besonders durch die gegen=

gegenwärtigen Abhandlungen über wichtige Begebenheiten aus den alten und neuern Zeiten, zu erreichen getrachtet. Ich habe zu diesem Ende solche Staaten und Zeitpuncte gewählt, welche mich zu Erreichung dieser Absicht, theils durch die grossen Veränderungen welche sie vorstellen, theils aber durch die Personen, welche sie auftretten lassen, vorzüglich merkwürdig bedunkt haben.

Ich habe keine Geschichte schreiben wollen. Mein Vorhaben war, nur über einige besondere Theile der Geschichte kurze Abhandlungen dem Leser vorzulegen; also nur dasjenige zu ersezen, was der Geschichtschreiber selbst, ohne allzu weitläufig, und auf gewisse Weise tadelhaft zu werden, nicht thun kan. Eben dieses ist die Ur-

sache, daß ich alle Nebensachen, alle klei-
nen Begebenheiten, und bloß zum Zu-
sammenhang der Geschichte dienenden Um-
stände, gänzlich vorbey gegangen bin. Ich
wollte mich allein bey den Hauptbegebenhei-
ten und ihren Ursachen, welche auf die Staa-
ten selbst einen unmittelbaren Einfluß ge-
macht; wichtige Veränderungen veranlasset
haben, und grosse Personen kenntlich machen
können, – mit meinen Gedanken verwei-
len. Ich wollte auch, wo es schiklich war,
und wo ich, ohne ein Prediger zu seyn, es
füglich thun konnte, die Wege des ober-
sten Weltregenten, und seiner wachenden
Vorsehung über besondere Staaten, nicht
unberührt lassen. Aber eben dieses be-
rechtigt mich einen Leser zu fodern, dem
entweder die Geschichte selbst, über
welche er allhier eine Abhandlung findet,

schon vorher bekannt sey, oder der sich doch mit derselben annoch bekannt mache. Zween Franzosen, St. Evremont, und der Abbt von St. Real, Männer, deren vortrefliche Schriften von jedermann gelesen werden, sind gewisser Massen bey dieser Arbeit meine Vorgänger und Muster gewesen.

Doch es wird nicht überflüßig seyn, von jeder dieser Abhandlungen eine besondere Nachricht zu geben.

Die zwo ersten beziehen sich auf die Geschichte der alten Republic Carthago. Die Verfassung, die Geseze, die Sitten, und das Schiksal dieses so mächtigen Staats werden in denselben betrachtet. Es ist zu bedauern, daß die

Vorrede.

Geschichte von Carthago nicht aus ihren eignen, sondern aus den parteyischen Nachrichten ihrer Feinde, muß gesammelt werden. Man kan kek behaupten, daß wenn die Römische Niederträchtigkeit, die Nachrichten der Carthaginensischen Geschichtschreiber nicht gänzlich unnüz gemacht hätte, so würde man von den Sitten, und dem Character der Einwohner dieses Staats, eine weit richtigere Vorstellung haben, als nun geschiehet. Die Römischen und Griechischen Geschichtschreiber haben in ihren Nachrichten nur dasjenige bemerkt, was Carthago Unehre und Schimpf bey der Nachwelt erweken sollte. Sie wollten das Unrecht und die Treulosigkeit, welche Rom wider Carthago begangen, durch eine neue Ungerechtigkeit verkleistern. = = Die an wichtigen Begebenheiten, und an grossen

Männern

Männern so fruchtbare Gechichte von Carthago, eröfnet indessen ein weites Feld zu vielen Betrachtungen. Ich habe mich neben den Hauptveränderungen, welche den Wachstum, und den Verfall dieser ehedem so mächtigen Republic befödert haben, vornemlich bey den grossen Thaten Hannibals, und bey der niederträchtigen Eifersucht des Hannonischen Hauses gegen das Barkanische, aufgehalten. Diese Eifersucht ist die einige und wahre Ursache des unglüklichen Ausgangs des zweyten Römischen Kriegs, und selbst des Untergangs von Carthago. Ich habe nicht weniger die unmenschliche Ungerechtigkeit, welche Rom wider Carthago verübet, mit Hintansezung der Vorurtheile, welche die alten und neuern Geschichtschreiber und Staatisten, der Welt zu Gunst der Rö-

mer beyzubringen trachten, in ein bes-
seres Licht gesezt.

Die Schriftsteller, welche ich bey die-
sen zwo Abhandlungen vornemlich zu Rath
gezogen, sind die Geschichte des Livius,
des Polybius, und die allgemeine Welt-
geschichte, der XVte Theil. Wenn ich die
vortreflichen Abhandlungen des Ritters
Montagu An. 1760. als ich an den gegen-
wärtigen arbeitete, hätte erhalten können,
so zweifle ich gar nicht, sie würden mir
wol gedient haben. Ich kannte aber da-
zumal diese Schrift, nur aus derjenigen
Nachricht, welche ich in der Brittischen
Bibliothec fande.

Die

Vorrede.

Die dritte Abhandlung hat zum Vorwurf das mächtige Bündniß zu Cambray An. 1508. wider die Republic Venedig. Vergleichet man die Zeiten, in welchen wir gegenwärtig leben, mit den damaligen, so wird man leicht einsehen, daß beyde Zeitpuncte sehr viele Aehnlichkeit mit einander haben; daß die Bemerkung des alten Weisen, daß nichts Neues unter dem Himmel geschehe, und daß die Begebenheiten, die ehemals vorgegangen, sich wiederum erneuern, ihre vollkommene Richtigkeit habe. Man findet in dieser Abhandlung einen Abriß von dem damaligen Zustand von Italien. Die Staatsabsichten derjenigen Machten, welche diesen Theil von Europa beherrschet, werden deutlich abgeschildert. Venedig steht im Begrif, sich allgemach

dieses

dieses fruchtbare Land zu unterwerfen, und allen angrenzenden furchtbar zu werden. Plözlich aber vereinigen sich die mächtigsten Monarchen von Europa wider sie. Die Republic steht in Gefahr, alles was sie auf dem festen Lande besizet, auf einmal zu verliehren. Doch die Vorsehung zernichtet die Anschläge ihrer Feinde: Die Bundsgenossen trennen sich unter einander. Die Republic erholet sich von ihrem Schreken. Ein neues Bündniß wird dem Bündniß von Cambray entgegen gesezt. Venedig sezet sich allgemach mit den feindlichen Machten in Frieden. Es muß nur einige entfernte Städte, welche es nicht mit dem besten Recht an sich gebracht, abtretten, und die Hofnung Italien zu beherrschen, dahin geben; es erhält aber seine übrigen Besizungen. Sein mächtigster Gegner verliehrt durch das

mächtig=

neue Bündniß alle seine Eroberungen in Italien. Er bestätigt die Wahrheit, daß die Handlungen der Fürsten sich mehrmalen nach ihren Leidenschaften, nicht aber nach den wahren Vortheilen des Staats lenken. Ein sehr fruchtbarer Zeitpunct zu vielen wichtigen Bemerkungen!

Die Geschichte des Guicciardin, des Paul Jovius, Machiavells Historie von Florenz, Histoire de la Ligue faite à Cambray, par Jean Baptiste de Bos. Fuggers Ehren-Spiegel des Hauses Oesterreich, Barre allgemeine Geschichte von Teutschland, Vter Theil, Voltaire — sind bey dieser Abhandlung genuzet worden.

Die vierte Abhandlung durchgehet die Europäischen Begebenheiten von

dem

dem 1515ten bis 1530sten Jahre. Schwerlich kan die Geschichte unsers Welttheils einen andern so kurzen Zeitpunct aufweisen, der an grossen und wichtigen Begebenheiten so überaus fruchtbar sey, als der damalige. Das Durchlauchtigste Haus Oesterreich leget den Grund zu derjenigen grossen Macht, welche selbiges durch den Lauf des XVIten, und die erste Hälfte des verflossenen Jahrhunderts allen Staaten so förchterlich gemacht hat. In diesen wenigen Jahren gelangen zween Prinzen aus diesem Hause zum Besiz der ganzen Spanischen Monarchie, des Teutschen Kayserthums, der Königreiche Ungarn und Böhmen. Die mächtigen Staaten von Peru und Mexico in dem neu entdekten America werden für dasselbe erobert. Man siehet Carl den Vten

in

in seiner vollkommensten Grösse, und als einen unumschränkten Herrn von ganz Italien. Die Schlacht bey Pavia macht den König Franz zu seinem Gefangnen; sie verschaft ihm die Obermacht über Frankreich; das Herzogthum Mayland wird seinem Scepter unterworffen. Rom wird von seinem Kriegsheer belagert, mit Sturm erobert, der Papst gefangen, die Republic Florenz aber durch die Kayserlichen Waffen unter das Joch des Hauses von Medicis gezwungen. Die Macht des Ottomannischen Reichs erreicht zu eben dieser Zeit ihren höchsten Gipfel. Sie sezt ganz Teutschland, durch die unternohmene Belagerung der Hauptstadt Wien, Italien aber durch die Eroberung der Insel Rhodus, und durch Vertreibung der Ritter von dem Spittahl des Heil. Johan-

nes

nes zu Jerusalem, in äusserste Bestürzung. = = = Die Nordischen Königreiche werden plözlich von der grausamen Tyrannie Christians des IIten erledigt. Der Tyrann wird verstossen. Das Haus Wasa schwinget sich auf den Schwedischen, und die Holsteinische Linie des gesegneten Oldenburgischen Hauses auf den Dänisch-Norwegischen Thron. Die Nachkommenschaft des Tyrannen aber wird auf ewig von den Nordischen Cronen ausgeschlossen. Die Kirche und die Wissenschaften erhalten die so lang gewünschte Verbesserung. Diese verursachen in der Europäischen Welt eine gänzliche Veränderung, so wol in dem Staat, als in den Sitten und der Denkungsart. Bey dieser Abhandlung haben mir neben den oben angeführten

Schriftstel-

Schriftstellern, Schleidan, Holberg, Mezerai -- gute Dienste geleistet.

Der leztere Polnische Thronfolgs-Krieg von An. 1733. hat die fünfte und lezte Abhandlung veranlasset. Die damalige Zeit giebt einen unwidersprechenden Beweiß, daß wenn eine oder mehrere Machten, sich auf Unkosten der angrenzenden Staaten vergrössern, und dieselben zu bekriegen entschlossen sind, sie sich der geringsten Vorfallenheiten zu Ausführung ihres Vorhabens bedienen. Es weiset auch diese Abhandlung ein Beyspiel auf, wie leicht es einem Staat werden könne, seine Absichten auf ein wolgelegenes Land zu erreichen, wenn er nur den hierzu bequemen Augenblik sich wol zu Nuze zu machen

weiß, ungeachtet daß er vorher, weder durch Unterhandlungen, noch durch die Waffen, seine Absichten hat erfüllen können.

In den neuern Zeiten hat kein Friedensschluß unter den Europäischen Fürsten selbst so viele Veränderung erwekt, als der Wienersche von An. 1735. durch welchen der Polnische Thronfolgs-Krieg ist geendet worden. Der von dem grösten Theil seiner Landesleute, zum König in Polen erwählte Stanislaus muß den Thron seines Vatterlands einem Ausländer und Fremden überlassen, er selbst aber wird nach Lothringen verpflanzt. Man überträgt ihm auf Lebenslang die Regierung und die Einkünften dieses Herzogthums. Hier erreichet dieser grosse Fürst zum Trost sei-

ner

ner Unterthanen ruhig das höchste Ziel des menschlichen Lebens. Das Haus Lothringen verläßt das Erbtheil seiner Väter, welches dieselben über sieben Jahrhunderte besessen haben; es nimmt an dessen statt das Großherzogtum Florenz in Italien an. Ein Spanischer Prinz, welcher zum Großherzog von Florenz, und zum Erbe des Hauses Farnese bestimmt war, erhält die eroberten Königreiche Neapolis und Sicilien; er tritt hingegen die Farnesische Erbschaft, samt den Staaten des Hauses Medicis, an den Kayser, und den Herzog von Lothringen ab. Frankreich und Sardinien, erhalten beträchtliche Vermehrungen von Ländern. Carl der VIte, und das Teutsche Reich müssen vornemlich bey diesem Krieg und Frieden leiden. Rußland aber, welches densel-

ben verschuldet, bleibt theils wegen seiner Lage, theils wegen der Ohnmacht der angränzenden Staaten, unangefochten; es vermehret vielmehr bey verschiedenen Machten sein Ansehen, und seine Macht. Spanien aber kan einen Hauptartikel des Utrechter-Friedens zernichten.

Die Memoires pour servir à l'Histoire de Brandenbourg; die *Continuation* von Bossuet Discours - - - Tom IV. Etat politique de l'Europe, XIII. Tomes à la Haye 1739--1744--1750. Histoire de la Guerre présente, contenant tout ce, qui s'est passé de plus important en Italie, sur le Rhin, en Pologne, & dans la plûpart des Cours de l'Europe, 1733--1735. par M. P. Massuet, à Amsterdam, 1735. 8. haben mich bey dieser Abhandlung geleitet.

Sollten

Vorrede

Sollten diese Abhandlungen, und die Absicht ihres Verfassers, die Geschichte auf diese Art nüzlich zu machen, den Beyfall des Lesers erhalten; so würde ihn dieses anreizen, diese Arbeiten fortzusezen: Da denn in einem zweyten Theil zwo Abhandlungen über die Geschichte des leztern Hauses von Burgund, und noch zwo andere über die Geschichte des Kayserlich- und Königlichen Hauses von Lüxemburg vorkommen, und dem Urtheil des denkenden Lesers überlassen werden sollen.

Zürich, den 24sten Augstmonat,
1762.

Innhalt.

I. Erste Abhandlung, über die Geschichte von Carthago. Seite 1-65.

II. Zweyte Abhandlung, über die Geschichte von Carthago. S. 65-143.

III. Abhandlung, über das Bündniß von Cambray, wider die Republic Venedig, im Jahr 1508. S. 143-217.

IV. Abhandlung, über die Europäische Geschichte, von 1515-1530. S. 217-333.

V. Abhandlung über den Polnischen Succeßions-Krieg, im Jahr 1733 u. f. S. 333-414.

Erste
Abhandlung
über die
Geschichte
von
Carthago.

Erste

Abhandlung

über die

Geschichte von Carthago.

Da die Stadt Carthago, deren Erbauung ungefehr in das 890ste Jahr vor der Geburt Christi, und in das 140ste vor der Erbauung der Stadt Rom fällt, von einem Phönicischen oder Tyrischen Pflanzvolk ist angelegt worden; so ist auch derselben Regierungsverfassung, Gewohnheiten, Gottesdienst und Lebensart, dieser ihrer berühmten Mutterstadt in den meisten Theilen ähnlich gewesen. Man sollte glauben, daß von einer Stadt, welche etliche Jahrhundert auf eine bewundrungswürdige Weise geblühet, genugsame Nachrichten von ihrer Geschichte und Regierung der Nachwelt sollten hinterlassen worden seyn: Es ist aber so wol für dieses gemeine Wesen, als für die Liebhaber der Geschichte ein nicht geringer Verlust, daß obgleich die unermeßliche Reichthümmer, die weit ausgebreitete Handlung, die vollkommene Staatsklugheit, und der kriegerische Geist der Einwohner von Carthago, diese

Stadt allen ihren Nachbarn fürchterlich gemacht, und sie zu einem solchen Gipfel der Macht erhoben, daß sie selbst Rom eine lange Zeit die Herrschaft über die Welt streitig machen konnte, man dennoch nur sehr kurze und mangelhafte Nachrichten von den wichtigsten Begebenheiten übrig hat, in welche selbige verwikelt worden, aus welchen man ihr Betragen bey denselben vollständig schildern könnte. Kaum ist ein Ueberbleibsel von irgend einem ihrer eignen Geschichtschreiber, bis auf unsere Zeiten gekommen. Die Handlungen und Thaten, welche noch einer gänzlichen Vergessenheit entrissen worden, müssen entweder aus den Schriften ihrer erbittertesten Feinde, oder wenigstens solcher Schriftsteller, die mehr für ihre Ueberwinder, als für Carthago eingenommen waren, zusammen gelesen werden.

Die erste Regierungsart, welche zu Carthago eingeführet wurde, war vermuthlich Monarchisch: Es hatte aber diese Monarchische Regierung einen sehr kurzen Bestand; wenn dieselbe nicht schon bey Lebzeiten der Dido, der Erbauerin der Stadt, ist abgeschaffet worden, so ist doch gewiß, daß man sie nicht lange nach dem Absterben dieser berühmten Fürstin abgeändert hat. Sie wurde Republicanisch, doch so, daß die Monarchische, Aristocratische, und Democratische Regierungsart auf gewisse Weise mit einander vermischt waren. Aristoteles, dieser berühmte Griechische Weltweise, behauptet, daß die Cretische, Lacedämonische und Carthaginensische Republiken, unter allen in der Welt die volkommenste, und am besten eingerich-

tet

tet gewesen, und daß dieselben in vielen Theilen eine nicht geringe Aehnlichkeit mit einander gehabt; doch giebt er noch in vielen Absichten der Carthaginensischen den Vorzug über die beyden erstern. Die vollkommene Weisheit ihrer Maasregeln und Verfügungen, kan aus diesem wichtigen Umstand beurtheilet werden, daß, obgleich die Gewalt des Volks sehr groß war, doch seit der Erbauung der Stadt, sich in etlichen Jahrhunderten kein einiges Beyspiel von einigen Bewegungen des Pöbels findet, welche die offentliche Ruhe zu stören fähig gewesen; noch von irgend einem Tyrannen, welcher im Stand gewesen, eine Unterdrükung zum Verlust der Freyheit einzuführen. Eines so wichtigen Vortheils, welcher die Frucht von einer sehr klugen Regierungsverfassung ist, konnte sich die Stadt Rom nicht rühmen. Die Geschichte derselben weiset in einer Zeit von drey Jahrhunderten unzählbare Beyspiele, von beynahe täglichen Empörungen und Mißverständnissen zwischen dem Rath und dem Volk, welche zum öftern in sehr gefährliche Thätlichkeiten ausgeschlagen: Ja, obgleich die Römer für ihre Freyheit äusserst eifersüchtig waren, und auch selbst den Schein der Tyranney härtiglich bestraften, so konnten sie doch nicht verhindern, daß nicht von Zeit zu Zeit Männer aus ihrem eignen Schoos aufstünden, welche sich den Weg zur einzelu Herrschaft, mit Unterdrükung der allgemeinen Freyheit bahnen wollten. Die Vermeidung dieser Ungelegenheiten ist ein deutlicher Beweis, daß die drey vornehmsten Mächte, welche an der Regierung des Carthaginensischen Wesens Antheil hatten, also eingerichtet gewesen, daß je eine der

andern das Gegengewicht gehalten, und durch ihre Uebereinstimmung mit einander die allgemeine Glükseligkeit erhalten und befördert haben. Nur von derjenigen Zeit an, da das Volk durch eine solche Veränderung der Regierung, von welcher sich nicht leicht ein Grund angeben läßt, über den Rath die Oberhand erhielte, wurde die Klugheit von den Berathschlagungen entfernt, und nichts als besondern Einblasungen und heimlichen Partheyen Plaz gegeben. Diese so nachtheilige Abänderung führete denn auch zu solch übereilten Schritten, daß dieses so furchtbare Volk schwach und verächtlich wurde, und sich endlich in sein völliges Verderben stürzte.

Es wird aber die Weisheit der Carthaginensischen Regierung noch besser erhellen, wenn ich von den dreyen Mächten, aus welchen das gemeine Wesen bestunde, eine nähere Nachricht werde ertheilt haben.

Die Suffetes, deren jederzeit zwey von gleicher Macht und Würde waren, stellten denjenigen Theil, welchen dieses gemeine Wesen von der Monarchischen Regierung hatte, vor. Diese Suffetes werden von den Griechischen und Römischen Geschichtschreibern gar öfters Könige genennt. Sie waren auch in der That eben solche, als die Consuls in der Römischen, und die Könige in der Lacedämonischen Republik waren. Man findet zwar zwischen den Häuptern dieser dreyen gemeinen Wesen einen etwelchen Unterschied: Denn die Consuls zu Rom hatten nicht allein in Verwaltung der

bür-

bürgerlichen, sondern auch der Kriegsgeschäfte, ein sehr grosses Ansehen; zu Carthago hingegen waren die Suffetes zu den erstern allein eingeschränkt: Es erhielten bisweilen Personen von ausserordentlichen Verdiensten, als Himilco, Mago und der grosse Hannibal auch hierinn eine Ausnahme. Die Spartanische Könige aber genossen ihre Würde auf Lebenszeit; ihre Söhne hatten ein erbliches Recht zu der Nachfolge; und nur zwey Häuser waren berechtigt, das gemeine Wesen mit Königen zu versehen: Die Suffetes hingegen konnten jährlich aus allen edeln Häusern erwählt werden. Es mußten Personen seyn, welche durch ihre Tugenden und grosse Gaben, so wohl als durch ihren Reichthum, vermittelst dessen sie ihren hohen Stand mit einer anständigen Pracht und Wohlstand unterstüzen konnten, die Augen der Vornehmen und Gemeinen an sich zögen. Diese Einrichtung, da man nicht an gewisse Häuser und Geschlechter gebunden war, wie zu Sparta, sondern da man aus den verdienst-vollesten den Besten wählen konnte, verdient für ein freyes Wesen allen Ruhm: Daß aber auch der Reichthum zu dieser hohen Würde eine erforderliche Eigenschaft gebe, kan vielleicht mit Recht getadelt werden: Denn dadurch wurden Personen von den erhabensten Verdiensten, welchen aber das Glük nicht besonders günstig war, von dem wichtigsten Antheil der Regierung ausgeschlossen, und auch zugleich dem Geiz und allen Arten der Bestechung welche einem gemeinen Wesen weit mehr, als einem Monarchischen Staat verderblich sind, die Thüre geöfnet. Wer auch die besondere Geschichte dieser Stadt durchgesehen

hat, kan gar wohl wissen, daß die Barcanische Partey eine geraume Zeit, durch die Kraft des Gelds jederzeit ihren Zwek erreicht habe, wenn auch gleich das wahre Beste des Staats augenscheinlich darunter leiden mußte. Andere ahmeten das Haus Barca hierinn nach, und beförderten darmit den Untergang ihres Vaterlands. Indessen stunde den Carthagininsischen Suffeten, nach eines alten Geschichtschreibers Vorgeben, die Gewalt über Leben und Tod zu; wie auch die Bestrafung über Verbrechen von allen Arten. Die Klugheit erheischte von ihnen, daß sie trachteten, mit dem Senat in allen Sachen übereinzustimmen. Denn so lang als diese beyde Stände einträchtig waren, konnte das Volk sein Haupt zu Vermindrung ihres Ansehens nicht empor heben. Ihre Uneinigkeit aber machte das Volk zum obersten Richter der wichtigsten Angelegenheiten des Staats.

Der Rath war eine Versammlung von Männern, die so wol ihres Alters und Erfahrung wegen ehrwürdig, als ihrer Geburt, ihrer Reichthümmer, und besonders ihrer Verdienste wegen berühmt waren. Zu dieser Würde gelangte man durch die Wahl. Ob aber das Recht zur Wahl bey dem Rath selbst, oder bey dem Volk gestanden? kan nicht wol, eben so wenig als die Anzahl der Glieder des Raths, richtig bestimmt werden. Dieses ist gewiß, daß derselbe sehr zahlreich gewesen, weil zum öftern, wenn die Feldherren unglüklich gewesen, hundert und mehr niedergesezt wurden, um die Aufführung derselben zu untersuchen. Diese grosse Rathsversammlung untersuchte,

und

und entschiede auch zum Theil, alles was Krieg und Frieden, Unterhandlungen und Bündnisse, Handlung und Schiffarth betraf; kurz, alle Geschäfte von Wichtigkeit, sie möchten einheimische oder auswärtige seyn. Sie war also die Seele der Regierung, von deren sich Geist und Leben über alle offentliche Berathschlagungen ausbreitete. Waren die Stimmen des Raths einmüthig, so hatten sie die Verbindlichkeit der Geseze, es galt keine Berufung von demselben auf einen höhern Richter. Entstunde aber im Gegentheil zwischen den Suffeten und dem Rath eine Uneinigkeit, so wurde das streitige Geschäft vor das Volk gebracht. Bey einem solchen Fall hatte selbiges die Freyheit seine Gedanken freymüthig zu eröfnen, ja so gar den beyden andern Mitgenossen der gesezgebenden Gewalt zuwidersprechen. Was man in diesen Volksversammlungen für gut erkannte, wurde zu einem Gesez, indem das Volk bey allen Vorfallenheiten von dieser Art die höchste Macht besasse. Dem ersten Anschein nach, enthält diese Einrichtung nichts nachtheiliges: Denn da in einem freyen gemeinen Wesen, und besonders in einem kriegerischen, das Volk die Beschwerden des Staats grösstentheils trägt, so gebürt ihm mit Recht ein etwelcher Theil an der Regierung und der gesezgebenden Macht. So lange die Sitten unschuldig sind; so lange die Liebe zu dem wahren Besten des Vaterlands in den Gemütern die Oberhand hat; so lange der schädliche Ehr- und Geldgeiz, nebst den Bestechungen verabscheuet werden; so lange wird aus einer solchen bürgerlichen Theilsame kein Nachtheil entstehen können. So lange ein Staat klein und dürftig ist,

so lange können auch diese Eigenschaften leicht beobachtet, und leicht ausgeübt werden. Gelangt aber ein vorher kleiner und dürftiger Staat zu Reichthum und Macht, so wird nach und nach denselben, als nicht mehr nothwendigen Eigenschaften, der Abschied gegeben; das Volk wird seine Macht mißbrauchen, oder wenigstens leicht können gereizet werden, selbige zu mißbrauchen; wordurch aber allen einem Staat verderblichen Folgen, der Eingang gestattet wird. Carthago erfuhr diesen Nachtheil von der Regierung des Volks, bey und nach seinem zweyten Krieg mit den Römern. Der grosse Hannibal selbst, dem doch die Liebe für das Vaterland nicht kan streitig gemacht werden, und noch mehr seine Anhänger, trugen zu diesem Verderben nicht wenig bey.

Wie weit aber die Gewalt des Volks sich erstrekt habe, so lange die zwey erstern Theile, aus welchen die Regierung bestunde, in gehöriger Verhältnis gegen einander blieben, und jedem sein natürlicher Antheil an der Gewalt ungekränkt gelassen wurde, kan man nicht wol bestimmen. Muthmassen kan man, daß selbiges bey der Wahl der Oberkeitlichen Personen, bey Einführung der Geseze, und vornehmlich bey denen, welche selbiges besonders ansahen, eine entscheidende Stimme gehabt habe. Mit dem Wachsthum des gemeinen Wesens, nahm auch die Macht des Volks, hier zu Carthago eben so wie zu Rom zu. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß wenn gleich selbige von den Römern nicht wäre zerstört worden, die allgemeine Freyheit daselbst endlich das gleiche Schiksal wie zu Rom, obgleich nur später würde erduldet haben.

Aus

Aus der Versammlung des Raths wurde ein Ausschuß von hundert und vier Personen, und aus diesen noch ein engerer von fünf Männern, geordnet. Das erstere Gericht kan das Centum-das zweyte aber das Quinque-Virat genennet werden. Die Gewalt des Centum-Virats war sehr weitläuftig, ob gleich selbige nur auf gerichtliche Sachen eingeschränkt gewesen. Das Quinque-Virat aber war berechtigt, nicht nur alle ledige Stellen in seiner eignen Gesellschaft zu besezen, sondern auch diejenigen Personen aus der grossen Rathsversammlung zu erwählen, aus welchen das Gericht der hundert Männer bestund. Sie selbst waren nach den Suffetes die Häupter dieses Gerichts, und das Leben, Vermögen, und die Ehre aller Bürger, beruhete grossen theils auf ihnen. Diese grosse Gewalt welche mit dem Gericht der fünf Männer verknüpft gewesen, gab der Carthaginensischen Regierung beynahe das Ansehen einer Oligarchie. Weil aber die Mitglieder dieses Gerichts die Obliegenheiten ihres Amts ohne Besoldung oder Belohnung verrichteten; weil sie auf eine freye Weise durch Stimmen, nicht aber durch das Loos erwählt wurden, so konnte die Gewalt desselben gar wol mit einer Aristocratischen Regierung bestehen. Wahrscheinlich dauerte das Amt eines Fünf-Manns bis auf die Zeiten Hannibals lebenslang: Durch die Vermittlung dieses grossen Mannes aber, wurde ein Gesez eingeführt, nach welchen alle Richter jährlich sollten erwählt werden; mit dem Anhang, daß keiner länger als bis auf dieselbe Zeit bey dem Amt verbleiben sollte.

Dieses waren die vornehmsten Ordnungen, welche

che an der Regierung des gemeinen Wesens zu Carthago Theil hatten. Ich habe schon bemerkt, daß die Regierungsart dieses gemeinen Wesens, von den grösten Staats-Männern, unter die vollkommensten der alten Zeiten sey gerechnet worden. Gleichwie aber keine menschlichen Anordnungen eine so gänzliche Vollkommenheit erreichen können, daß nicht etwann durch den Lauf der Zeiten, durch Veränderung der Umstände und Gesinnungen, sich Unvollkommenheiten und Mängel hervor thun könnten: so kan man auch an der Carthaginensischen Regierungsverfassung einige Fehler bemerken, welche aber nur unter gewissen Umständen nachtheilig waren. Selbiger will ich mit wenigem gedenken.

Der erste Fehler, welchen ich schon oben berührt habe, war, daß wenn der Rath in Berathschlagung oder Absprechung der vorfallenden Angelegenheiten nicht einstimmig war, die Macht zu entscheiden alsdenn dem Volk zustunde. In der That, lauft eine solche Verordnung den Grundregeln einer wolabgefaßten Regierung zuwider, weil auf diese Weise gar leicht eine Volksregierung könnte eingeführt werden. Indessen kan man zur Entschuldigung dieser Unvollkommenheit anbringen, daß es in einem solchen gemeinen Wesen, welches den Besiz der Freyheit vornehmlich dem Volk zu danken hat, auch nicht zum allerbesten gehandelt sey, wenn dem Rath die völlige und unumschränkte Gewalt in gar allen Sachen übertragen wird, und dieses mit gänzlicher Ausschliessung des Volks. Wie viele das allgemeine Beste betreffende Sachen können nicht auf diese Weise, wenn der Geist der Parteylich-

keit

keit sich in die Rathsversammlung einschleichet, hintertrieben werden? welches doch, wenn auch das Volk einen Theil an der gesezgebenden Gewalt hat, nicht so leicht zu besorgen ist. Hat auch eine Rathsversammlung, welche aus einigen hundert Mitgliedern besteht, keinen höhern über sich; so müssen zum öftern unter denselben solche Mißhelligkeiten sich ereignen, welche entweder den Grund des gemeinen Wesens selbst erschüttern können; oder es kan sich gar leicht zutragen, daß diejenigen, welche die mindeste Klugheit besizen, durch ihre vorsezliche, oder zufällige Vereinigung die höchste Gewalt an sich reissen, und die der Zahl nach wenigern Klugen von der Regierung entfernen. Denn ich bin beglaubt, daß unter fünf bis sechs hundert Regenten, nur der kleinere Theil, den Vorurtheilen, den Leidenschaften, und dem besondern Vortheil, gänzlichen Abschied geben könne, und werde. Die Geschichte der Römischen Republik, da der Senat nur auf die Unterdrükung des Volks bedacht war, ist davon eine Probe.

Man behauptet zweytens, daß das Quinque-Virat, oder das Gericht der Fünf-Männer, eine allzugrosse Gewalt besessen habe, als daß dieselbe mit der Einrichtung einer eigentlichen Aristocratie bestehen könnte, welche doch bey der Carthaginensischen Regierungsverfassung, entweder die ursprüngliche Absicht gewesen, oder wenigstens ihrer Bestimmung nach hätte seyn sollen. Man kan nicht läugnen, daß dieses eine wahre Unvollkommenheit gewesen. Man kan selten der Rechtschaffenheit und Uneigennüzigkeit eines Regenten, eher als

nach

nach seinem Tode fest versichert seyn. Ehrgeizige Gemüther aber bahnen sich leicht durch schädliche Mittel den Weg zu einem hohen Ansehen, und grossen Macht: Haben sie denselbigen gefunden, so machen sie sich gar öfter ihre Umstände zum Nachtheil des allgemeinen Besten zu Nuze. Thut keiner dem andern in seinen besondern Absichten Innhalt, wie dieses unter wenigen sehr leicht geschieht, so ist es um die Freyheit, und das Beste des Staats geschehen; die Decemvirs zu Rom können hierüber zum Beyspiel und Beweis dienen.

Man siehet drittens, bey der Carthaginensischen Regierung als etwas sehr nachtheiliges an; daß Verdienste und ein vornehmes Herkommen ohne Reichthum, nicht hinlängliche Eigenschaften gewesen, die vornehmsten Stellen zu bekleiden. = = Wenn unter den Vornehmen und Reichen jederzeit nur die Verdienstvollesten, und Tugendhaftesten zu den höchsten Würden des Staats erhoben würden, so wäre eine solche Anordnung schon gerecht. Allein welcher Freystaat der alten und neuern Zeiten, hat eine solche Verordnung in die Harre gewissenhaft beobachtet? Da aber verdienstvolle Männer auch gemeinlich nach Ehre und Würde streben, so sind sie selten tugendhaft genug, dem Geiz, den Bestechungen, und der Ungerechtigkeit genugsamen Widerstand zu thun, wenn der Mangel des Reichthums sie noch allein von Ehre und Würde ausschliessen kan.

Man bemerket viertens als fehlerhaft: Daß es zu Carthago eine gemeine Gewohnheit gewesen, einer

ner Person verschiedene Bedienungen aufzutragen. Die Gründe, welche man anführet, sind diese: Daß ein Mann, wenn er nur ein Amt bekleide, viel tüchtiger sey, der Verwaltung desselben nach allen seinen Theilen obzuliegen. = = Daß öffentliche Angelegenheiten mit mehrerer Hurtigkeit, und mindern Zeitverlust besorget werden, wenn sich die verschiedene Gattungen von Geschäften, in mehrere Hände vertheilen: = = Daß verschiedene Bedienungen öfter einander entgegen gesezt sind; = = und daß die Wohlfahrt eines jeden gemeinen Wesens, durch eine gleiche Vertheilung der Bedienungen desselben unter seine Mitglieder, sehr befördert werde. = = Alle diese Gründe, besonders der leztere, sind unstreitig richtig. Denn nichts erweket unter verdienten Männern nachdrüklicher zur Nacheiferung, als eine unparteyische Vertheilung der Würde und Bedienungen des Staats; und nichts bieget kräftiger allen Unbequemlichkeiten vor, als eben diese gleiche Austheilung. Oder wie vieles heimliches und öffentliches Mißvergnügen entstehet nicht in freyen Staaten, wenn die angesehenste Bedienungen, welche Ehre, Macht und Reichthümmer abwerfen, nur einigen wenigen Personen, und Häusern anvertraut werden? Es können sich aber doch auch zun Zeiten solche Umstände ereignen, da man sich in einem Freystaat genöthiget siehet, die Bedienungen bey einer Persohn zu häufen; sollten aber nicht auch dennzumal die Verdienste solcher Männer ausserordentlich groß seyn?

Man tadelt fünftens an der Carthaginensischen Regierungsverfassung überhaupt, daß bey derselben

wieder

wieder alle Bewegungen des Pöbels, oder Gewalthätigkeiten welche sich zu irgend einer Zeit ereignen könnten, keine hinlängliche Gegenanstalten angeordnet worden. = = Hätte sich etwann eine genugsame Anzahl Bürger vorgenommen, sich zu empören, oder den obern Ordnungen den Gehorsam zu verweigern, so hätten die Geseze dieser Stadt, bey solchen Gelegenheiten keine hinlängliche Hilfe verschaffen können. = = Ich bin aber beglaubt, dieser Tadel falle mit mehrerm Recht auf die Römische, als Carthaginensische Verfassung. In der leztern war das Volk weit weniger zu Unruhen, als in der erstern Stadt geneigt. Ob die Römer dieses aus mehrerer Klugheit, und schärferer Beurtheilung der eigennüzigen Absichten ihrer Rathsglieder, gethan? Oder ob der gemeine Mann zu Carthago aus grösserer Einfalt, oder weil er zu einem strengern Gehorsam seit dem Anfang des Staats gewohnt gewesen, wie einige dafür halten, die Empörungen verabscheuet habe, ist mir dermal ganz gleichgültig. Gewiß ist, daß das Volk zu Rom beglaubt gewesen, daß einheimische Unruhen ihren Staat und Freyheit mehr befestneten, als zerrütteten; und daß man von einer Zeit zur andern, von denen welchen die Verwaltung der Geschäfte aufgetragen war, Rechenschaft fordern müßte. Hieran handelte das Volk zu Rom auch nicht gänzlich ungerecht; weil die Absichten des Raths einig dahin zieleten, das Volk durch Armuth in gänzliche Knechtschaft und sclavische Abhänglichkeit zu zwingen. Carthago hingegen weiset keine Beyspiele auf, daß der Rath die Unterdrükung des Volks zu seinen Augenmerk gemacht. Er erleich-

terte vielmehr demselben die Last so viel es nur möglich war, und sorgte für das Aufnehmen, und die Vermehrung des Vermögens auch bey dem gemeinen Mann. Die Geschichte zeiget, daß das Volk, weil es mindere Ursachen zum Mißvergnügen gehabt, die meiste Zeit sich ruhig gehalten, und nur dazumal sich dem Rath widersezt habe, als derselbe das wahre Beste des gemeinen Wesens, aus Parteylichkeit hintan sezte. Weil aber das Volk, da dieses geschah, sich mit genugsamer Klugheit nicht leiten konnte, so muß man zugeben, daß diese Veränderung zu dem Untergang des Staats etwas weniges beygetragen habe.

Ich finde aber bey der Carthaginensischen Republic einige würkliche Hauptfehler, welche weit weniger als die vorbemerkte können entschuldiget werden. Der erste derselben ist: daß die Carthaginenser als eine Seemacht, und als ein Handelschaft treibendes Volk, sich in gar zu öftere und weitläufige Kriege auf dem festen Lande in Europa einliessen. Dadurch vernachläßigten sie ihr Seewesen, welches doch die vornehmste Stüze ihrer Erhaltung war. Sie zogen auch durch diese Kriege die Aufmerksamkeit, und Eifersucht der Römer auf sich; sie lehrten dieses Volk die Schiffahrt: Sie wollten zu viel haben, und verloren alles.

Ein anderer Fehler, welcher sie mehr als einmal ihrem gänzlichen Untergang sehr nahe brachte, war, daß sie jederzeit eine grosse Anzahl fremder und besoldeter Truppen unterhielten; und daß sie die Vertheidigung ihrer festen Pläze, ja der Hauptstadt

selbst, nicht ihren eignen gebohrnen Unterthanen übergaben. Die Eingebohrnen hiengen ihrem natürlichen Hang zur Kaufmannschaft weit stärker als dem Soldaten-Leben nach. Ihre Reichthümer aber sezten sie in den Stand, ganze Heere von Kriegsvölkern, von den benachbarten Staaten in Spanien und Griechenland, in Sold zu nehmen. Es scheinet diese Art von Staatsklugheit, welche man bey allen Handelschaft-treibenden Völkern findet, dem ersten Ansehen nach sehr vorzüglich zu seyn: Es werden aber diese Vorzüge durch sehr gefährliche Unbequemlichkeiten weit überwogen. Fremde Völker wenden bey dem ersten Mangel der Bezahlung, oder wenn ihnen nicht alle ihre freche Foderungen bewilliget werden, die Waffen wider ihre Herren. Solche kennen diejenige enthusiastische Liebe des Staats und des Vaterlands gar nicht, welche die Herzen freyer Bürger erhizet, und sie zu der edeln Entschliessung entflammet, bey der Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Mutter auch den lezten Blutstropfen zu vergiessen.

Die niedere Classe des Volks zu Carthago war nicht gewohnt, die Waffen zu führen. Hieraus entstund ein dritter Hauptfehler, welcher nicht wenig den Untergang der Republic befördert hat. Dieser reiche Staat lag offen. Er war also eine leichte und reizende Beute für einen jeden der eine Landung versuchen wollte. Die Geschichte des Agathokles giebt uns einen sichtbaren Beweiß, wie wenig die Gegenden von Carthago im Stande waren, sich zu vertheidigen. = = Die Belagerung von Syracus mußte aufgehoben, die Völker in Eile aus Sicilien nach Afri-

ca

zu übergeschiffet werden, um die Hauptstadt zu retten, welche mit Furcht und Schreken erfüllet war. Scipio hat im zweyten Römischen Kriege dieses Beyspiel des Agathocles glüklich nachgeahmet.

Zu diesen Fehlern kam noch die Uneinigkeit, jedoch ohne Verschulden der eingeführten Regierungsart. Diese ist das verderblichste, aber auch beynahe das unvermeidlichste Gift aller freyen Staaten. Ich werde aber, wenn ich besonders auf die Zeiten des zweyten Römischen Kriegs komme, hiervon das mehrere berühren. = =

Habe ich nun der Unvollkommenheiten gedacht, welche von scharfsichtigen Männern an der Carthaginensischen Regierungsverfassung sind beobachtet worden; so wird es nicht unbillich seyn, einiger guten Einrichtungen, welche auf das gemeine Beste abgesehen gewesen, Meldung zu thun.

Sie hielten öffentliche Mahlzeiten. Wahrscheinlich waren dieselben eine Nachahmung der Lacedemonischen Phidititiarum; wenigstens waren sie zu gleichem Zwek, als in Sparta angeordnet, denn sie hatten zur Absicht, alle Arten von Schwelgerey zu hintern; die Gemüther der Carthaginensischen Jugend, dadurch daß man ihnen tugendhafte Gesinnungen einflösse, zu bilden, und eine edle Nacheiferung unter denselben zu erweken. Bey diesen Mahlzeiten wurden die jungen Leute von den Aeltesten, welche denselben beywohnten, in der Kunst mit den Menschen umzugehen unterrichtet: Sie höreten oftmal kluge Erörterungen der nuzbarsten Sachen

an, und hatten also jederzeit vortrefliche Beyspiele der Weisheit und der Tugend vor sich. Carthago verdienet Ruhm wegen dieser Anordnung, es mag gleich dieselbe von den Lacedämoniern entlehnt, oder für sich selbst erfunden haben. Man thut dem Staat gutes, wenn man frühzeitig für eine edle Erziehung der Jugend besorget ist; und um die menschliche Natur macht man sich nicht weniger verdient, wenn junge Leute in einer grossen und reichen Stadt, durch tugendhafte Vorstellungen und Beyspiele von den Lastern der Schwelgerey und der Wollust abgezogen werden.

Als sich die Macht der Stadt Carthago in die Ferne auszubreiten anhebte, so führte sie die löbliche Gewohnheit unter sich ein, von einer Zeit zur andern in verschiedene Gegenden der eroberten Länder Pflanzvölker abzuschiken. Da in Carthago die Handelschaft überaus blühete, da täglich neue Reichthümer in selbige eingebracht wurden, so vermehrte sie sich an der Zahl ihrer Bürger ungemein. Diesem so starken Anwachs konnten zum Besten des gemeinen Wesens keine anständige Wohnsize, als nur durch diese Ausschikung angewiesen werden; es wurde zu gleicher Zeit für die Noth der Dürftigen gesorget. Solche finden sich auch jederzeit in einer Stadt, in welcher Handel und Wandel am treflichsten gehen. Es wurden auch auf diese Weise eine grosse Anzahl Leute beyseits geschaft, welche vielleicht für sich selbst zu Neuerungen aufgelegt waren, oder durch angesehene Männer dazu leicht hätten gereizet werden können: Man versichert sich auch dadurch am kräftigsten der gemachten Erobe-

run-

rungen, und der ganzen Handelschaft, wenn dieselbe von seinen eignen Leuten bewohnet und getrieben würden. Eine Gewohnheit, bey welcher sich viele Griechische Staaten, und Rom selbst, wenigstens eine lange Zeit, wol befunden haben.

Es könnte aber das Innere der Carthaginensischen Regierung am allersichersten eingesehen werden, wenn ihre Geseze, oder wenigstens ein guter Theil derselben, bis auf unsere Zeiten wären erhalten worden. Diese aber sind von ihren niederträchtigen Besiegern, bey dem jämmerlichen Untergang der Stadt mit Vorsaz zernichtet worden. Und diejenigen Bücher des Polybius, in welchen man eine vollständige Nachricht von den Carthaginensischen Gesezen erwarten konnte, sind durch ein beklagenswürdiges Schikfal der Zeit verlohren gegangen. Aus den wenig übergebliebenen Spuren aber läßt sich mit gutem Grund annehmen, daß die Carthaginensischen Gesezgeber Männer von grosser Staatsklugheit gewesen, welche jederzeit das Beste und den wahren Nuzen des gemeinen Wesens zum Augenmerk gesezt haben. Man muß den blühenden Zustand des gemeinen Wesens, der vier und mehr Jahrhunderte hindurch beynahe ununterbrochen gedauert hat, mehr der Weisheit dieser Geseze, als einem zufälligen Glük zuschreiben.

Was den Gottesdienst dieses Volks anbetrift, so ist derselbe, weil es von den Phöniciern abgestammet, mit dem Gottesdienst dieser ihrer Stammväter ursprünglich in den meisten Sachen einstimmig gewesen. Sie gaben aber demselben, da sie mit

den Griechen und den Einwohnern der Insul Sicilien Bekanntschaft machten, vielfältigen Zusaz, und vermischten einige gottesdienstliche Gebräuche der Griechen mit ihren ursprünglich Phönicischen. Man hat die Kenntniß des Carthaginensischen Gottesdiensts einig den Nachrichten der Griechischen und Römischen Schriftsteller zu danken. Weil aber dieselbe den Carthaginensischen Gottheiten die Namen ihrer eignen Götter beygelegt haben, so macht dieses ihre Nachrichten von dieser Sache weniger schäzbar und unvollkommner: Denn ob man gleich annehmen kan, daß die Griechischen, Römischen, und Carthaginensische Gottheiten der Hauptabsicht nach einerley gewesen, so ist doch nicht weniger unstreitig, daß ein jedes dieser Völker nicht allein besondere Gebräuche bey seinem Gottesdienst beobachtet, sondern daß auch ein jedes einige besondere Gottheiten eigenthümlich gehabt habe.

Ueberhaupt kan man sagen, daß die Carthaginenser dem Aberglauben in einem hohen Grade ergeben gewesen; ob man ihnen gleich nicht alle gute Begriffe von einer allmächtigen Gottheit gänzlich absprechen kan. Sie hatten die Gewohnheit bey sich eingeführt, (welche auch bey einem falschen Gottesdienst mehr löblich als verwerflich ist,) daß sie sich jederzeit an ihre Götter wendeten, und sie durch Opfer und Oracul zu Rathe zogen, bevor sie an ein wichtiges Unternehmen die Hand legten. Waren sie denn in ihren Absichten glüklich gewesen, so hielten sie es vor eine Schuldigkeit, den Göttern deßwegen Dank abzustatten. Indessen kommen bey ihrem Gottesdienst und Gottesdienstlichen

Gebräu-

Gebräuchen verschiedene Sachen vor, welche so wol der Menschlichkeit, als aber der Ehrbarkeit sehr anstößig sind, und dem Andenken dieses schon längst verblichenen Staats wenig Ehre bringen. Macht man von den richtig bekannten Gottheiten, welche daselbst öffentlich verehret wurden, den Schluß auf die geringern, deren die alten Geschichtschreiber entweder gar nicht, oder doch nicht hinlänglich gedacht haben, so muß ihre Anzahl beynahe unendlich und fast eben so groß gewesen seyn, als bey den Griechen und Römern, bey welchen sich die Namen derselben auf viele tausende belaufen haben. Es könnte aber diese Unart mit dem Beyspiel eben dieser und anderer Völker, welchen man in Ansehung einer gereinigtern Klugheit und Einsicht den Vorzug vor den Carthaginensern einraümt, noch wol entschuldiget werden; wenn nur die Art, einige ihrer vornehmsten Gottheiten zu versöhnen, nicht gar zu ärgerlich, und der menschlichen Natur selbst zu schimpflich gewesen wäre, als daß man dieselbe entschuldigen könnte.

Diese abscheuenswürdige Art die Götter zu versöhnen, geschah durch Menschen-Opfer. Solche wurden dem Saturnus, (welche falsche Gottheit bey andern Völkern unter dem Namen des Chronus bekannt ist,) wie auch dem Moloch, einem ursprünglich Phönicischen Abgott, dargebracht. Dieser Gottheit zu Ehren, oder vielmehr der Menschheit zur Schmach, wurde eine eherne Bildsäule in seinen Tempel aufgerichtet, welche von innen konnte eingeheizet werden. Das Opfer, welches nur aus jungen Kindern bestehen mußte, wurde in die aus-

gebreiteten Arme der Bildsäule gelegt, welche sich nach Empfang des unschuldigen Opfers nidsich bogen, so daß das darauf gelegte Kind alsbald in die glühende Höle fiel. Diese gottlose Gewohnheit wurde von den Carthaginensern von Erbauung der Stadt etliche Jahrhunderte durch ununterbrochen ausgeübt. Brachen Landplagen, Pest, oder in den Kriegen unglükliche Begebenheiten über die Stadt ein, so wurden diese grausamen Opfer vervielfältigt, weil man glaubte, daß auf diese Weise sich der Zorn der Götter stillen liesse. Dreyhundert Carthaginensische Bürger opferten sich freywillig diesen unnatürlichen Gözen auf, als Agathocles in dem 581sten Jahr der Stadt, sie in die betrübtesten Umstände versezt hatte, um die Götter ihrem Vaterland wiederum günstig zu machen.

Durch solche grausame Opfer wurde die Stadt allen gesitteten Völkern der damaligen Welt abscheulich. Der König in Persien Darius Hystaspis, ließ dem Bündnis, welches er mit Carthago wider die Griechen eingieng, einen eignen Artikel einrüken, nach welchem diese unnatürlichen Opfer sollten abgeschaffet werden: Es wurde aber dieses nur so lange der König lebte, beobachtet, ja vielleicht in Geheim jederzeit fortgesezt: Denn bey seines Nachfolgers Xerxes Zeiten, gieng die schändliche Gewohnheit wiederum in vollen Schwang. Gelon König von Syracusen, zwang die Stadt in dem Frieden, welchen er ihr in dem 410ten Jahr bewilligte, diese Grausamkeit abzuschaffen. Wie so vielen Dank ist nicht die Nachwelt dem Angedenken

dieser

dieser beyden lobenswürdigen Fürsten schuldig, daß sie die Ehre der menschlichen Natur gerettet, und solche in einer Stadt wieder herstellen wollten, in deren sie gänzlich verdrungen schien! Hat gleich Gelon mit seiner Verordnung die scheußliche Gewohnheit nicht gänzlich vertilgen können, wie das obige Beyspiel zu den Zeiten Agathocles zeiget, so lag doch die Schuld nicht an diesem vortreflichen Sieger: Es war vielmehr für Carthago ein unauslöschlicher Fleken, daß die Grausamkeit und Blindheit sich ihrer so sehr bemächtigen konnte. Sie erreichte in dieser Blindheit eine solche Stuffe der wildesten Unmenschlichkeit, daß Mütter, welche doch von Natur zu den zärtlichsten Empfindungen am aufgelegtesten sind, sich ein Verdienst daraus machen wollten, wenn sie ihre eigne Leibes-Frucht, dem ärgerlichen Bilde in die Arme legten, ohne einen Seufzer fallen zu lassen, oder das geringste Merkmal des Mitleidens und der Natur an den Tag zu legen. Man bildete sich in dieser Raserey vor, die Wirkung des Opfers gehe gänzlich verloren, wenn man irgend ein Zeichen des Reuens oder der Betrübniß merken liesse. = = Es hat zwar Herr Morin * in seiner Abhandlung von Menschen-Opfern, um der Ehre des menschlichen Geschlechts willen, die vorgegebene Menschen-Opfer so wol bey den alten als neuern Völkern gänzlich geläugnet. Dieser Gelehrte verlangt, „ daß man kein „ vorgegebenes Menschen-Opfer ohne einen offenba„ ren Beweis zugestehen müsse. = = Er verlangt Zeu-

* Man sehe die Auszüge und Abhandlungen der Academie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris. Erster Theil pag. 73. Erfurt 1749.

„ gen, die das Opfer selbst angesehen, welche
„ Zeugen in dem höchsten Grade, und ohne alle Aus-
„ nahm glaubwürdig sind; ja er verlangt einiger
„ Massen das Zeugniß des Opfers selbst. = = Es
„ sey unter den Schriftstellern welche die Wahr-
„ heit dieser Opfer bezeugen, kein einiger, der
„ vorgebe, daß er solche selbst gesehen. = = Sie
„ thun nichts, als daß einer den andern anführe und
„ ausschreibe. = = Die allerältesten berufen sich auf
„ alte Traditionen, und reden insgesamt mit einem Ab-
„ scheu von diesen Menschenopfern. = = Er schließt,
„ wenn man die Begebenheiten, so hiervon
„ zum Besten bewiesen zu seyn scheinen, etwas nä-
„ her betrachte, so finde man, daß die Bosheit,
„ das Vorurtheil oder die Unwissenheit bey den mei-
„ sten Geschichtschreibern, nicht genugsam geprüfte
„ Meinungen ausgebreitet, ja einiger Massen fest-
„ gestellt habe, die man aus blossem Abscheu
„ dafür verwerfen sollte. “ = =

Zur Ehre der menschlichen Natur wäre es wol zu wünschen, daß des Herrn Morin Einwendungen wider die Würklichkeit der Menschenopfer gegründet wären. Soll aber dieselbe auf Unkosten der Wahrheit gerettet werden? Können einige Zweifel und angebrachte Schwierigkeiten eine unangenehme Wahrheit der Geschichte, die durch vielfältige Zeugnissen bewähret ist, ungeschehen machen? Und ist es wol hinlänglich, die Glaubwürdigkeit aller Geschichtschreiber gänzlich zu verwerfen, aus diesem Grunde, weil das so sie erzehlen, der menschlichen Natur Schande macht? Die Begebenheiten und Sitten der ältern Zeiten werden Wahrheiten und geschehene Sachen bleiben, wenn sie gleich der Nachwelt an-

stößig

klößig und ekelhaft vorkommen. Meines Erachtens ist das Bündniß des Darius, und der Friedensschluß des Königes Gelon, ein so unverwerfliches Zeugniß von der Würklichkeit der Menschenopfer zu Carthago, daß mit Grund nicht das allermindeste darwider eingewandt werden kan. Was hätte wol diese beyden Fürsten dringen können, den Carthaginensern die Abschaffung dieser greulichen Opfer aufzulegen, wenn sich dieselbe nicht unzahlbar damit befleket hätten? Hätten die Carthaginenser wol zugegeben, einen ihrer Gottesdienstlichen Gebräuche, der so alt als ihre Stadt war, und welchen sie als ihren Augapfel bewahrten, zu unterlassen, wenn sie an diesen Opfern unschuldig gewesen wären? Nach meinem Urtheil ist der unmenschliche Gebrauch der Menschenopfer bey den Carthaginensern so gewiß und richtig, als nur immer eine Begebenheit der alten Geschichte richtig und gewiß ist. Und betrachte ich die Wege der göttlichen Gerechtigkeit, aus dem Verhalten derselben gegen die Völker des Erdbodens, so bin ich beglaubt, daß diese Grausamkeit der Carthaginenser, und ihr unauslöschlicher Hang zu den Menschenopfern, eine nicht geringe Ursache ihres so traurigen Untergangs gewesen; und daß aus einer gerechten Vergeltung etliche Hundert ihrer edelsten Einwohner bey der Zerstörung der Stadt durch ihre eigene Hände den Flammen aufgeopfert worden. Diese Handlungen sind ferner ein jammervoller Beweis, von dem greulichen Verfall der sittlichen Grundsäze, bey Völkern die von der Bürgerschaft Israels entfernet waren. Sie zeugen von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer nähern göttli-

chen

chen Offenbarung, zur Widerherstellung des beynahe gänzlich unterdrükten Begrifs, von der anständigen Verehrung des Göttlichen Wesens.

Es sind aber die bey den Carthaginensern üblich gewesene Menschenopfer das nicht allein, was ihren Gottesdienst verfluchens-würdig machte; ihre unzüchtige Gewohnheit, daß sie ihre Weiber, gleich den Babylonischen und Phönicischen, den Fremden in dem Tempel der Göttin Astarte Preis gaben, macht denselben nicht weniger abscheulich. Die Carthaginenser ahmeten ihren Stammvättern den Tyriern und Phöniciern nicht nur in ihren löblichen und unschuldigen, bürgerlichen so wol als gottesdienstlichen Gebräuchen nach, sondern sie machten sich auch das schlimme und ärgerliche von ihren Gewohnheiten eigenthümlich. Diese unartige Gewohnheit kan statt anderer zum Beyspiel dienen. Nur befand sich zwischen der Phönicischen und Carthaginensischen Gewohnheit dieser Unterschied, daß bey den erstern das Geld, welches durch diesen unzüchtigen Gewerb gewonnen wurde, der Göttin Astarte oder Mylitta geheiligt war; da hingegen die Weiber der Carthaginenser den Lohn ihrer Unzucht in ihren eignen Nuzen verwendeten. Diese niederträchtige Eigennüzigkeit scheinet noch abscheuenswürdiger, als das Betragen der Phönicier und Babylonier: Denn es gab ihnen mehr das Ansehen gemeiner Huren, als das andere. Es hatten aber alle diese Völker ihres groben Gottesdiensts, und der damit verknüpften mancherley Unreinigkeit wegen, eine solche Stuffe der Thorheit und Gottlosigkeit erreichet, daß es schwer zu bestimmen

ist,

ist, welches unter ihnen das schlimmere oder bes-
sere gewesen. Ich sehe ihre so genannten gottes-
dienstlichen Uebungen als nothwendige Folgen ihrer
anerbohrnen lasterhaften und unzüchtigen Leiden-
schaften an. Vielleicht war der Fluch des geschän-
deten Noah über seinen Enkel Canaan und dessen
Nachkommen, noch in seiner vollen Würkung, so
lange Carthago stunde.

Das Abscheuenswürdige des Charthaginensischen
Gözendiensts wird auf gewisse Weise durch das Löb-
liche vieler von ihren bürgerlichen Gebräuchen wi-
der ersezet. Ich werde einiger derselben mit weni-
gem gedenken: Es wurde keine besondere Belei-
digung, welche von irgend jemand einem an-
dern erwiesen worden, ungestraft gelassen. Die-
se Regel der Billigkeit nahmen sie von ihren ersten
Vorfahren an, und hielten bey allen Gelegenhei-
ten ganz streng über die unparteyische Beobachtung
derselben. Dadurch wurde dem Schwachen und
Armen wider die Gewaltthätigkeit der Mächtigen
und Reichen, der in einem gemeinen Wesen so
nothwendige Schuz geschaffet. Wenn der Arme den
Schuz der Geseze nicht weniger als der Mächtige zu
geniessen hat, so ist der Staat unzehliger Unruhen
enthoben; welche, wenn diese natürliche Billigkeit
hintangesezt würde, in einer volkreichen Stadt täg-
lich entstehen müßten.

Würde und Macht konnten bey den Cartha-
ginensern keinen grossen Verbrecher vor der ver-
dienten Strafe schüzen. . . Unter keiner Regie-
rungsart stehen die Geseze in mehrerer Gefahr kraft-

los

los gemacht zu werden, als in einem Aristocratischen Freystaat. Wird dem Reichen, oder dem so in Hoheit und Macht stehet, einmal zugelassen, die Gesetze des Staats ungestraft zu übertretten; macht man sich ein Bedenken, die in den Gesezen geordneten Strafen an ihm zu vollziehen, weil er mächtige Freunde, zahlreiche Anhänger, oder Mittel in seiner Gewalt hat, an den Handhabern der Gesetze und der Gerechtigkeit, oder den ihrigen Rache auszuüben, so werden die Gesetze in weniger Zeit ein todter Buchstabe. Eine einige ungeahndete Uebertrettung der Gesetze ziehet eine Menge von Uebertrettern nach sich. Will man nur gegen den Dürftigen, der von dem Grossen abhängt, und den man nichts zu achten vermeint, die Strenge der Gesetze beobachten; will man den Mächtigen zu lieb einen Unterschied und Ausnahme machen, so wird die Eintracht zwischen den Ständen eines freyen Staats in kurzem zernichtet seyn. Der Arme und Geringe, an welchem die Gesetze allein, und zwar in ihrer Strenge ausgeübt werden, siehet dieses als ein Unrecht, als eine Beleidigung an; er findet gar leicht andere, die ein solches Betragen auf gleichen Fuß beurtheilen. Und was muß die nothwendige Folge desselben seyn? Dieses, daß man sich nur eine Gelegenheit, nur einen Anführer wünschet, das unterste zu oberst zu kehren, der Unvernunft und der blinden Rache Gehör zu geben. = =

Die Oberkeitlichen Personen waren während der Ausübung ihres Amts verbunden, sich des Weins zu enthalten. So wurde auch den Soldaten, so lange sie im Felde lagen, bey der schwer-

sten

ten Strafe befohlen, sich alles Weintrinkens zu müßigen. Beyde diese Anordnungen sind löbliche Beyspiele von ihrer Mäßigkeit und Nüchternheit. So sehr der Soldat durch den Wein zu Unordnungen kan verleitet werden, so sind doch solche öfters viel geringer, als diejenigen übeln Folgen, da einem betrunknen Mann das Richter- oder Oberkeitliche Amt aufgetragen wird. Jedermann wird auch bey dieser Gewohnheit mehrere Klugheit bemerken, als in dem bekannten Geseze, welches Mahomed in den spätern Zeiten, unter seinen Landleuten und Glaubens-Anhängern eingeführt hat, nach welchem ihnen aller Gebrauch des Weins gänzlich untersagt ist. Ein vernünftiger Gesezgeber ziehet Zeiten und Umstände jederzeit in Betrachtung; und läßt den schädlichen und unmäßigen Gebrauch eines Guts, den unschädlichen und guten nicht verdrengen.

In den schönen Wissenschaften, besonders in der Weltweisheit, haben es die Carthaginenser nicht gar weit gebracht. Wenigstens haben Ueberbleibsel von ihrer Neigung zu denselben, dem Verderben der Zeit nicht können entrissen werden. Weil aber auch in diesem Theil ihrer Geschichte, die Nachrichten auf dem Zeugniß ihrer Feinde beruhen, so kan man nach aller Wahrscheinlichkeit annehmen, daß mehr Wissenschaften unter ihnen bekannt gewesen, auch eine grössere Anzahl gelehrter Leute in ihrem Schoos gebohren worden, als die Erzehlungen, so hiervon auf uns gekommen sind, anzeigen. Der grosse Hannibal war in den Schriften und Wissenschaften der Griechen nicht wenig geübt:

Staatliche Bibliothek
Regensburg

geübt: Seine Geschichte aber von dem Asiatischen Proconsulat des Manlius Vulso, ist zum Nachtheil von Carthago, und der Geschichte verloren gegangen. Die acht und zwanzig Bücher des Mago von dem Akerbau wurden so hoch gehalten, daß dieselbe nach der Eroberung der Stadt auf Befehl des Raths zu Rom in die Lateinische Sprache übersezt wurden. Das Tagbuch des Himilco, eines Befehlshabers der Flotte, der von dem Carthaginensischen Rath abgeschiket wurde, die abendländischen Küsten und Häfen von Europa zu entdeken, wurde nebst einer Nachricht von seinen Entdekungen, den Punischen Jahrbüchern einverleibt. Der sicherste Beweis, daß die nüzlichen Wissenschaften in Carthago Liebhaber gefunden, ist die Büchersammlung, welche den Römern bey Eroberung der Stadt zu Theil wurde; welche aber, da die Römer selbst dazumal den Wissenschaften noch keinen sichern Aufenthalt in ihrer Stadt bewilliget hatten, von dem Rath an die mit ihrem gemeinen Wesen verbündeten Africanischen Fürsten verschenket wurde. Doch, es war eine Haupthinderniß, daß die Wissenschaften, besonders die, so von den Griechen getrieben wurden, in dieser Stadt nicht empor kommen konnten. Diese war das allgemeine Staatsgeseze, welches allen Einwohnern verbote, die Griechische Sprache reden oder schreiben zu lernen. Dazumal aber waren die schönen Wissenschaften und die Weltweisheit einig bey demjenigen Volk zu Hause, dessen Sprache reden oder schreiben zu lernen, bey höchsten Strafen untersagt war. Die Ursache aber des Verbots war ein verrätherischer Brief, welcher von einem Suniates,

einem

einem Bürger von Carthago, der aber ein abgesagter Feind des Feldherrn Hanno war, an den Tyrann Dionysius, in Griechischer Sprache abgelassen wurde, durch welchen ihm das Vorhaben der Hanno sollte entdeket werden. In Ansehung des Künste aber, besonders derjenigen, welche bey der Schiffahrt und dem Kriege dienlich waren, wie nicht weniger in der Baukunst, kan den Carthaginensern ein grosser Ruhm nicht wol streitig gemacht werden.

In den ältern Zeiten hat sich kein Volk der Handlung und Schiffahrt wegen einen grössern Namen erworben, noch auch dieselbe mit einer weitern Ausbreitung getrieben, als die Carthaginenser. Die überaus vortheilhafte Lage der Stadt machte ihr dieselbe so wol angenehm als leicht. Das Mittelländische Meer, und alle an demselben liegende Häfen waren ihnen vollkommen bekannt. Sie breiteten in den Morgenländischen Gegenden ihre Entdekungen und Handlungen eben so weit aus als irgend ein Volk; und gegen Abend brachten sie es aller Wahrscheinlichkeit nach höher. Brittannien und die Canarischen Inseln waren ihnen bekannt; ja America selbst soll nach einiger Meinung von ihnen beschiffet worden seyn, jedoch ist dieses leztere Vorgeben nicht vollkommen auf den Punct einer historischen Gewißheit gesezt. Sie machten zwar aus ihren Entdekungen Geheimnisse, um die vortheilhafte Handlung mit entfernten und allen damals handeltreibenden Staaten in bekannten Ländern, für sich allein zu erhalten. Ein Carthaginensisches Schiff, welches seinen Weg

nach Brittannien zu nahm, wurde von einem Römischen verfolget, um den Lauf desselben auszuspähen: Es bohrete sich aber lieber in den Grund, als daß es den Römern den Weg nach demjenigen Lande zeigen wollte, aus welchem es eine so vortheilhafte Handlung zog. Sie mögen auf eben diese Art die Kenntniß welche sie von America hatten, geheim gehalten haben. Sie verdunkelten so gar mit Verlauf der Zeiten durch ihre blühende Handlung den Ruhm der Tyrier, ihrer Stammväter; denn Plinius leitet den Ursprung der Handlung nicht von den Phöniciern, sondern von den Carthaginensern her. Die natürliche Fruchtbarkeit ihres Bodens, die Menge und Geschiklichkeit ihrer Künstler, und die Lage machte Carthago nicht allein für das Mittelländische Meer, sondern auch für die entferntesten Völker zum Mittelpunct der Handlung, und zu einer beständigen Messe.

Die Waaren, mit welchen sie andere Länder in grossem Ueberfluß versorgten, waren Korn und Früchte von allerley Arten, verschiedene Gattungen von Lebensmitteln, und kostbaren Weinen, Wachs, Oel, Honig, die Häute wilder Thiere. = = Ihre Stapel-Manufacturen waren Hausgeräthe, Puppenwerke, Schiffseile, allerhand Arten von Schiffbedürfnissen; und die Farbe, welche nach ihnen die Punische genennt wird, deren Zubereitung ihnen und den Tyriern eigenthümlich gewesen. Aus Egypten erhielten sie feinen Flachs, Papier, = = von den Küsten des rothen Meers Specereyen, Weyhrauch, Rauchwerk, Gold, Perlen und Edelsteine; aus Tyrus und Phönicien Purpur, Scharlach, kostbare Stoffe, Tapezereyen, köstliches Hausgerä-

geräthe, = = aus Brittannien zogen sie Eisen, Zinn, Bley, Kupfer. = = Der allerwichtigste Theil ihrer Handlung aber war der, so sie mit den Ethiopiern, Garamanten, und Persern trieben. Durch selbige erhielten sie, ausser vielen kostbaren Waaren, die allerschäzbarsten Edelsteine, und zwar in überaus grosser Menge. Sie reiseten zu diesen, und wahrscheinlich zu noch weiter entfernten Völkern jährlich in Caravanen. Sie hielten bey denselben von Standswegen jederzeit einen Ausrufer und Geheimschreiber. Mit einem Wort: Sie kauften alles überflüßige von allen Völkern für einen geringen Preiß ein. Da ihnen die Bedürfnisse aller Völker, nebst der besondern und ihnen eignen Art, mit diesen Völkern Handlung zu treiben, bekannt waren, so verkauften sie ihre Waaren nach einem selbst beliebigen Preiß. Es läßt sich leicht der Schluß machen, welche unmäßige Schäze durch diese vielfaltige Handlungen, und Handelsgesellschaften jährlich nach Carthago müssen gebracht worden seyn. Es wurde deßnahen in allen dieser reichen Handelstadt unterworfenen Ländern keine Lebensart für ruhmlicher gehalten, als ein Kaufmann zu seyn. Hierüber hat man sich auch nicht zu verwundern, wenn man den grossen Vortheil erwiegt, welcher allen Ordnungen und Ständen des gemeinen Wesens daher zufloß. Selbst Leute aus den vornehmsten und edelsten Häusern schämten sich nicht, Kaufmannschaft zu treiben, und durch diesen Weg sich bereichern. Man gieng so weit, daß man denjenigen für einen unnüzlichen Bürger des gemeinen Wesens ansah, der sich nicht der Kaufmannschaft befließ. Dieser erstaunliche Zufluß von Reichthümern sezte die Stadt

in kurzer Zeit in den Stand, die förchterlichsten Flotten von Kriegs- und allen Arten Schiffen auszurüsten, und derselben noch jederzeit eine erstaunliche Menge auf den Nothfall in Bereitschaft zu halten. Die Herrschaft zur See, welche sie bey Jahrhunderten durch in dem grösten Theil des Mittelländischen Meers allein behauptete, ist ein überzeugendes Beweisthum ihrer Macht, welche sie vornehmlich dem Reichthum von ihrer Handlung zu danken hatte. Diese gab ihnen auch zulängliche Mittel an die Hand, ihre Eroberungen über weitläufige Länder auszubreiten, und selbst nach der obersten Herrschaft der Völker zu streben. Von ihnen kam die Erfindung der Quadriremes oder der Schiffe mit vier Ruderbänken. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie auch die erstern, welche Schiffseile für grosse Fahrzeuge aus dem Gewächse Spartum, einer Art von Pfriemenkraut verfertigten: wenigstens wurde diese Entdekung von ihnen den Römern bekannt gemacht. Ich übergebe andere von ihnen zum Vortheil der Schiffahrt gemachte Entdekungen; welche bey einem arbeitsamen Volk, das sich von allen seinen Bemühungen die grösten Vortheile versprechen konnte, nicht seltsam seyn mußten.

Die Nachricht von der Gemüths-Abbildung der Carthaginenser rühret hauptsächlich von den Römern, folglich von ihren unversöhnlichen Feinden her: Man hat sie also nicht allzuviel zu achten. Die Römer machten sich kein Bedenken, sie als ein Volk vorzustellen, welches sich in allen seinen Handlungen von einem Geist der ehrlosesten Niederträchtigkeit regieren ließ, deren Gemüther nur darauf gerichtet waren, Schäze zusammen zu scharren, und

solche

solche auf die filzigste und schleichendeste Weise zu unterhalten und zu vermehren. = = Es ist keine Art von Treulosigkeit, Undankbarkeit und Ungerechtigkeit, deren sie sich nicht vielfältig sollten schuldig gemacht haben. Es wird aber ein mit Vorurtheilen für die Römer nicht eingenommener Leser der Carthaginensischen Geschichte leicht einsehen, daß der Geist der Parteylichkeit, ihnen, wo sie nur immer der Carthaginenser gedacht, die Feder geleitet habe. Die Römer, welche an ihnen schreyende Ungerechtigkeiten verübt haben; welche mit kaltem Blut die Barbarey begehen konnten, ihre Urkunden-Behältnisse zu Grunde zu richten, wünschten der Nachwelt eine solche Abschilderung von ihnen zu hinterlassen, welche ihre eigne an den Carthaginensern verübte Ungerechtigkeit und Grausamkeit bedeken und entschuldigen könnte. Die Abschilderung welche Plutarch von ihnen giebt, ob sie gleich nicht vollständig ist, beleidiget doch die Wahrheit weniger, als die Römische. Er meldet von ihnen, daß sie eine murrische, schwermüthige und grimmige Gemüthtsart gehabt, = = daß sie gegen alles was nur den geringsten Schein von Wiz oder Stichelreden hatte, die grösseste Abgeneigtheit bewiesen, so daß sie auch nicht den mindesten Scherz vertragen konnten. Plutarch hat bey seiner Nachricht die unparteyische Geschichte auf seiner Seite. Gewiß ist, daß die guten und bösen Eigenschaften dieses Volks so genau mit einander vermischt gewesen, daß es beynahe unmöglich ist, zu bestimmen, ob die guten oder die schlimmen länger und mehr die Oberhand gehabt haben? Je näher sie noch ihrem Ursprung waren, desto unschuldiger und erträglicher

findet

findet man ihre Sitten und Neigungen, je mehr sie aber ihrem Untergang zueilten, desto ärger waren dieselben. Die Handlung, das Kriegs- und See-Wesen, waren die vornehmsten wo nicht die einigen Vorwürfe der allgemeinen Aufmerksamkeit zu Carthago. Diese Beschäftigungen nahmen die Gemüther aller Einwohner dergestalt ganz und gar ein, daß sie den freyen Künsten und Wissenschaften, und damit auch der Verbesserung und Gelindermachung ihrer Sitten obzuliegen, wenige Neigung, ja nicht einmal einen sonderlichen Geschmak an denselben hatten. Indessen befanden sich jederzeit viele edelgesinnte und heldenmüthige Seelen unter ihnen; der allgemeine Eifer und die durchgehende Neigung vor das gemeine Beste des Vatterlands, welche so gar die Weiber vor und in der lezten Belagerung der Stadt in einem bewunderungs-würdigen Grad bewiesen, bestetiget dieses zur Genüge. Man kan zwar nicht läugnen, daß sie sich gegen verschiedene ihrer Feldherren, welche in dem Kriege mit oder ohne ihre Schuld unglüklich waren, mehr grausam, als nur streng gezeiget haben. Es kan auch gar wol seyn, daß sie sich nicht jederzeit das genaueste Gewissen gemacht, Sclaven von ihren Worten und Zusagen zu seyn. Sie waren Kaufleute, und in den alten Zeiten vermeinte diese Art von Menschen berechtiget zu seyn, zwischen Wort und That einen Unterschied zu machen. Ohne Zweifel mag sich diese tadelnswürdige Unart von dem Privat-Mann, in die Grundsäze des Staats bisweilen eingeschlichen haben: Daß sie aber so oft als es ihr Nuzen erheischte, Treu und Glauben sollten gebrochen haben, ist eine Zulage, welche der Wahrheit widerspricht.

spricht. Ich sehe es aber für unmöglich an, eine vollständige Abschilderung von ihnen zu geben. Sie hatten dieses mit allen Völkern gemein, daß sich ihre Grundsäze und Sitten beynahe in jedem Mannsalter, wenigstens in jedem Jahrhundert völlig abänderten; so daß die Carthaginenser in dem fünften Jahrhundert der Stadt, denen so in den ersten hundert Jahren lebten, ganz ungleich waren. Man müßte also in einem jeden besondern Zeitpunct, wenigstens in jedem Jahrhundert, eine besondere Abschilderung von ihnen machen, wenn man sie auf das genaueste kennen, und ihre Sitten, Neigungen, Grundsäze . . vollständig beurtheilen wollte. Zu einer solchen Arbeit aber giebt die uns von ihnen überlieferte Geschichte weder genugsam hinlänglichen, noch sattsam unparteyischen Stof.

So groß der Ruhm war, welchen sich die Stadt Carthago durch ihre weit ausgebreitete Handelschaft erworben hatte, so ist sie doch durch ihre Kriege und gemachte Eroberungen noch weit berühmter worden. Ich will nun auch einen Blik auf dieselbe thun: Die ersten Kriege welche diese Republic führte, waren wider die Africaner, ihre Nachbarn gerichtet. Diejenigen, welche unter Anführung der Dido auf der Africanischen Küste gelandet, und die Stadt Carthago erbauet hatten, machten sich anheischig, den benachbarten Völkern, und besonders den Numidiern, ein jährliches Schuzgeld, für die ihnen überlassene Gegend zu entrichten. Dieses Schuzgeld wurde auch so lange richtig abgetragen, als Carthago schwach war. Da aber die Einwohner sich durch eine glükliche

Kaufmannschaft zu bereichern anfiengen, sahen sie es als einen Schimpf an, das Schuzgeld noch ferner zu bezahlen. Sie wollten sich durch einen ungerechten Krieg dieser Schuldigkeit, welche ihnen ihren geringen Anfang vorwarf, entledigen. Das Glük in diesem ersten Krieg aber war ihnen zuwider, die gerechte Sache erhielt die Oberhand, Carthago mußte noch wie zuvor das schuldige Schuzgeld abführen.

Dieser erste für eine ungerechte Sache unternommene unglükliche Krieg hätte die Carthaginenser von allen fernern kriegerischen Unternehmungen abschreken sollen. Es war ihnen indessen ein Vorbote, daß sie nicht so fast durch Krieg, als aber durch die Handlung zu Macht und Reichthum gelangen sollten. Als ihnen aber bald darauf das Kriegsglük günstiger war, da sie die besiegten Numidier und Mohren zwangen, ihnen einen grossen Streifen Lands längst der Seeküste eigenthümlich abzutretten, und des Schuzgelds zu entlassen, so fiengen sie je mehr und mehr an, sich nach Eroberungen zu sehnen. Die Geschichte, welche in den dreyen erstern Jahrhunderten der Stadt überaus unfruchtbar ist, giebt keine Spuren, daß die Carthaginenser zu diesem zweyten Krieg mehr berechtiget gewesen, oder zu demselben gereizet worden, als zu dem erstern. Sie machten sich wenig Bedenken unschuldige Völker des ihrigen zu berauben, und sie aus dem Stand der Freyheit in die Knechtschaft, oder wenigstens in die Unterthänigkeit zu bringen. Man kan diesen, so wie alle spätern Kriege der Carthaginenser, aus ihrer Begierde nach Reichthum herlei-

herleiten. Die Einwohner, welche Kaufmannschaft trieben, und durch ihr Vermögen sich in kurzem ein grosses Ansehen in der Stadt erworben, waren mit dem Gewinn den sie auf eine billige Weise erhalten konnten, nicht vergnügt. Sie wollten zum Theil ihre eigne Handlung nach mehrers ausbreiten, und damit sie dieses bewerkstelligen möchten, wollten sie die Handlung ihrer Nachbarn hemmen. Sie wollten also lieber dasjenige so sie bisdahin an sich gebracht, in Gefahr sezen, gänzlich zu verlieren; als zugeben, daß auch andere den Gewinn mit ihnen theilen könnten. Diese gewinnsüchtigen Grundsäze wird man in allen Theilen ihrer Geschichte jederzeit bemerken. Sie waren das Triebwerk aller ihrer Handlungen.

Die Nachbarschaft von Sardinien, einer grossen und fruchtbaren Insel des Mittelländischen Meers, reizte bald nach diesem ihre Habsucht. Es ist wahrscheinlich, daß sich die Carthaginenser zu dieser Zeit einen Entwurf zu ihren Eroberungen ausgedacht haben, vermittelst deren sie ihrem anwachsenden Staat dasjenige verschaffen konnten, woran sie etwann selbst Mangel litten; sie wollten ihre Handlung je mehr und mehr ausdähnen, und sich aller derjenigen Sachen eigenthümlich versichern, welche derselben beförderlich seyn könnten. Diese Absichten nun zu erreichen, mußten sie trachten, sich der benachbarten Inseln, als Sardiniens und der sogenannten Balearen, zu bemächtigen. Vermittelst derselben konnten sie sich in ihren künftigen Kriegen die benöthigten Lebens-Mittel verschaffen, welche die Gegend von Carthago nicht jederzeit in

genugsamer Menge hervor brachte. Die anwachsende Handelschaft war dem Feldbau mehr nachtheilig als aber beförderlich; weil man bey der erstern Beschäftigung sich in weniger Zeit als bey dem Feldbau bereichern konnte, so verliessen viele diese so nothwendige Arbeit, und widmeten sich, zum Nachtheil des Feldbaus, in der Nähe von Carthago der Handelschaft. Dieser Nachtheil aber konnte durch den eigenthümlichen Besiz von Sardinien reichlich eingebracht werden. Sie hatten überdas die Absicht, in die besten Seestädte dieser Insel einen Theil ihrer Bürger zu verpflanzen; durch dieselben sich der Eroberungen desto mehr zu versichern, sie als Factors zu unterhalten, vornehmlich aber dadurch in den Stand gesezt zu werden, das nothwendige Bauholz für ihre von Tage zu Tage anwachsende Kriegs- und Kaufmanns-Schiffe aufzubringen. Es war auch die Eroberung dieser Insul keine Unternehmung, welche die damaligen Kräfte der Stadt Carthago übertrofen. Sie hatte sich eine ansehnliche Seemacht zugelegt, welche sie zu Ausführung ihrer Unternehmungen, und Behauptung der vorhabenden Eroberungen unentberlich nöthig hatte. Ihre Kriegsvölker, welche zwar noch nicht auf einen solchen Fuß eingerichtet waren, daß sie es mit den Griechischen, oder solchen die sich täglich in dem Kriegs-Handwerk übten, aufnehmen konnten, waren zahlreich, gut bewafnet, und mit allem nothwendigen versehen; an erfahrnen Anführern konnte es ihnen auch schon damals nicht mangeln, weil die Händel mit den Africanischen Fürsten sie zwangen, gute Kriegs-Befehlshaber zu pflanzen. Die Völker welche Sardinien bewohn-

wohnten, waren in keiner Verfassung, einem zahlreichen Feind das Haupt zu bieten. Sie stuhnden auch in gar keiner Verbindung gegen einander, kraft deren je ein Stamm dem andern wider einen allgemeinen Feind Hilfe zu leisten, verbunden gewesen wäre. Die so den mittägigen Theil der Insel bewohnten, zogen sich bey Ankunft der Carthaginensischen Flotte in das Gebirge, und überliessen den Feinden die Seepläze.

Die Balearischen Inseln, deren sich Carthago bald nach der Eroberung Sardiniens bemächtigte, waren dieser Republic zu ihren künftigen Eroberungen sehr vortheilhaft. Sie zog aus denselben die erfahrensten Schläuderer, welche in Schlachten und Belagerungen überaus wichtige Dienste leisten konnten. Diese Eroberungen verstärkten einerseits die Carthaginensische Schiffahrt; anderseits erhoben sie die Stadt zu einer solchen Macht, welche sie reizte, ihren Nachbarn Geseze vorzuschreiben, und sich in die Angelegenheiten entfernter Völker zu mischen.

Zu dem Entwurf, welchen sich die Carthaginenser bey ihren Eroberungen gemacht, wurde auch Sicilien gezogen, die gröste und fruchtbarste Insel des Mittelländischen Meers. Es war aber die Eroberung derselben keine so leichte Unternehmung. Sicilien war überaus volkreich, mit mächtigen Städten angefüllt, welche sich zum Theil als freye Staaten regierten, und zum Theil unter verschiedenen Fürsten stunden. Viele derselben, welche sich durch die Handelschaft bereichert hatten, konnten ansehnliche

Flotten

Flotten ausrüsten, ihre Völker zu Lande waren wol abgerichtet, und in Kriegsübungen nach der Gewohnheit der Griechen wol erfahren. Wären alle diese Staaten in einer genauen Verbindung unter einander gestanden, so daß sie ihre Macht wider einen auswärtigen Feind vereiniget hätten, so wäre es Carthago unmöglich worden, jemals festen Fuß auf dieser Insul zu sezen. Ihre verschiedenen Absichten aber machten, daß dieses so schöne Land bey zwey hundert und mehrern Jahren ein Schauplaz des grimmigsten Kriegs, und der greulichsten Verwüstungen wurde. Alle diese Zeit hindurch, nur kurze Unterbrechungen ausgenommen, waren die Carthaginenser mit Eroberung derselben beschäftigt; und doch konnten sie, ob sie gleich alle ihre Macht zu Wasser und zu Lande aufbotten, und alle ihre Schäze daran wendeten, nur die Helfte der Insel, oder höchstens zwey Dreytheil unter ihren Fuß bringen. Ja die Bekriegung dieser Insel war von aussen her eine der wichtigsten Ursachen von dem Untergang der Stadt Carthago, indem sie, ehe sie die gänzliche Bezwingung derselben zu Stande bringen konnte, mit den Römern zum ersten mal in einen überaus blutigen und langwierigen Krieg verwikelt wurde.

Die Carthaginenser machten schon um das 350ste Jahr ihrer Stadt Anstalten, auf Sicilien festen Fuß zu gewinnen. Ihre Anschläge waren auch nicht ganz vergeblich. Unter den Regierungen aber der Persischen Könige, Darius Histaspes und Xerxes bekamen sie einen neuen Beruf, nachmals einen Versuch gegen dieselben zu unternehmen. Die Städte

und

und Völker in Sicilien waren grösstentheils Pflanzvölker von den Griechischen Staaten. Damit nun solche abgehalten würden, den Griechen in den Kriegen, welche diese Könige wider Griechenland vorhatten, beyzustehen, so trachteten sie die Carthaginenser zu bereden, eine Landung auf Sicilien vorzunehmen. Diese Aufforderung war ihnen überaus angenehm, weil sie schon seit langer Zeit ihre Sorgen auf diese Eroberung gerichtet hatten. Der Umstand der Zeit schien ihnen höchst günstig zu seyn. Da die Sicilier keine Hilfe von den Griechen, wegen derselben eigner grossen Noth erwarten dorften, so stellten sie sich vor, daß sie dieselben gar leicht unterjochen könnten. Betrachtet man auch die entsezlichen Zurüstungen, welche drey Jahre lang unausseзlich betrieben wurden; daß ihr Heer zu Lande aus 300000. Mann, die Flotte aus 2000. Schiffen, und mehr als 3000. kleinern Fracht-Schiffen bestunde; = = daß solche vom Amilcar, dem angesehensten Feldherrn seiner Zeit, angeführt wurden; so muß man gewiß über die fürchterliche Macht dieser Handlung-treibenden Republic erstaunen, und die Eroberung der Insel als etwas leicht mögliches ansehen. Die Tapferkeit des Königs Gelon aber, und einige demselben überaus vortheilhafte Umstände vernichteten in sehr weniger Zeit dieses zahlreiche Heer, und die Flotte wurde in Brand gesteckt. Dieses war der unglükliche Ausgang einer Unternehmung, welche den erwünschtesten Erfolg versprochen hatte. Carthago zeigte sich auf Anhörung dieser schreklichen Nachricht, in seiner grösten Schwäche. So muthig und unternehmend sie bey einem guten Anschein der Sachen,

chen, oder bey einem glüklichen Fortgang der Begebenheiten war, so groß war im Gegentheil ihr Schreken und ihre Niedergeschlagenheit, wenn ein unglüklicher Zufall ihre Anschläge verderbte. Furcht, Unruhe und Verzweiflung waren die Leidenschaften, welche sich der Gemüther aller Einwohner augenbliklich bemächtigten. Sie erwarteten in dem Unglük weder von der Zeit, noch von der menschlichen Klugheit einen Trost und Hofnung, vielmehr sahen sie alles vor unwiderbringlich verlohren an. Sie befürchteten auch ein Unglük nicht allein; ihre aufgebrachten Leidenschaften stellten ihnen alle erschrekklichen Folgen als unausweichlich vor Augen. In dieser schrekhaften Verwirrung gaben sie gar leicht den niederträchtigsten und schimpflichsten Vorschlägen Gehör, weil sie glaubten, die Feinde nächster Tagen vor ihren Thoren stehen zu sehen. Sollte wol ein Staat, der nach solchen Grundsäzen handelt, = = der sich nur durch Leidenschaften, Furcht und Hofnung leiten läßt, = = der im Unglük Muth und Standhaftigkeit verliehrt, = = der bey einem erträglichen Unfall nur das allerärgste befürchtet, und niemals eine Verbesserung der Umstände, durch Klugheit und Zeit erwarten kan; = = der sich durch Schreken zu niederträchtigen und schimpflichen Handlungen verleiten läßt, = = zu grossen und mißlichen Unternehmungen aufgelegt seyn? Und doch hatte Carthago sich kaum von einem Unstern gerettet, so bot es begierigst der ersten Gelegenheit die Hand, durch welche es in neue eben so mißliche Unternehmungen als die vorigen gewesen, verwikelt wurde. Die ganze Geschichte von Carthago während den Sicilischen Kriegen, giebt hiervon einen überzeugenden Beweiß.

Die

Die Einwohner von Segesta, welche sich vor dem Zorn der Syracuser förchteten, riefen sie um Hilf und Schuz an. Nach vielen in dem Rath vorgenohmenen Berathschlagungen erhielte die Begierde sich zu vergrössern, über die wahre Wohlfart des gemeinen Wesens die Oberhand, und man entschloß sich abermal zu einem neuen Kriege. Der Anfang desselben war glüklich, und breitete den Ruhm der Carthaginensischen Waffen durch die ganze Insel aus. Es sezte aber die Erfahrenheit und Treulosigkeit des ältern Dionysius, wie auch ansteckende Krankheiten, diesem glüklichen Fortgang ein kurzes Ziel. Der gröste Theil eines überaus zahlreichen Heers und Flotte wurde in wenig Tagen durch den Feind und die Pest, vor Syracus, welche Stadt beynahe auf das äusserste gebracht war, aufgerieben. Ein schimpflicher Friede, der mit vieler Niderträchtigkeit erbettelt wurde, war die Frucht von einer abermaligen sehr kostbaren Unternehmung. Es war aber ein schimpflicher Friede nicht das einige Ungemach, welches sich die Stadt durch diesen Krieg zugezogen hatte. Die Stadt selbst stunde in Gefahr, von ihren aufrührischen Unterthanen des festen Lands erobert zu werden. Dionysius hatte endlich dem Carthaginensischen Feldherren zugestanden, daß er die wenigen eingebohrnen Bürger von Carthago, welche dem feindlichen Schwerdt und der Pest entrunnen waren, nach Carthago abführen dorfte, die andern Africaner aber wurden der Willkühr des Siegers überlassen. Diese Untreu brachte ihre Landsleute in Africa in solche Wuth, daß sie Carthago den Gehorsam aufkündeten, bey vielen tausenden zu den Waffen grieffen, und die

Stadt

Stadt selbst, nachdem sie den wichtigen Vorort Tunis weggenommen hatten, einschlossen. Die an allem entblößte Stadt wäre dazumal an der äussersten Spize des Verderbens gestanden, wenn die aufrührische Menge ein tüchtiges Haupt gehabt hätte. Dieser Mangel allein konnte noch die Stadt von dem drohenden Verderben retten.

Ich finde, daß die anstekenden Krankheiten den Carthaginensischen Heeren in Sicilien weit mehrern Schaden, als aber das feindselige Schwerdt zugefügt haben. An dieser Plage trug die Stadt nicht eine geringe Schuld. Ihre Feldherren, es sey nun daß sie von dem Rath selbst geheime Befehle gehabt, oder daß sie für sich selbst nachläßig gewesen, waren für die Gesundheit und Verpflegung des grösten Theils des Heers, welches aus Africanern bestunde, allzuunbesorgt. Die meisten derselben waren des Tags der unerträglichen Hize der Sonne, welche auf dieser Insel in den heissen Monaten nicht viel geringer ist, als in Africa selbst, und des Nachts dem heftigen Thau ohne Zelten ausgesezt. Diese Ursachen, nebst vielfältigen andern Unordnungen, welche täglich in einem zahlreichen Lager vorfallen müssen, verursachten gar leicht anstekende Krankheiten, welche die armen Leute bey hunderten dahin rissen; da hingegen genugsame Zelter, welche in warmen Ländern unumgänglich nothwendig sind, und ordentliche Verpflegungen, dem Uebel hätten vorbauen, wenigstens dasselbe sehr vermindern können. Es wurden aber die dazumal gebräuchlichen Arzneyen und Verpflegungen einig für die Carthaginensischen Bürger aufgewendt,

gewendt, die andern und weit mehrern hingegen rathloß gelassen. Von solchen Einrichtungen aber, als Feldspithälern, Apotheken, = = und andern nothwendigen Verpflegungen, die in unsern Zeiten in den Kriegen üblich sind, hatte man dazumal noch gar keine Kenntniß. Indessen mußte diese Vernachläßigung der Hilfsvölker bey denselben so wol als bey ihren Landsleuten widrige Eindrüke gegen die Carthaginenser erweken. Es wäre auch dem Himilco, dem Anführer des Heers, ein leichtes gewesen, durch Anbietung eines Stük Gelds, von dem Dionysius die Einwilligung zu erhalten, daß er die Hilfsvölker eben so wol als die Bürger aus Sicilien hätte wegführen dörfen. Wenn aber ein Staat durch Grundsäze des Geizes und Eigennuzes regieret wird, so macht man sich das grösseste Bedenken, eine geringe Summe aufzuwenden, wenn gleich dadurch augenscheinliche Gefahren könnten abgetrieben, und die Liebe der Unterthanen erhalten werden. Wie willig würde Carthago, da es nunmehro zu spät war, die grössesten Summen dahin gegeben haben, wenn es den Aufstand seiner Africanischen Unterthanen damit hätte dämpfen können!

Wenn nach einem Unglüksfall, der in den Sicilischen Kriegen die Stadt überfallen hatte, nur eine Zeit verstrichen war, so wuchse ihr wiederum der Muth, sich mit erneuerten Kräften, zu der Eroberung der Insel einzulassen. Man erstaunet über die entsezlichen Niederlagen, und über die gewaltigen Verwüstungen, welche sie von dem Gelon, den Dionysiern, dem Timoleon, Agathocles = = erlitten;

erlitten; noch mehr aber hat man Ursache zu erstaunen, daß sie sich durch so viele Niederlagen von einer jederzeit unglüklichen Unternehmung, welche zum öftern den Staat bis auf das äusserste erschüttert, nicht abschreken ließ. Beynahe ist es unglaublich, wie die Stadt bey so vielen Niederlagen jederzeit neue und sehr zahlreiche Heere auf die Beine stellen konnte; besonders da sie zu dieser Zeit noch gar nichts, oder nur einen sehr geringen Antheil von Spanien besaß. Man sollte auf die Gedanken fallen, daß ganz Africa durch diese Kriege wäre an Einwohnern entblößt worden. Carthago hatte zwar in diesen Zeiten auch beträchtliche Haufen Griechen in seinen Heeren. Weil aber dieselben verzweifelte Waghälse waren, welche Mißvergnügens oder Verbrechen wegen ihr Vaterland verliessen, so war es den feindlichen Anführern, vornehmlich dem Timoleon leicht, sie durch Versprechungen zum Ueberlaufen zu bewegen, oder auf andere Weise treulos zu machen; (Begebenheiten, welche allen denjenigen über kurz oder lang begegnen müssen, welche mehr mit fremden als mit eignen Unterthanen ihre Kriege führen), da denn den andern, weil die Griechen für die besten Soldaten gehalten wurden, der Muth augenbliklich entfiel. Ueber das machten sich die Carthaginenser durch verübte Grausamkeiten an den Einwohnern selbst, wo sie die Oberhand hatten, durch Entweihung der Gräber, und noch mehr durch Zerstörung der Tempel überaus verhaßt; so daß sie bey der ersten Gelegenheit bereit waren, das Joch dieser übermüthigen Herren abzuschütteln. Dieser Umstand, der zu Carthago nicht unbekannt seyn konnte, hätte sie über-

überzeugen sollen, daß ihre Herrschaft, ungeachtet der erstaunlich grossen darauf verwandten Unkosten, in dieser Insel gar nicht dauerhaft seyn würde; wie sie dieses auch in der That erfuhren, als sich der König Pyrrhus nur in derselben zeigte. So übermüthig sie aber bey dem Sieg war, so verzagt verhielt sie sich bey einer unvermutheten Widerwärtigkeit; ihre Grundsäze und Leidenschaften waren sich nach einem Kriege der 200. Jahre gedauert hatte, jederzeit gleich; sie verloren auf einmal alle Hilfsmittel aus den Augen; sie konnten den geringsten Feind, einen mit der Verzweiflung kämpfenden Agathocles, niederträchtig um Gnade flehen, und sich die hartesten Friedensbedingnisse vorschreiben lassen. Man kan mit Recht sagen, daß Carthago ein glüklicher und mächtiger Frey-Staat hätte seyn und bleiben können, wenn es nach dem ersten unglüklichen Unternehmen in Sicilien, die Absicht die Insel zu erobern, hätte fahren lassen. Seine Handelschaft, ein Augenmerk, welches ihr äusserst am Herzen lag, wäre auch ohne dieselbe blühend und ausgebreitet gewesen. Sie trieben ja dieselbe nach Egypten, Syrien, Brittannien = = mit grösstem Vortheil, ohne daß sie an diesen Küsten eigenthümliche Häfen und Pflanzstädte besessen. Sie hätten alsdenn mit Rom keine Streitigkeiten gewunnen; oder doch allem Anschein nach ihren Staat Jahrhunderte länger in Freyheit erhalten können.

Als Pyrrhus von der Insel Sicilien, welche er schnell erobert, und eben so schnell wider verlohren hatte, absegelte, sagte er, da er sie noch einmahl ansah, zu seinen Freunden: Was für einen

schönen Kampfplaz überlassen wir nicht den Römern und Carthaginensern! Es waren auch kaum zehen Jahre verlauffen, da diese Staatsweissagung anfieng, in Erfüllung zu gehen. Carthago hatte nunmehr den fruchtbarsten und zur Handelschaft vortheilhaftest gelegenen Theil in seine Gewalt gebracht. Messana und Syracus mit ihren Gebieten, waren noch die einige Städte, welche seine Oberherrschaft noch nicht gefühlet hatten. Carthago schikte sich aber mit voller Macht an, auch dieselben unter seine Gewalt zu bringen, und dadurch die Eroberung der ganzen Insel zu vollenden. Die Römer aber, die inzwischen die Herrschaft über Italien an sich gebracht hatten, wollten nunmehr den schon längst gefaßten Entwurf ihre Eroberungen so weit sie immer konnten, auszubreiten, in Wirklichkeit bringen. Sicilien war ihnen hierzu überaus wol gelegen, ja auf gewisse Weise unentbehrlich. Schon öfters hatten sie bey Mißjahren nöthig gehabt, ihrem Kornmangel aus dem Ueberfluß dieser fruchtbaren Insel abzuhelfen, und deßwegen den Einwohnern schöne Worte zu geben. Sie stellten sich auch vor, daß die Carthaginenser nach gänzlicher Bezwingung der Insel die Lust ankommen möchte, ihr Glük auf dem festen Lande von Italien zu versuchen. Diesen Besuch zu verhindern, nahmen sie an den Zwistigkeiten Antheil, welche sich seit einiger Zeit unter den Einwohnern zu Messana eingeschlichen hatten. Die Beweggründe der Ehre und der Gerechtigkeit mußten dem Nuzen und der Staatsklugheit weichen. So unrechtmäßig die Ueberziehung der Insel Sicilien von seiten der Carthaginenser gewesen war, als sie zum ersten mal ihre

ihre Völker und Flotten dahin absegeln liessen; so unrechtmäßig war auch der Krieg, welchen dermal die Römer wider die Carthaginenser vorhatten. Die Vorsehung läßt jederzeit zu, daß die Ungerechtigkeiten eines Volks, und das Blutvergiessen, welches sie veranlasset haben, ihm von einem andern auf seinen Scheitel vergolten werden: Hierzu bedienet sie sich der Leidenschaften der Menschen, der Mißgunst, des Eigennuzes = = welche Leidenschaften von den Menschen, unter dem scheinbaren Vorwande der Staatsklugheit, und Staats-Absichten verborgen werden.

Die Carthaginenser kränkten sich nicht sehr darum, daß es mit Rom zu Thätlichkeiten ausschlagen sollte; ob sie gleich aller Wahrscheinlichkeit nach lieber gesehen hätten, wenn ihre Gegnerin ihr den Besiz der Insel ruhig überlassen, und von den innerlichen Verwirrungen derselben die Hand abgezogen hätte. Da aber ihr Kriegsstaat je länger je besser eingerichtet wurde; da sie sich auf den freywilligen Zulauf der Griechischen Soldaten verliessen, welche den Kern ihrer zahlreichen Heere ausmachten; da ihre Flotten in dem allerbesten Zustand, wol bemannet, mit allem Nothwendigen versehen, auch eine sehr genaue Kenntniß der Winde und der Küsten, in den Sicilischen und Italienischen Gewässern hatten; da es dem Staat an den erforderlichen Geldsummen, einen langwierigen und harten Krieg auszuhalten, gar nicht mangeln konnte; und da sie sich mit der angenehmen Hofnung schmeichelten, nach glüklich geendigtem Römischen Kriege ihre Eroberungen ohne fernern Widerstand zu vergrössern; so glaubten sie sich in genugsamer Verfassung, die

Zwistigkeit, ob Carthago oder Rom die Herrschaft über Sicilien haben sollte, auf das Kriegsglük ankommen zu lassen. Carthago hatte indessen 626. Jahre erreicht, als sich dieser heftige Krieg wider die Römer erhebte.

Die wichtigsten Thaten dieses Kriegs wurden auf der See verrichtet. Die Römer, welche bey dem Anfang desselben in allem was das Seewesen betraf, unbereitet, und gänzlich unerfahren waren, erlangten in wenig Jahren eine erstaunenswürdige Vollkommenheit in dieser Art zu kriegen. Die Begebenheiten auf der Insel selbst richteten sich nach den Vorfallenheiten zu Wasser. Die Carthaginenser verliessen sich auf ihre grosse Erfahrenheit, den Krieg zur See zu führen. Sie sahen ihren Feind mit Verachtung an, sie waren nicht so wol bedacht zu schlagen, als vielmehr Beute zu machen, und die plumpen Römischen Ruderschiffe im Triumph nach Carthago zu senden. Dieser Uebermuth zog ihnen, zu ihrer empfindlichsten Beschimpfung, den Verlust der ersten Seeschlacht zu. Ihre Verachtung gegen die neue Seemacht der Römer wurde gedämpft; sie selbst waren so klug aus ihrem Schaden Nuzen zu ziehen, künftig mit mehrerer Vorsichtigkeit und wenigerer Verachtung des Feinds Seeschlachten zu wagen. Der von den Carthaginensern verbannte Fehler trat zu den Römern hinüber. Sie fiengen an die Feinde nicht nur zu Land, sondern auch zu Wasser mit verächtlichen Augen anzusehen. Die Frucht dessen aber war, daß ihre Flotte geschlagen, die meisten Schiffe weggenohmen, und sie einige Jahre hindurch ausser Stand waren, neue in die See laufen zu lassen.

Zu der Zeit, als die Carthaginenser die Herrschaft

schaft über die See hatten, gieng es ihnen in Sicilien unglüklich. Man hätte glauben sollen daß die Herrschaft zur See ihnen auch die Obermacht zu Lande verschaffen sollte. Doch die Geschichte widerspricht zum öftern den gewohnlichen Erwartungen. Die Carthaginenser hatten keine Bundsgenossen auf der Insel, welche bey Belagerungen oder Vertheidigung der Städte ihre Macht mit der Carthaginensischen vereiniget hätten; da hingegen die Römer an dem König Hiero von Syracus einen wichtigen Bundsgenoß fanden, der zu dem glüklichen Fortgang ihrer Angelegenheiten eben so viel beytrug, als sie selbst. So schlugen sich auch verschiedene wichtige Städte auf ihre Seite. Die Carthaginenser waren überdas durch ihre harte Regierung, und durch das übermüthige Betragen vieler ihrer Feldherren bey den Eingebohrnen sehr verhaßt, so daß sie sich auf derselben Beystand gar nicht verlassen konnten. Sie mußten also durch ihre eigne Macht, die von Africa aus abgeschikt wurde, und mehrmal vielen gefährlichen Fällen ausgesezt war, den Krieg führen. Dieses schwächte sie nach und nach, so daß sie nur zur Vertheidigung, niemals aber zum Angrif gerüstet waren. Ihre Angelegenheiten verschlimmerten sich augenscheinlich, als in dem zehnten Jahr ihre Landmacht unter dem Asdrubal auf das Haupt geschlagen wurde. Hamilcar, der Vater des grossen Hannibals, konnte nur ihre verfallene Sachen aufhalten, nicht aber denselben neues Leben und Muth einflössen. Dieses war die einzige Schlacht von Wichtigkeit, welche diesen langwierigen Krieg hindurch in Sicilien vorfiel; die meiste Zeit wurde mit Belagerung der Festungen hingebracht.

Die Römer entschlossen sich in dem neunten Jahr

dessselben, den Feind in seinem eignen Lande zu verfolgen. Schon dazumal waren sie beglaubt, daß ein Feind nur dennzumal könnte gebändiget werden, wenn er in dem Herz seines eignen Staats angegriffen würde. Ein Grundsaz, welchen Hannibal in dem zweyten Krieg bis zu ihrem gänzlichen Verderben in Ausübung gebracht hätte, wäre er nicht durch die Eifersucht seiner eignen Landsleute daran verhintert worden. Regulus, der die Unternehmung ausführen sollte, war im Anfang überaus glüklich. Tunis wurde erobert; Schreken und Verzweiflung breiteten sich in der ganzen Stadt aus. Um das Elend noch mehr zu vergrössern, traten die Numidier zu den Römern. Die Carthaginensischen Völker wurden geschlagen: Die Africanischen Völker, welche der Stadt unmittelbar unterworfen waren, brachten die Verzweiflung auf das äusserste, als sie sich den Römern in Schuz ergaben. Diese wurden durch die von Jahr zu Jahr höher getriebene Schuzgelder, welche mit aller Strenge eingefodert wurden, und durch abgerungene Geldsummen, zu diesem verzweifelten Schritte getrieben. Ein aufmerksamer Leser der Carthaginensischen Geschichte findet zu mehrern malen in derselben etwas ganz ausserordentliches, dergleichen ihm in anderer Völker Geschichte selten, oder doch nicht in einem so hohen Grade als in dieser aufstossen wird, nemlich daß wenn einmal der Stadt ein Unfall oder eine Niederlage zugestossen, solches von einer ganzen Reihe überaus grosser Unglüksfälle begleitet wurde. Es zeiget sich dieses bey der Landung des Agathocles zum erstenmal. Es wurde dieses widerholt, zu der Zeit als Regulus in Afri-

ca

ea stunde; und nach geendetem ersten Krieg bemerkt man abermal eine gleiche Reihe überaus unglüklicher Zufälle, welche zusammen Carthago auf die Spize des Verderbens gebracht haben. = = Hätte indessen Regulus sich nicht von seinem anscheinenden Glüke verblenden lassen; hätte er auf eine großmüthige Weise dem flehenden Carthago den Frieden bewilliget; und hätte er ein nur durch viele Unglüksfälle kleinmüthig gewordenes, aber noch nicht besiegtes Volk, nicht höchst übermüthig und sclavisch behandeln wollen; so hätte er sich selbst durch solche Großmuth ein unverwelkliches Angedenken erworben, = = die Ehre seiner Siege unbeflekt erhalten, = = und den Krieg eben so ruhmlich für die Römer enden können, als diese Absicht erst vierzehen Jahre hernach erfochten wurde.

Es rettete in dieser Noth ein einiger Mann den Carthaginensischen Staat von dem Untergang. Dem Xantippus von Lacedämon war diese Ehre aufbehalten. Er verbesserte in weniger Zeit die Fehler ihrer Kriegszucht, = = breitete den Muth anstatt der Niedergeschlagenheit in allen Gemüthern aus, = = und machte (welch ein ausserordentliches Betragen!) Neid und Mißgunst bey denjenigen verstummen, welche die Fehler der Kriegszucht eingeführt und unterhalten hatten. Man vertraute diesem ausserordentlichen Geist die Anführung des Heers, die lezte Hofnung der Stadt. Der Feind wurde geschlagen, der Feldherr selbst gefangen gemacht, und die Römische Macht, welche vier und zwanzig Stunden vorher Carthago als eine unterjochte Stadt in ihren Gedanken mißhandelte, aus Africa vertrieben.

Wie so sehr ist die Wahrheit begründet, daß ein einiger grosser Geist zur Rettung oder Großmachung eines Staats hinlänglich sey! Aber welch eine höchst ungerechte, welch eine Rache-schreyende Vergeltung wird den Carthaginensern für diese unschäzbare That von den Römischen Geschichtschreibern aufgebürdet! Ist es auch wol wahrscheinlich, daß ein Volk, welches Neid und Mißgunst hinlegen konnte, um großmüthig das gemeine Beste zu retten, augenbliklich, nachdem diese Absicht erreicht worden, der niederträchtigsten Bosheit in seinem Herzen einen solch weiten Raum lassen sollte, einen Mann heimlich zu ermorden, dem es seine Freyheit allein zu danken hatte? welchen es niemal nach Verdienst belohnen konnte? Ist nicht vielmehr die Nachricht des Polybius allen andern vorzuziehen, daß Xantippus, um nicht seinen Ruhm zu befleken, oder wenn die Zeit einen Theil seiner Verdienste in Vergessenheit gebracht, nicht ein Ziel des Neids und der Eifersucht zu werden in Geheim, jedoch freywillig die Stadt verlassen habe? Wie sorgfältig sollte ein Geschichtschreiber seyn, um nicht einem ganzen Volk unerwiesene Niederträchtigkeiten aufzubürden, welche demselben bis an das Ende der Zeiten einen unauslöschlichen Schandflek durch seine Schuld zuziehen.

Die bey den Egatischen Inseln für die Carthaginenser unglükliche Seeschlacht machte indessen dem langwierigen Krieg ein Ende. Man hatte auf diese Flotte, und derselben Anführer, den Hanon, die lezte Hofnung gesezt. Da aber dieselbe zernichtet wurde; da die Römer die Herrschaft zur See wieder an

sich

sich gebracht hatten; so war es nicht mehr möglich, den Kriegsheeren in Sicilien Verstärkung und Lebensmittel zuzuführen. Schreken und Niedergeschlagenheit, die herrschenden Leidenschaften, breiteten sich über den Rath und die ganze Stadt aus. Man förchtete die Römer noch einmal vor den Thoren der Stadt zu sehen; man gab nur der Verzweiflung Gehör. Gewiß ist, daß Rom bey gleichen Umständen jeden Gedanken des Friedens würde verbannet haben; weil alsdenn der Friede nur schimpflich werden muß. Die Standhaftigkeit, oder öfters eine Hartnäkigkeit das Glük zu zwingen, war noch vorgegangenen unglüklichen Begebenheiten bey den Römern am allergrösten. Hamilcar Barca, der in Sicilien Oberbefehlhaber war, erhielt Befehl, einen Frieden so gut er konnte zu schliessen. Der Römische Befehlhaber Lutatius wünschte ein gleiches, weil die Umstände seines Volks sehr vortheilhaft waren. Die Haupt-Bedingniß war, die Carthaginenser sollten das ganze Sicilien räumen, und den Hieron und seine Bundsgenossen nicht bekriegen. Also mußte Carthago das fruchtbare Sicilien missen, nachdem es über zwey hundert Jahre um dasselbe gekrieget, den grössern Theil der Insel und die reichsten Städte schon unter seine Gewalt gebracht, über 800000. Menschen für solches aufgeopfert, mehr als 1500. Kriegsschiffe verlohren, unermeßliche Geld-Summen verwendet, und zum zweyten mal seine Hauptstadt deßwegen in die gröste Gefahrlichkeit gebracht sah. Nur ein zehender Theil einer solchen Macht und Reichthums verschafte mitten in diesen Kriegen dem Alexander die Eroberung von ganz Asien. Wie

schmer-

schmerzhaft muß es dieser Kaufmannsstadt gefallen seyn, eine so angenehme Hofnung vereitelt zu sehen!

Der Zeitpunct zwischen dem ersten und zweyten Römischen Krieg ist nicht weniger an wichtigen Begebenheiten fruchtbar: Niemals war die Gefahr für Carthago näher und grösser gewesen, als bey der Empörung seiner Mietsoldaten, welche in dem ersten Krieg in Sicilien gedienet, und nach Endigung desselben in Africa hinüber geschiffet wurden: Niemals hat sich aber seine Standhaftigkeit und Unerschrokenheit grösser als bey dieser Gefahr gezeiget. Ihr eigennüziger Geiz hatte diese Empörung veranlasset, sie wollten den Mietsoldaten den rükständigen Sold nicht so gleich bezahlen. Der Friede mit den Römern hatte ihnen die baare Bezahlung einer grossen Geldsumme auferlegt. Nun verlangten sie, daß die Soldaten wegen dem Elend des gemeinen Wesens von einem Theil ihrer Foderung abstehen, und die Bezahlung so lange sollten aufschieben lassen, bis es dem Staat besser gelegen wäre, ihrer Foderung ein Genügen zu leisten. Carthago schien wirklich vergessen zu haben, daß der Pöbel keinen Gründen Gehör gebe. An Geld konnte es unmöglich mangeln, um die gerechten Anforderungen zu befriedigen. Wäre gleich der Staat, wie es noch so langwierigen Kriegen glaublich ist, hieran entblösst gewesen, so hätte man dieses Hilfsmittel bey mehr als einer Handels-Gesellschaft in Ueberfluß gefunden. Allein man wollte nicht. Man konnte die kaufmännischen Grundsäze, sich mit anderer Schaden zu bereichern, und mit unbezahltem Blut zu vergrös-

grössern, nicht verläugnen. Die Gerechtigkeit wurde dem Geldgeiz nachgesezt. Da die Gefahr für die Stadt sich täglich vermehrte, so wußte man Geld in Menge zu Handen zu bringen, um die empörten Soldaten zu befriedigen; nunmehr aber war dieses zu spät, die Sachen waren schon zu weit gekommen. Ganz Africa machte wieder Carthago einen Aufstand, Hippacra und Utica, die zwo reichsten Städte, auf deren Treue man sich fest verlassen hatte, schlugen sich zu ihnen. Zwey Heere wurden geschlagen, und Carthago blieb standhaft und unerschroken. Die Feldherren waren gegen einander entzweyet, ein Sturm vernichtete die Lebens-Mittel, welche dem Heer, woran es sehr Mangel litte, zur See sollten zugeführt werden. Alle diese betrübten Umstände machten doch die Stadt nicht kleinmüthig. Man hatte den Frieden höchst nöthig, und doch wollte man keinen schimpflichen. Jedermann war sehr willig, mit Leib und Gut das Vatterland zu retten. Neid und Eigennuz wurden verbannet, und die Feldherren versöhnten sich aufrichtig. Hätte Carthago bey andern nicht minder gefährlichen Umständen, bey solchen, da es die Gerechtigkeit mehr als dermal zu seiner Seite hatte, solche Großmuth und Standhaftigkeit, solche Uneigennüzigkeit und wahre Liebe des Vatterlands gewiesen, so würde es, allem menschlichen Urtheil nach, sein Ziel sehr verlängert haben. Die grosse Kriegs-Erfahrenheit des Barca besiegte endlich in dem dritten Jahr die aufrührische Menge; und der Hunger, welcher sich in ihr Lager eingeschliechen hatte, brachte die Stadt zu Ruhe, und überhäufte den Feldherrn mit Ehre und Ruhm.

Die Römer hielten sich anfangs dieser Empörung ganz billig, und wollten an derselben keinen Antheil nehmen. Diese Liebe zur Gerechtigkeit verschwand aber gar bald, als sie sahen, daß solche sich zu Gunst der Carthaginenser enden wollte. Sie waren nur so lange tugendhaft, als sie von der Tugend Nuzen hatten: Sahen sie aber, daß die Laster ihnen mehrern Vortheil brachten, so waren sie gar nicht so gewissenhaft, die Niederträchtigkeit der Großmuth vorzuziehen. Scheuete der Römische Rath sich noch zur Zeit, eine Niederträchtigkeit selbsten zu begehen, von der er doch Nuzen erwartete; so versteckte er sich hinter das Volk. Alsdenn gewann es bey der Einfalt das Ansehen, als ob der Rath durch eine Volkserkenntniß wider seine Neigung wäre gezwungen worden, in eine ungerechte Sache zu willigen. Dieses waren die so sehr gepriesenen Grundsäze, nach welchen die so die Herrschaft der Welt an sich reissen wollten, zu handeln anfiengen. Sie übten diesen Kunstgrif bey dem Anfang des ersten Kriegs, und bey dieser Gelegenheit aus. Sie entschlossen sich, den aufrührischen Mietsoldaten in Sardinien, welche von den Eingebohrnen aus der Insel nach Italien hinüber gejagt worden, Beystand zu leisten. Sie schikten unter den nichtswürdigsten Vorwendungen das Haupt ihres Staats mit einer Flotte hin, um die Aufrührer wiederum nach Sardinien zu führen. Es war ihnen aber gar nicht um die Aufrührer, sondern um die Erweiterung ihres Staats zu thun. Sie wollten sich selbst in den Besiz dieser weitläufigen Insel, und alles dessen was zwischen derselben und dem

festen

festen Lande von Italien lag, sezen. Dieses seinen Voreltern unähnliche Volk wollte sich die beklemten Umstände der Carthaginenser zu Nuz machen, und sich ohne Streit und Kosten, nur durch eine abscheuenswürdige Ungerechtigkeit, solcher Länder bemächtigen, an die es weder Recht noch Anspruch erfinden konnte, anderst als daß sie ihm anstunden. Carthago rüstete sich zwar, diese schreyende Ungerechtigkeit mit aller seiner Macht zu rächen. So bald man aber in Rom diese Anstalten erfuhr, drohete man mit einem neuen Kriege. Als man zu Carthago die damalige Ungleichheit beyder Völker bey kaltem Blut überdachte, da man auf seinen geschwächten Stand, auf seine erschöpften Einkünfte, und verlorne Liebe bey den Africanern einen Blik warf, so entschloß man sich, der Nothwendigkeit zu weichen, und den Römern Sardinien und Corsica abzutretten. Doch dieses grosse Opfer war den großmüthigen Römern nicht anständig genug; sie wollten auch noch, bevor sie Frieden gäben, ihre Schiffsrüstung mit baarem Geld bezahlt haben. Carthago mußte auch diesen bittern Bissen verschlingen, 1200. Talente nach Rom zu übersenden. Man wird in keines andern Volks Geschichte, weder in den alten noch neuern Zeiten, einige Beyspiele von so Rache-fodernden Ungerechtigkeiten als diese waren, finden. Nur weiset die einzige Römische Geschichte noch mehrere derselben auf. Wer kan es den Carthaginensern verdenken, daß sie von dieser Zeit an auf die grimmigste Rache wider ihre so niederträchtigen Sieger bedacht gewesen? und wer kan den zweyten und dritten Krieg zwischen diesen beyden Völkern

kern, nebst dem für die Römer so glüklichen Ausgang desselben durchlesen, ohne mit bewegtem Herzen auszurufen? Unerforschlich sind, o GOtt, deine Gerichte, und unergründlich deine Wege!

Zweyte

Abhandlung

über die

Geschichte

von

Carthago.

Der zweyte Krieg zwischen den Carthaginensern und Römern ist unstreitig einer der wichtigsten Theile der Carthaginensischen Geschichte. Der Zeit nach fällt derselbe in das 672ste Jahr der Stadt Carthago, und in das 218te Jahr vor Christi Geburt, und endet sich in dem 689sten Jahr der Stadt, und 201sten Jahr vor Christi Geburt.

Die Schuld dieses verderblichen Kriegs wird nach dem Geständniß bey nahe aller Geschichtschreiber, den Römern beygemessen. Dieses herrschsüchtige Volk hatte sich auf eine unerhört ungerechte Weise die Ohnmacht der Carthaginensischen Republic nach dem Lybischen Krieg zu Nuze gemacht; es hatte

derselben nicht nur Sardinien und Corsica in dem Friede abgedrungen, sondern auch die Republic Carthago gezwungen, eine beynahe unermeßliche Summe Gelds zu bezahlen. Man kan sich gar leicht die gerechte Erbitterung vorstellen, welche alle großmüthigen und mit dem Vatterlande es redlich meinenden Carthaginenser dieser ungerechten That wegen muß erfüllet haben. Nur wollte man, Rache an den Römern auszuüben, so lange verschieben, bis Carthago sich von den vielen empfangenen Wunden wiederum gestärket hätte. Der glükliche Fortgang der Handelschaft, die Quelle aller Carthaginensischen Macht und Reichthums, wie auch der erwünschte Fortgang ihrer Unternehmungen in Spanien, gaben der Stadt neuen Muth; sie ersezten ihr den an Geld und Land erlittenen Verlust sehr reichlich, und brachten sie in den Stand, nicht nur zahlreiche und tapfere Kriegsheere zu unterhalten, sondern auch den Abgang der Soldaten jederzeit mit tüchtigen Kriegern zu ergänzen.

Diese anwachsende Landmacht, mit welcher zu gleicher Zeit die Seemacht ihren vorigen Flor wiederum erhielte, sahen nun die Römer mit neidischen Augen an. Es war ihnen unerträglich, daß ein Volk, welches sie vor wenigen Jahren theils durch ihre überlegnere Tapferkeit und Standhaftigkeit, theils durch ihre schändliche Ungerechtigkeit zu schimpflichen Bedingnissen gezwungen, sich so leicht wider erholen, und ihnen eine neue noch fürchterlichere Macht, als die vorige gewesen, entgegen sezen konnte. Sie waren überdas sehr verlegen, durch welche Mittel sie dieser anwachsenden Grösse Schranken se-

zen

zen könnten, da Carthago den unbilligen Frieden gegen sie genau beobachtete. Wünschten sie gleich Carthago zu schwächen, ehe es zu mächtig würde, so besassen sie noch so viele Ehrfurcht gegen den Schein der Gerechtigkeit, daß sie sich nicht unterstunden, ihre Nebenbuhlerin zu bekriegen, ohne auch einen etwelchen Vorwand anzuführen, welcher ihre Unternehmungen bey der damaligen und künftigen Welt entschuldigen könnte; denn es stunde den Römern eben so wenig zu, sich in die Spanische Angelegenheiten, und in die Kriege der Carthaginenser mit diesen Völkern zu mischen, als es den Carthaginensern freystunde, sich um Sicilien und das Betragen der Römer gegen die dasigen Einwohner oder die Gallier zu bekümmern. Weil sie sich aber mit ihrer Ueberlegenheit schmeichelten, weil sie beglaubt waren, Carthago werde eben so wol als vorher sich schimpfliche Bedingnissen aufdringen lassen, nur um den Krieg mit ihnen zu vermeiden, so waren sie entschlossen, sich der Stadt Saguntum anzunehmen. Sie sahen dieses als einen Umstand an, welcher sie berechtigte, sich in die Spanische Angelegenheiten zu mengen. Durch diesen lang gewünschten Vorwand aufgemuntert, zwangen sie dem Carthaginensischen Feldherrn Asdrubal, theils durch Drohungen, theils durch Vorstellungen einen neuen Verglich ab: Die Bedingungen desselben waren, 1) Es sollten die Carthaginenser ihre Eroberungen nicht über den Fluß Iberus ausdehnen: 2) Saguntus, eine Stadt zwischen dem Iberus und demjenigen Theil von Spanien, welcher den Carthaginensern unterwürfig war, wie auch die andern Griechischen Pflanzstädte daselbst, sollten ihre alten

Rechte und Freyheiten genieſſen. Durch dieſen Verglich, welcher aber von dem Carthaginenſiſchen Rath niemals genehm gehalten wurde, vermeinten die Römer, den Carthaginenſiſchen Eroberungen ein Ziel zu ſezen; und in dem Fall einer Uebertrettung berechtigt zu ſeyn, dieſes gemeine Weſen zu bekriegen. Es fällt aber die Unbilligkeit dieſes abgedrungenen Verglichs gar leicht in die Augen: Geſezt, die Römer hätten um eben dieſe Zeit ihre Waffen wider die Gallier gewendet; geſezt, ſie hätten in dieſem weitläuftigen Lande eben ſo groſſe Eroberungen als die Carthaginenſer in Spanien gemacht; geſezt, die Carthaginenſer hätten wegen dieſer Ausbreitung der Römer Verdacht geſchöpft, und ihnen eine gewiſſe March beſtimmt, über welche ihnen nicht erlaubt ſeyn ſollte, die Gallier, oder Griechiſche Pflanzſtädte in Gallien zu bekriegen; wie wäre alsdenn eine ſolche ungebetene Eindringung von den Römern angeſehen worden? Hätten ſie nicht das Betragen der Carthaginenſer, wenn ſie einige dieſer Völker oder Griechiſchen Pflanzſtädte in ihren Schuz würden genommen haben, als höchſt ungerecht, als übermüthig verdammt? Gewiß ſie würden ein ſolch unbefugtes Anſinnen vor nichts geringers als eine Kriegs-Erklärung aufgenohmen haben. Die Unparteylichkeit aber, welche ſie in einem ſolchen Fall gefodert hätten, wollten ſie den Carthaginenſern nicht angedeyen laſſen.

Hannibal, der nach dem Tode des Asdrubal, als Feldherr nach Spanien abgeſchikt wurde, war beglaubt, daß weil der von ſeinem Vorfahr mit den Römern eingegangene Verglich von dem Rath niemals

mals bestäthiget worden, er an denselben nicht gebunden sey, sondern daß er seine Eroberungen in diesem Lande, so weit als es die Umstände erheischten, forttreiben könne. Er machte sich kein Bedenken, die Stadt Sagunt zu belagern, nachdem er vorher von den Einwohnern dieser Stadt war beleidiget worden, welche auf ihr Bündniß mit Rom stolz waren.

Zu der Zeit als diese Stadt belagert wurde, bewiesen die Römer genugsam, daß ihnen nicht so wol die Erhaltung ihrer Bundsgenossen in Spanien, sondern vielmehr die Vergrösserung ihrer eignen Macht am Herzen liege. Sie wollten nur durch eine Gesandschaft der Stadt Sagunt, nicht aber mit einem zahlreichen Heer zu Hilfe kommen; Hannibal aber war nicht der Mann, der sich durch Römische Drohungen schreken liesse; die Belagerung wurde muthig fortgesezt, die Stadt erobert und zerstört. Diese Niederträchtigkeit der Römer, daß sie diejenige Stadt hilflos zu Grunde gehen liessen, welche sie doch selbst zum Bündniß mit sich aufgefodert hatten, und welche ihnen den schon lang gewünschten Vorwand verschafte, mit den Carthaginensern zu brechen, brachte ihnen bey den Spanischen Völkern wenige Hochachtung zu wegen. Ihre Gesandte, welche, nachdem sie Carthago den Krieg angekündet, durch Spanien naher Rom reißten, und allda die Einwohner auf ihre Seiten ziehen wollten, erhielten von den Volscianern folgende beissende Antwort: „Mit welchem Gesicht „könnet ihr Römer euch an uns machen, uns zu „bewegen, eure Freundschaft der Carthaginensischen

„ vorzuziehen, da eure Verrätherey gegen die ta-
„ pfern Saguntiner, die sich zu euch geschlagen
„ hatten, selbst die Grausamkeit des Feinds, der
„ sie vertilget hat, übertrift? Suchet euch Bunds-
„ genossen, welchen das Schikfal von Sagunt un-
„ bekannt ist; die Verheerung dieser Stadt wird
„ dem Spanischen Volk zu einer lebhaften Lehre
„ dienen, sich sorgfältig zu hüten, jemals einiges
„ Zutrauen wiederum auf die Römer zu sezen.“
Sie mußten auch alsobald das Volscianische Gebiet verlassen, und unverrichteter Sachen aus Spanien den Rükweg nehmen.

Der Krieg, welchen die Carthaginenser nun viele Jahre wider die Spanier geführet hatten, war für sie eine rechte Kriegs-Schule. Sie hatten in demselben eine Menge wol versuchter und geübter Befehlshaber gezogen; dieses war eine nicht geringe Ursache, daß sie den Krieg mit den Römern mehr wünschten als auswichen. Das Haus Barca allein stellte in diesem Krieg vier Männer auf, welche mit allen Eigenschaften grosser Feldherren ausgezieret waren. Asdrubal, Hannibal, Hamilcar und Mago, die Söhne des Hamilcars, haben den Römischen Staat durch ihre grossen Thaten mehr als einmal mit Furcht und Schreken erfüllt, und beynahe in das äusserste Verderben gestürzt. Ihr Vatter bezeugte offentlich, daß er dieselben als vier junge Löwen ansehe, welche zum Untergang Roms erzogen würden. Hannibal hätte auch beynahe den Entwurf seines Vatters in Erfüllung gebracht. Dieses Barcanische Haus hatte sich wegen vielen grossen Männern, welche es zum

Dienst

Dienst der Republic aufgestellt, das gröste Ansehen und Hochachtung erworben. Der Einfluß, welchen dasselbe in alle Geschäfte die von einer Wichtigkeit waren, erlangt hatte, war ungemein groß. Der Rath so wol als das Volk, ließ sich in sehr vielen Sachen von diesem Hause leiten. Es lebte aber zu gleicher Zeit zu Carthago ein Mann, der sich ebenfalls in dem Rath und bey dem Volk ein wichtiges Ansehen, und nicht geringen Anhang zu wege gebracht hatte. Hanno, dieses war sein Name, zog die Larve eines für das Beste des Vatterlands in dem höchsten Grade eifernden Manns an; in der That aber trachtete er, unter dem Schein des allgemeinen Besten, das Ansehen des Hauses Barca zu schwächen. Auf dieses Ziel waren alle seine Gedanken und Handlungen gerichtet. Man findet den Ursprung dieser Feindschaft in dem obenerwehnten Krieg mit den besoldeten Truppen. Hamilcar starb einige Jahre nach diesem Krieg in Spanien ruhmlich, und doch hörte die Feindschaft des Hanno nicht auf. Er pflanzte selbige auf des Hamilcars Nachkommenschaft, und besonders auf den ältesten Sohn den Hannibal fort. Er widersezte sich aus allen Kräften dem Krieg wider die Römer, nur darum, weil das Haus Barca mit seinen Anhängern denselben begünstigte, und als nothwendig anprieß. Er stellte die Macht von Rom, seinen Muth, Hartnäkigkeit und Kriegserfahrung sehr übertrieben vor. Er gab sogar den Rath, man sollte den grossen Hannibal, als den Urheber des Kriegs, den Römischen Gesandten zur Bestrafung ausliefern; weil er ein niederträchtiges Nachgeben als das einige Mittel ansah, Ruhe und

Frieden von den übermüthigen Römern zu erhalten. Rom hätte während dem ganzen Krieg keinen Mann finden können, der in Carthago mehr für seinen Nuzen gesorget hätte, als diesen. Sein Haß gegen den Hannibal war weit stärker, als die Begierde bey diesem grossen Feldherrn seyn konnte, Rom auf das äusserste zu demüthigen. Hannibal sah sich deßnahen genöthiget, den Krieg nicht so wol aus Neigung, als vielmehr aus Klugheit anzurathen, um seinen Feinden zu entgehen, die Aufmerksamheit seiner Landsleute von sich und seiner Partey abzuwenden, und auf diesen den allermeisten angenehmen Krieg wider die Römer zu richten. Die so starke Abgeneigtheit dieser zweyen Parteyen war die Ursache, daß bey solch wichtigen Umständen als die damaligen waren, die Eintracht und das gute Verständniß in der Carthaginensischen Rathsversammlung die meiste Zeit verbannet war, und daß der Ausgang des Kriegs für Carthago, dem glüklichen Anfang desselben nicht entsprach. Hanno, dieser Häsfer seines Vatterlands, konnte sich freuen, daß der Lauf der Zeit seinen Vorstellungen einen Schein der Wahrheit und der Liebe zum Vatterland gab; ob er gleich wegen seiner Eifersucht gegen das Barcanische Haus das allermeiste zum Verderben desselben beygetragen hatte. Es wird aber die Ursache der Abgeneigtheit dieses Manns und seiner Partie wider das Barcanische Haus, in ein noch helleres Licht gesezt, wenn man sich erinnert, daß die erstern Handelsleute, die zweyten aber sogenannte Patricier von dem ersten Rang gewesen. Hanno befürchtete nicht ohne Ursache, daß bey einem Krieg zwischen seinem-

Vatter

Vatterland und Rom, die Handelschaft sehr vieles leiden müßte. Weil nun dieselbe die Quelle alles Reichthums war, aus der ein jeder Bürger vielfaltigen Vortheil und Ruhm zog, so machten auch seine Vorstellungen wider den Krieg, bey denen so die Handelschaft trieben, nicht geringen Eindruk; sie erlangten den Schein, als ob sie einig auf das Beste des Staats abzielten. Das Barcanische Haus hingegen wollte nicht nur den dem Vatterland nach dem ersten Krieg zugefügten ungerechten Schimpf, nachdrüklich rächen, sondern auch demselben die Obermacht über Rom verschafen; um dardurch Carthago von allen künftigen übermüthigen Zumuthungen der Römer zu entledigen. Bis diese Absicht erreicht sey, könne die Handelschaft als das mindere, wol einen etwelchen Abgang leiden; weil doch beyde Sachen zu gleicher Zeit, nicht mit gleichem Eifer könnten besorget werden: Habe man aber gegen Rom den vorgesezten Zwek erhalten, alsdenn sey es Zeit das Beste der Kaufmannschaft zu befördern, und den auch in diesem Theil erlittenen Nachtheil reichlich einzubringen: Oder vielmehr werde ein ruhmlicher Friede die Kaufmannschaft von selbst in die blühendesten Umstände versezen. Wurde dem Barcanischen Haus bey seinen Vorstellungen zum Besten des gemeinen Wesens in den Rathsversammlungen durch den Hanno zu viel Widerstand entgegen gesezt; so hielt sich dasselbe an das Volk, unter welchem es einen sehr starken Anhang hatte. Seine Vorstellungen fanden bey demselben jederzeit Beyfall. Weil aber dieser Schritt ohne Vorsaz das Ansehen des Senats verringerte, die Gewalt des Volks aber vergrösserte, und zu

nicht geringern Unordnungen leitete, so mußte endlich das gemeine Wesen nicht wenig darunter leiden; indem diejenigen, so das wahre Beste desselben zu Herzen nahmen, zu Erreichung ihrer Absichten solche Mittel ergreifen mußten, welche bisweilen sehr nachtheilige Folgen nach sich zogen. Doch ich habe nunmehr die Absichten und Gesinnungen der beyden Carthaginiensischen Parteyen genugsam vorgestellt.

Der Krieg selbst wurde mit weit mehrerer Lebhaftigkeit als der erstere geführt: Man schrankte sich nicht nur auf Sicilien und Africa und die die dasige Küsten ein, sondern es wurden in Italien, Spanien, ja zum Theil auch in Gallien blutige Schaubühnen eröfnet. Der Carthaginensische Staat hielt in den erstern Jahren ein zahlreiches ja öfters zwey Heere in Spanien, eines in Italien, eines in Sicilien, und noch eines in Africa. Dieses leztere, welches aus den wol geübtesten Völkern bestunde, sollte zum Theil der Stadt, wenn sie es benöthiget wäre, zur Besazung dienen; zum Theil aber sollte daraus der Abgang bey den andern Heeren ersezt werden. Ueber diese verschiedenen Heere hielte man jederzeit zwey sehr mächtige und zahlreiche Flotten in der See, zur Erleichterung der Kriegsunternehmungen in Spanien und Sicilien. Der stärkste Vorrath aber von Kriegs- und andern Schiffen befande sich jederzeit in der Hauptstadt. Man erstaunet in unsern Zeiten über die zahlreichen Flotten und Kriegsheere, welche die Crone Engelland in Europa, America und Asien unterhält. Jedoch so groß und förchterlich diese Macht

ist,

ist, so kömmt sie nach meinem Erachten derjenigen Macht von Carthago noch gar nicht zu, welche diese Kaufmannsstadt in dem zweyten Römischen Krieg aufbringen konnte.

Die Anführung des vornehmsten Heers, welches die Absichten und Wünsche der Carthaginenser hauptsächlich erfüllen sollte, wurde dem grossen Hannibal aufgetragen. Hätte man auch die Wahl unter hundert erfahrnen Feldherren gehabt, so zweifle ich, ob dieselbe einem würdigern, als diesem ausserordentlichen Mann, hätte übergeben werden können? Er hatte schon seit einigen Jahren in dem Spanischen Kriege vielfältige Proben eines vollkommnen Feldherrn abgelegt. Carthago hatte ihm am allermeisten den schnellen Lauf seiner Eroberungen in diesem weitläufigen und volkreichen Lande zu danken. Er hatte den Kriegsstaat durch Hervorziehung der hierzu tauglichen Personen auf einen furchtbaren Fuß gesezt. Ueberdas waren seine Grundsäze, daß die Feinde nur in Italien könnten besiegt werden; daß man sie in dem Herzen ihres Staats verfolgen; daß man ihnen die reiche Quelle, welche sie in den Stand sezte, jederzeit zahlreiche Heere zu unterhalten, und solche zu ergänzen, abgraben müßte, = = in ganz Carthago bekannt. Man machte sich also kein Bedenken, diesem grossen Mann eine unumschränkte Feldherren-Stelle, je nach erfodernden Umständen, Bündnisse, Krieg und Frieden zu schliessen, zu überlassen: Ungeachtet alles Widerstands des Hanno, und der Kaufmannschaft, welche ihn haßte.

Der erstaunenswürdige Zug des Hannibals aus Spanien über die Pyrenäischen Gebirge, durch die mittägigen Landschaften von Gallien, bis an die grosse Alpen, welche Gallien und den obern Theil von Italien trennen, ist genugsam bekannt. Man weiß auch wie, mit unglaublich vieler Mühe, Klugheit, List, und hartnäkiger Gedult derselbe mußte zu Stand gebracht werden. Indessen wird man sich noch jederzeit wundern, was den Hannibal vermocht habe, seinen Marsch nach Italien eher zu Lande, als aber zur See zu thun? Denn es ist gewiß, daß dieser Zug des Hannibals eben so gefährlich und beschwerlich war, als immer der berühmte Rükzug der 10000. Griechen, unter dem Xenophon, aus den Gefilden Babylons, bis nach Athen und Thracien gewesen ist. Auf der andern Seite zeiget die Carthaginensische Geschichte, daß in den Sicilischen Kriegen weit zahlreichere Kriegsheere von Carthago nach dieser Insel hinüber gebracht worden, als dasjenige war, welches Hannibal mit sich aus Spanien nach Italien führte. Eine Ueberfahrt auf der See wäre unzahlbar mindern Beschwerden unterworfen gewesen, als ein Marsch durch ein unbekanntes und zum Theil feindliches Lande: Sie hätte auch in weit weniger Zeit, als zu Lande können geschehen. Die Antwort, daß die Carthaginenser keinen Hafen ihre Völker auszusezen, noch eine Festung auf den Italienischen Küsten gehabt, durch welche ihr Rükzug bey einem mißlungenen Streich könnte bedeket werden, ist bekannt, aber nicht zulänglich. Die Carthaginenser befanden sich in gleichen Umständen, als sie die erste Landung auf Sicilien thaten. Regulus und Scipio

liessen sich nicht abschreken, die Carthaginenser in Africa selbst zu bekriegen, ob sie gleich keinen festen Ort auf den dasigen Küsten zu ihrer Landung und Rükzug im Voraus wußten. Einem klugen Feldherrn und tapfern Kriegsheere stehet alles offen. Hannibal würde die Römer nicht minder in Furcht und Schreken gesezt haben, wenn er in Campanien mit seinem Heer an Land gestiegen wäre, als er gethan hat, da er aus Gallien und von den Alpen, in Insubrien einbrach. = = Will man die Ursache in dem Verfall der Carthaginensischen Seemacht suchen, so widersezt man sich dem Zeugniß der Geschichte und der Erfahrung: Denn hielte die Stadt nicht zwey mächtige Flotten in dem Meere, ohne noch den erstaunlichen Schiffsvorrath in der Hauptstadt zu rechnen, vermittelst dessen in zweyen Monaten eben so viele neue Flotten konnten in See geschikt werden? Sein Zug durch Gallien war zwar mit vortheilhaften Folgen für ihn begleitet. Er zog die Gallier, die noch unentschlossen waren, auf welche Seite sie sich lenken wollten, von der Römischen Partie ab, viele Nationen aus diesem bevölkerten Lande schlossen mit ihm Bündnisse; sie versprachen sein Heer mit Lebensmitteln zu versorgen, und den Abgang der Soldaten mit frischen Werbungen zu ergänzen. Es schienen aber diese Vortheile wichtiger zu seyn, als sie in der That waren. Die Gallier waren sehr wankelmüthig; sie richteten sich mit ihrer Freundschaft jederzeit nach den Umständen. So lange der Africanische Held siegreich in ihrer Nachbarschaft stunde, so versahen sie sein Heer aus Furcht vor ihm, und aus Haß gegen Rom, mit allen Nothwendigkeiten. War er aber von ihnen

nen entfernt, oder mußte er den Römern einen Vortheil überlassen, so war ihre Freundschaft bald erkaltet. Die Gallischen Soldaten in dem Carthaginensischen Heer verursachten dem Hannibal nicht wenig Sorgen. Sie waren unter allen Fremden, die diesem Feldherrn nachfolgten, am allermeisten zur Meuterey geneigt. Kein anderer als er hätte dieses unbändige Volk, so wie er in dem Schranken leiten können. Die wahren Ursachen, welche den Hannibal vermocht haben, seinen Zug wider Rom durch Gallien zu machen, werden also, bey dem Stillschweigen der alten Geschichtschreiber, mehrere Wahrscheinlichkeit als Gewißheit haben.

Gewiß ist, daß sich bey diesem Zug des Hannibals die Grösse seines Geists in einem Bewunderungs-würdigen Grade darstellet. Er war dazumal in dem dreyßigsten Jahre seines Alters, denn seine Geburt fällt in das 642ste der Stadt Carthago, das erste Jahr aber des zweyten Römischen Kriegs ist das 672ste dieser Zeitrechnung. Ein Alter in welchem man in unsern Tagen, Personen welche von ihrer frühsten Jugend an den Kriegsgeschäften sind gewidmet worden, kaum für tüchtig hält, ein Regiment anzuführen. Erinnert man sich nun, daß Hannibal nach einem überaus beschwerlichen Marsch durch Gallien und die Alpen, während welchem sein Heer beträchtlich geschmolzen und überaus abgemattet war, bey seinem Einbruch in Italien keine Bundsgenossen, keine einzige Stadt, keine Vorrathhäuser, gar keinen Beystand, ja nicht einmal im Fall eines unglüklichen Zufalls, die geringste Hofnung sich zurük zu ziehen hatte, so muß man mit

Recht

Recht über die Kühnheit seiner Unternehmung erstaunen. Richtet man aber seine Aufmerksamkeit auf seine Tapferkeit, auf die Gegenwart seines Geistes bey den grösten Hinternissen, welche alle andere, ihn allein ausgenohmen von der Unternehmung abgeschrekt hätten, oder welche vielmehr keinem als ihm hätte in Gedanken aufsteigen können; und auf die Klugheit seines Betragens; so bewundert man nur den Held, den man gewiß noch für weit wichtiger ansehen muß, als wichtig die Unternehmung selbst war.

Die Römer hatten zwar in dem ersten Krieg zu Wasser und zu Lande die Oberhand über die Carthaginenser gewunnen. Sie hatten selbst den berühmten Hamilcar des Hannibals Vater genöthigt, einen schimpflichen Frieden mit ihnen einzugehen. Hannibal hielt sich aber für groß genug, das Uebergewicht auf die Seite seiner Vatterstadt zu versezen. Er hatte auch nicht geringe Ursachen, die Erfüllung dieses grossen Werks zu hoffen: Die Römer hatten in der Zeit des Friedens ihre Völker abgedanket; die Erfahrung, welche sie sich in dem Seewesen erworben, gieng beynahe gänzlich verloren. Die verschiedene Völker von Italien, welche sich gezwungen den Römern in Schuz ergeben hatten, waren ihnen im Herzen abgeneigt; sie wünschten nichts mehr als eine Veränderung, sich diesem harten Joche zu entziehen, und die entrissene Freyheit wieder zu erwerben; denn sie hielten sich mit der Benennung der Römischen Bundsgenossen, für den Verlust ihrer Eigenmächtigkeit gar nicht genugsam entschadiget. Die Carthaginenser hingegen hatten ihre Africa-

nische

nische Bundsgenossen und Unterthanen jederzeit in den Waffen erhalten. Die Kriege in Spanien hatten dieselben zu allen Beschwerlichkeiten abgehärtet; der eroberte Theil dieses Lands reichte ihnen eine unerschöpfliche Anzahl frischer Kriegsleute dar. Die Flotten waren zahlreicher, als sie bey dem Anfang des ersten Kriegs gewesen waren. Alles Erforderliche war in erstaunender Menge vorräthig angeschaft. Das Geld lag in Ueberfluß so wol in der Schazkammer der Republic als in den Häusern der Bürger, weil eine ununterbrochen blühende Handelschaft dieses so unentbehrlich nothwendige Hilfsmittel reichlich dem Staat und den Einwohnern zugewendet hatte. Die Brüder des Hannibals hatten einen eben so kriegerschen Geist als er selbst. Dem Asdrubal wurde die Anführung des Heers in Spanien überlassen: Man gab ihm eine mächtige Flotte zu, welche gänzlich von ihm abhangen sollte. Auf diesen Bruder sezte Hannibal sein stärkstes Vertrauen. Er sollte nicht nur die Anschläge der Römer zernichten, wenn sie etwann einen Versuch thun wollten, Spanien den Carthaginensern zu entreissen; sondern er sollte ihm auch nach Erfoderung ihrer beyder Zustände in Person zu Hilfe kommen, wenigstens ihn jederzeit mit allen Nothwendigkeiten unterstüzen.

So bald Hannibal in Italien eingedrungen war, ließ er dieses seine Hauptbeschäftigung seyn, die Gemüthsart und das Betragen der Römischen Feldherren, die wider ihn ausgeschikt wurden, auf das genaueste auszuforschen. Jedermann weiß, wie weit er diese Kunst in seiner Gewalt gehabt; und

man wird gestehen, daß seine vielfältigen Vortheile vornehmlich aus der richtigen Kenntniß der Leidenschaften der feindlichen Feldherren hergeflossen seyen. Er erbitterte den unbändigen Geist des Sempronius durch Verwüstung des Lands, welches von den Römischen Bundsgenossen bewohnt wurde; dieser Kunstgrif erhizte den Consul auf das äusserste, er lokte ihn aus seinen Verschanzungen in das freye Feld, und schlug ihn an der Trebia in die Flucht. Ein beynahe gleicher Kunstgrif machte ihn an dem Teßin zum Sieger über den Scipio. Auch Flaminius konnte den Schlingen, welche ihm gelegt wurden, nicht entgehen. Seine anerbohrne Verwegenheit wurde durch Abbrennung der Häuser der Bundsgenossen, welche vor seinen Augen geschah, noch mehr entflammt. Dieses brachte ihn auf den Entschluß, eine Schlacht zu wagen, und das Versehen des Sempronius und Scipio wider gut zu machen. Er nahm aber seine Stellung so übel, daß er sein Heer und sein Leben zugleich einbüßte.

Hannibal that aber den Römern nicht nur in Schlachten, sondern auch neben denselben grossen Abbruch. Er wußte, daß die vornehmste Stärke der Römer in den Hilfsvölkern bestuhnde, welche die Italiänischen Bundsgenossen darstellen mußten. Diese suchte er nun, während seinem Ruhestand, von den Römern ab und auf seine Seite zu ziehen. Er erklärte den Gallischen und Italiänischen Kriegsgefangenen, welche ihm in den gewonnenen Schlachten in die Hände gefallen waren, es sey gar nicht seine Absicht ihre Völker zu bekrie-

gen, er sey vielmehr bereit, ihnen zu ihrer Freyheit und vorigen Unabhänglichkeit zu helfen, und sie wider die Römische Tyranney zu beschüzen. = = Er ließ auch diese Gefangene, ohne das geringste Lösegeld von ihnen zu verlangen, frey zu den ihrigen abgehen. Dieses Betragen erwekte bey diesen Völkern diejenige Ehrfurcht für den Hannibal, und Abgeneigtheit gegen die Römer, welche er wünschte. Doch diese Anschläge gelungen ihm nach der Schlacht bey Cannas am allermeisten.

Verschiedene alte und neuere Geschichtschreiber sezen die Hauptursache der Siege des Hannibals an der Trebia, an dem Teßin, und der Trasimener-See, in seiner Ueberlegenheit an der Reuterey. Es ist wahr, daß ihm seine zahlreiche und besonders die überaus geübte Numidische Reuterey nicht geringe Vortheile verschafte. Man muß auch gestehen, daß die Römer, so bald sie diesen Nachtheil auf ihrer Seite einsahen, die Anzahl ihrer Reuter verstärkten. Dieses aber war gar nicht die Hauptursache der Römischen Niederlagen. Hannibal war den feindlichen Feldherren an List, an Klugheit und an Kriegserfahrung unendlich überlegen. Diese Eigenschaften gaben ihm auch noch die Oberhand, als die Römische Reuterey der seinigen gleich zahlreich, die Fußvölker aber an Menge stärker waren. Die Römischen Feldherren sezten allzuviel Vertrauen in sich selbst, und sie waren auf die vorigen Siege ihrer Republic stolz, verachteten auch den Hannibal, als welchen sie leicht dahin zu zwingen vermeinten, daß er sein großthuisches Unterfangen, die Römer in Italien selbst zu bekriegen, bereuen müßte.

müßte. Es mangelte ihnen gar nicht an Muth; sie waren vielmehr beglaubt, es würde ein Schandfleke für den Ruhm ihres gemeinen Wesens seyn, wenn sie sich nicht augenbliklich in eine Schlacht einlassen würden, so bald sie ihnen von dem Feinde angebotten würde. Dieses war eine der wichtigsten Ursachen ihrer Niederlagen, indem Hannibal nur dennzumal schlagen wollte, wenn er schon vorher durch seine Kriegserfahrung den Vortheil der Stellung über sie gewonnen hatte.

Nach dem Verlust der Schlacht an der Trasimener-See wurde in Rom alles mit Furcht und Schreken erfüllt. Die Niederlage der Römischen Reuterey, welche sich nur wenige Tage nach dieser Schlacht zutrug, schien den Römischen Sachen beynahe den lezten Stoß zu geben: Denn Maherbal, ein Unterfeldherr des Hannibals, hatte das Glük 2000. Römische Reuter in einer Schlacht, in deren der Sieg völlig auf der Carthaginenser Seite war, zu erlegen. Die übrigen 6000. zogen sich zwar auf eine benachbarte Anhöhe, sie mußten sich aber, weil sie plözlich umringet wurden, den folgenden Tag auf Wilkür ergeben. Die Römer sahen sich bey so vielen schnell auf einander folgenden Unglüksfällen genöthigt, zu dem äussersten Hilfsmittel zu greifen, einen Dictator, oder unumschränkten Feldherrn zu erwehlen. Quintus Fabius ein kluger, aber etwas langsamer Mann, erhielt dieses wichtige Amt. Dieser sah die Fehler gar wol ein, welche die vorigen Feldherren, durch ihre Uebereilungen begangen hatten. Es war ihm nicht verborgen, daß die Republic durch die erlittenen Un-

fälle sehr nahe zu ihrem Untergang getrieben worden. Er wollte deßnahen sein Vatterland, durch eine den vorigen ganz entgegen gesezte Aufführung, retten. Er sezte alle Hofnung der Errettung auf ein vorsichtiges Betragen, in der Beglaubniß, daß dasselbe das einige Mittel sey, den Staat in Sicherheit zu sezen. In dem Zustande, darinn sich die Römischen Angelegenheiten befanden, wollte er keine Schlacht wagen, indem, wenn dieselbe unglüklich ausfallen würde, kein Mittel mehr zureichend gewesen wäre, das Verderben von Rom abzuwenden. Es war ihm genug, seinen niedergeschlagenen Landleuten wiederum einen Muth einzuflössen; da er keine Hofnung vor sich sah zu siegen, so vermeinte er einen wichtigen Vortheil erhalten zu haben, wenn er den Feind verhindern könnte, ihn zu besiegen.

Dieses Verhalten, welches Hannibal gar bald einsah, fiel ihm sehr unerträglich: Er machte eine Menge verschiedener Bewegungen, und nahm seine Zuflucht zu unendlichen Versuchen der Kriegslist, um den Fabius zu einer Schlacht zu bringen. Alle seine Bemühungen schlugen fruchtlos aus. Er gieng also über das Apenninische Gebirge, nachdem er vorher die ganze Gegend an dem Adriatischen Meer verwüstet hatte; er fiel in Samnium ein, und handelte auch daselbst wie vorher. Fabius hielt sich noch beständig ruhig, er zog dem Feinde nach, fand es aber nicht rathsam, sich ihm über eine Tagreise zu nähern, weil er entschlossen war, eine Schlacht auszuweichen. Er wußte gar wol, daß eine Schlacht dem Hannibal nöthig wäre, er wollte ihm aber

den

den Ruhestand, und daß er nicht nach seinem Wunsch zum Schlagen kommen konnte, verderblich machen. Er selbst wollte nur dennzumal schlagen, wenn er alle menschliche Sicherheit vor sich hatte, daß die Schlacht selbst, und die Folgen derselben in seiner eignen Gewalt wären. Hannibal wurde endlich verlegen. Sein lebhafter und unruhiger Geist aber, der sich nicht so leicht erschöpfen ließ, stellte ihm neue Mittel vor, seinen Zwek zu erhalten. Er war mit seinem Heer in Campanien eingerükt. Er ließ das Falernische Gebiet mit aller Schärfe verwüsten. Fabius sah diese Verheerungen von der Spize des Bergs Maßicus mit aller Gelassenheit an; er rührte sich aber nicht. Hannibal rükte bis an seine Verschanzungen zu Aegä, und bot ihm auf diese Art Troz. Er warf ihm und seinen Leuten vor, daß sie von der Tapferkeit ihrer Vätter ausarteten, ob er gleich zu eben der Zeit nicht wenig betretten war, daß er einen Feldherrn wider sich sah, dessen Gemüthsart von des Sempronius und Flaminius so sehr verschieden war. Er hatte sich viele Mühe gegeben, ihn durch häufige Aufbrüche von einem Plaz zum andern, durch Verwüstung der Länder, Plünderung der Städte, und Abbrennung der Dorfschaften in Bewegung zu sezen. Zu der einen Zeit brach er mit der grösten Eilfertigkeit auf; zu einer andern aber machte er plözlich in einem Thal Halte, um zu erforschen, ob er ihn etwann heraus loken, und in der Ebne überfallen könnte? Doch alle diese listigen Anschläge konnten den Dictator von Rom nicht bewegen, von seinem einmal gefaßten Entschluß abzuweichen. Er überzeugte vielmehr durch seine vorsichtige Unthätigkeit den Hannibal,

daß die Römer durch ihre vorigen Unfälle klug worden, und wenigstens einen Feldherrn gefunden hätten, der dem schnellen Lauf seiner Siege Einhalt thun könnte.

Doch des Fabius Unterfeldherr, der Marcus Minutius half dem Hannibal aus seiner Verlegenheit. Dieser war ein hiziger und unbedachtsamer Mann; seine Reden waren in hohem Grade großpralend, er verachtete die vorsichtige Langsamkeit des Fabius, seine Unerfahrenheit in Kriegssachen, und seine natürliche Herzhaftigkeit machten ihn unbedachtsam frech. Er sezte die Wolfahrt des Staats in eine äusserlich in das Auge fallende Hoheit; er war beglaubt, es sey um das gemeine Wesen gänzlich geschehen, wenn er nicht durch ein ruhmliches Unternehmen die Schande der erlittenen Niederlagen auslöschte. Er wünschte ein majestätisches Ansehen in Sachen, bey welchen doch die Klugheit weit mehr nüzte; er strebte nur nach Ruhm, da doch an der Erhaltung und Rettung alles gelegen war. = = Hätte ein solcher Mann wol vor dem Hannibal bestehen mögen? Dieser ausserordentliche Geist brauchte nur wenige Zeit, um die Verschiedenheit der Gemüthsarten beyder feindlichen Feldherren aus dem Grunde kennen zu lernen. Er mochte dem einen noch so oft die Schlacht anbieten, und dem Schein nach alle Vortheile die ein bedenklicher Feldherr, bevor er sich in eine Schlacht einläßt, nur wünschen kan, so ließ derselbe doch keinen einigen Mann aus seinen Verschanzungen hervor rüken: Der andere hingegen sah alle seine listigen Herausfoderungen, als so viele Beschimpfungen an, die der Römischen

mischen Tapferkeit gemacht wurden, welche aber herzhaften Männern unleidenlich seyen; der Dictator schien ihm ein forchtsamer, und gegen die Ehre des Römischen Namens unempfindlicher Mann.

Der Carthaginensische Feldherr suchte alle diese Umstände für sich zu nuzen. Er vergrösserte listig die Vorstellung, welche man in der Stadt so wol als in dem Lager von dem Fabius gefaßt hatte, daß er ein schwacher und furchtsamer Mann sey. Er verschohnte die Landgüter des Fabius, seines Hauses und seiner Freunde, wenn er gleich die ganze umliegende Gegend verwüstete. Viele kamen deßhen auf den Verdacht, daß zwischen ihnen beyden, zum Nachtheil des gemeinen Wesens, ein heimliches Verständniß obwalte. Dieses alles that er in der Absicht, daß dem Minutius die Anführung des Heers, wenigstens eine grössere Gewalt anvertraut werde. Er stellte sich bisweilen, als ob er sich vor seiner Herzhaftigkeit fürchtete, da er hingegen gegen den andern alle Verachtung an den Tag legte. Er ließ sich zu mehrern malen in kleine Gefechte mit ihm ein, und zog denn seine Leute zuerst zurük; ja er ließ ihm auch einmal einen kleinen Vortheil. Dieses vermehrte, nach des Hannibals Wunsch, sein Ansehen bey den Römern, und vergrösserte bey dem Minutius das Vertrauen seiner eignen Tapferkeit und Erfahrung. Der Dictator wurde endlich so verschreit, daß die Anführung des Heers zwischen beyden Feldherren getheilt, und jedem besondere Legionen untergeben wurden, welches doch vorher niemals geschehen war. Möchte man hierbey nicht sagen, daß die Römer sich durch ihren tödlichsten

Feind regieren lassen? Denn dieser ausserordentliche Entschluß war in der That die Wirkung seiner listigen Anschläge.

Die übermäthige Ruhmbegierde des Minutius litte nach diesem keine Schranken mehr; er verachtete mit gleichem Stolz, so wol den Fabius als den Hannibal; er rühmte sich keiner geringern That, als in kurzem dem Hannibal und allen Fremden den Weg aus Italien zu weisen. Dieses zu erreichen, entfernte er sein Lager von des Fabius. Hannibal erfuhr durch seine Parteyen dieses nicht so bald, als er sein Lager, grade vor des Minutius seinem auffschlug. Der Römer rükte zur Schlacht heraus, er wurde gänzlich geschlagen; nur Fabius konnte noch die Ueberbleibsel seiner Völker retten, und dem Hannibal den Sieg zur Helfte aus den Händen winden. Minutius verbesserte schnell seinen Fehler; er dankte dem Fabius seine Errettung, er erkannte, daß Hize ohne Klugheit nur einen schlechten Feldherrn bilde; und nahm mit Vergnügen die Unterfeldherrn Stelle unter ihm an.

Auf diese Weise betrug sich Hannibal während der Dictatur des Fabius. Sein Verhalten gegen die beyden Consuls, welche bey Cannas anführten, war das gleiche. Es ist wahr, er hatte nicht nöthig, so viele Ränke zu gebrauchen, und seine Bewegungen so genau abzumessen, als er thun muste, da er noch den Fabius vor sich stehen hatte. Die Klugheit des Paulus machte ihm bey weitem nicht so viele Arbeit, als die bedenkliche Vorsichtigkeit des Dictators erfoderte. Von dem Terentius Var-

ro

wo wußte Hannibal, daß dieser Consul ehe er Rom verließ, sich öffentlich erklärt habe, er wollte bey der ersten guten Gelegenheit auf den Feind losgehen, und dem Krieg ein Ende machen. Er sezte noch dazu, daß der Krieg niemals zu Ende kommen werde, so lange sich Leute von des Fabius Gemüthsart, an der Spize der Römischen Völker befinden würden. Dieses war so, wie es Hannibal nur wünschen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln hatte ihn wenige Tage vor der Schlacht bey Cannas beynahe zur Verzweiflung gebracht. Er stund auf dem Sprung sich wiederum nach Gallien zurük zu ziehen; er konnte von diesem Vorsaz nur durch den Gedanken abgezogen werden, daß ein solcher Rükzug einer Flucht ähnlich seyn würde, = = daß derselbe seinen Bundsgenossen gar leicht einen Beweggrund geben könnte, von ihm abzufallen. Sein längerer Aufenthalt in Italien, oder sein Rükzug nach Gallien hieng also lediglich von den Maasregeln der beyden Consuls ab. Hätten dieselben den Entwurf des Fabius befolget, so wäre er unwiderbringlich verlohren gewesen, und zwar mehr durch eigne Schuld, als der Römer Klugheit, weil er die Länder, welche ihme Lebensmittel darreichen konnten, allzustreng verwüstet hatte: Eine Abweichung von demselben aber gab ihm noch einmal gewonnene Sache über die Römer. Seine Hofnung mußte sich vermehren, als er durch seine Kundschafter erfuhr, daß sich das Mißverständniß zwischen beyden feindlichen Feldherren eingeschlichen habe; und daß der Rath zu Rom, von der Geschiklichkeit des Varro nur eine schlechte Meinung hege, welchem auch derselbe von dem Pöbel aufgedrun-

gedrungen worden. Die hohen Gedanken aber, welche dieser Consul von sich selbst hatte, überstiegen alle Schranken, als eine seiner Parteyen einen Haufen Carthaginenser zerstreute, und 1700. Mann von demselben erschlug. Hannibal sah diesen Verlust als einen wahren Vortheil an; denn er zweifelte nicht, daß derselbe den Consul zu einer Schlacht reizen würde, deren er so sehr benöthigt war. Der Mangel an Lebensmitteln in seinem Lager war so groß, daß es ihm unmöglich stele, nur noch zehen Tage auszuhalten. Die Spanier die in seinem Heer dienten, giengen schon damit um, ihn zu verlassen, welches ihm, da seine Leute sehr an der Zahl abgenohmen hatten, überaus verderblich gewesen wäre. Sein gutes Glük aber schlug sich bey diesen mißlichen Umständen ins Mittel, und führte ihn zu einer Schlacht, welche ihm aus allen Schwierigkeiten heraus half, in die er verwikelt war.

Man weiß, daß die Schlacht bey Cannas, einem Dorf und Schloß in Apulien, an dem Fluß Aufidus, eine so wol der allervollkommensten war, die jemals gehalten worden, als aber, daß dieselbe die Römische Republic auf die schlüpfrigste Spize ihres gänzlichen Verderbens gebracht hat. Ein Römisches Heer, in welchem neben zween Consuls, die auserlesensten Männer von Rom dienten; welches das zahlreichste war, das bis auf diesen Tag von dieser Republic aufgestellt worden, und in 86000. Mann bestund, wurde beynahe gänzlich zu Schanden gehauen, oder gefangen genohmen. Vor der Schlacht giengen 500. Numidier mit auf den

Rüken

Rüken geworfenen Schildern, als Ueberläufer zu den Römern herüber. Varro befahl ihnen hinter dem Heer bis zum Ende der Schlacht stehen zu bleiben. Diesem Befehl lebten sie so lange nach, bis Hannibal den Römern von allen Seiten zusezte, und niemand sie beobachtete. Dazumal ergriffen sie nach gegebnem Zeichen zu ihren Schilden, und fielen mit dem Schwert in der Hand, welches unter ihren Kleidern verstekt gewesen war, den Römern in den Rüken, erlegten derselben viele, und jagten den nächst dabeystehenden ein neues Schreken ein. Solchergestalt fand Hannibal durch seine überlegene Klugheit Mittel, dem Feind in einem ofnen Felde, bey lichtem Tage, und hinter seinem Rüken einen Hinterhalt zu legen, zu einer Zeit, da eine Kriegslist von dieser Art schlechterdings unmöglich schien. Eine andere Ursache, die zu dem Siege half, war, daß Hannibal die Africanischen Völker auf Römische Weise bewafnete. Das sezte diese Völker in den Stand, die Römer auf ihre eigne Art anzugreifen, und ihnen zuwiderstehen. Zu diesem kam noch das ungemeine Zutrauen des ganzen Heers auf den Hannibal. Dieses erhob ihren Muth auf eine erstaunliche Weise, und reizte einen jeden an, sich auf eine ausserordentliche Art hervor zu thun; den Feldherr aber sahen sie als schlechterdings unüberwindlich an. Dieser trachtete auch bey allen Gelegenheiten seinen Völkern eine Verachtung gegen die Römer beyzubringen. Sein Bruder Mago, den er den Feind zu beobachten ausgeschikt, meldete ihm, daß das Römische Heer ausserordentlich zahlreich sey. Er versezte ihm aber ganz kaltsinnig: „Laß „sie so zahlreich seyn als sie wollen, ich gebe dir „doch

„ doch mein Wort, daß du keinen unter ihnen fin-
„ dest, dessen Namen Mago sey. “ Jedermann, der dieses hörte, brach in ein lautes Gelächter aus; die Soldaten glaubten fest, er sey des Siegs schon gewiß; und diese Vorbildung that die Wirkung, daß nichts vor ihnen Stand halten konnte. Doch hat Hannibal selbst durch die vorsichtige Anordnung der Völker, durch seine besondere Geschiklichkeit, Gegenwart des Geistes, Wachsamkeit und persönliche Tapferkeit währender Hize der Schlacht, mehr zu diesem unvergleichlichen Siege beygetragen, als alle übrigen zusammengestossenen Ursachen nicht haben thun können.

Viele Geschichtschreiber und Kriegsverständige sind beglaubt, daß wenn Hannibal nach diesem Siege plözlich auf Rom gezogen wäre, woselbst der Schreken und die Unordnung eben so groß war, als nachdem Verlust der Schlacht an der Allia gegen die Gallier, es ihm ein leichtes gewesen seyn würde, sich derselben im ersten Schreken zu bemächtigen, und damit den Römern die an seiner Vatterstatt begangene Ungerechtigkeit auf ihren Kopf zu vergelten. Maherbal sein Unterfeldherr reizte ihn auch zu dieser Unternehmung an, und da er ihm zur Antwort gab, daß eine Sache von so grosser Wichtigkeit eine reife Ueberlegung verdiene, versezte Maherbal: „ Ich
„ sehe wol, daß die Götter nicht eine und eben
„ dieselbe Person, mit allen vortreflichen Gaben zu-
„ gleich versehen haben. Hannibal weiß, wie man
„ siegen muß, nicht aber wie man von einem Sieg
„ den besten Gebrauch machen solle. “ Maherbal hat in allen folgenden Zeitaltern bey sehr vielen Beyfall

fall gefunden. Gewiß ist, daß es etwann solche Augenblike, oder wenigstens Zeitpuncte giebt, in welchen der Untergang mächtiger Staaten unausweichlich seyn würde, wenn man sich dieselben mit aller Klugheit zu Nuze zu machen wüßte, und wenn man sich von der leichten Möglichkeit, sie zu zerstöhren, überzeugen könnte. Wenn aber diejenige, welche solche grosse Veränderungen ausführen sollen, das Dunkle der Zukunft nicht scharf genug durchdringen können, oder wenn ihnen die Hoheit des Geistes, und die Unerschrokenheit nicht in genugsamem Grade verleihen ist, so begnüget man sich an mittelmäßigen Vortheilen, da man doch die allergrösten haben könnte. Man siehet dasjenige für Behutsamkeit an, was doch in der That ein Mangel des Geistes, oder der wahren Herzhaftigkeit ist. = = Ein Staat, der sich in solchen Umständen befindet, kan seine Rettung nur von sich allein erwarten. Die Vorstellung des alten Ruhms, und der ehedem bewiesenen Tapferkeit macht seinen Feind bisweilen schüchtern, wenn gleich seine wahre Stärke ihn verlassen hat. = = Solche Schwachheiten, einen Mangel des Geistes und der wahren Herzhaftigkeit, kan man aber dem Carthaginensischen Feldherrn mit Recht nicht vorwerfen. Er hat diese grossen Eigenschaften nur allzuöfters in dem hellesten Glanz an sich gezeiget, als daß ihm dieselben zu einer Zeit könnten abgesprochen werden, da es seinem Vatterland am allerheilsamsten, und ihm selbst am ruhmlichsten gewesen wäre, sie in Ausübung zu bringen. Sein ganzes Leben beweißt genugsam, daß er einer der vollkommensten Feldherren, welche je das Alterthum erzeuget, und eine Person von der

grösten

grösten Klugheit und durchtringendesten Einsicht gewesen. Es ist daher höchst unwahrscheinlich, daß er in diesem einigen Fall die besten Mittel zu wählen unterlassen; oder von der Geschiklichkeit, seine Entwürfe zur Vollziehung zu bringen, verlassen gewesen seyn sollte. Polybius der ein Zeitgenosse des Hannibal, und in allen Kriegssachen wol erfahren war, giebt auch in seinen Nachrichten nicht den mindesten Anlaß zu vermuthen, daß die Carthaginenser sich in dem ersten Schreken, der Stadt hätten bemächtigen sollen, noch daß Hannibal einen Fehler begangen, daß er des Maherbals Rath nicht zur Vollziehung gebracht. • • Hannibals Heer war vor der Schlacht 40000. Mann stark, benebst 12000. Reutern; wäre aber dieses eine zulängliche Macht gewesen, die Belagerung von Rom zu unternehmen? Besonders wenn man sich erinnert, daß die Stadt gar nicht entvölkert, stark befestiget, und über 200000. wehrhafter Bürger, noch eine Besazung von zwey Legionen hatte. Hannibal hatte auch in der Schlacht nur an Todten bey 5500. ohne die untauglich gewordene eingebüßt. Nach mehr: Das Carthaginensische Heer litte an allen zur Belagerung einer grossen Stadt nöthigen Rüstzeugen einen gänzlichen Mangel. Dieser Mangel war Ursache, daß er nur einige geringe Orte mit Sturm erobern konnte, da er hingegen vor Städten, deren Namen die Geschichtschreiber nicht einmal des Andenkens würdig gehalten, wider leer abziehen mußte, als er sie belagern wollte. Rom aber nebst dem Capitolium war gar nicht von der Art, daß sie mit Sturm konnten erobert werden. Und gesezt, Hannibal wäre für Rom gezogen, würde er nicht

auf

auf das äusserste zu Grund gerichtet worden seyn, im Fall der Angrif übel ausgeschlagen hätte? Hat also Hannibal Tadel wider sich, daß er nach seinem vollkommenen Siege bey Cannas die Belagerung Roms vorzunehmen, nicht seine erste Beschäftigung seyn lassen; so wird man doch zugestehen, daß er auch sehr starke Gründe vor sich gehabt, die ihn wegen Unterlassung dieser Belagerung rechtfertigen können.

Man muß vielmehr die wahren Ursachen, warum die Carthaginenser nach so erhaltenen grossen Siegen, die Römische Republic nicht zerstört, in dem Betragen des Carthaginensischen Raths selbst suchen. Hätte Carthago um Rom zu zernichten, nur das mindeste von denjenigen Sachen unternohmen, welche die Römer ausführten, um es zu erhalten, so ist es nach menschlichem Urtheil richtig, daß die Römische Republic verlohren gewesen wäre. Da man in Rom einen flüchtigen Consul, der durch seine übereilte Hize das zahlreichste Heer der Republic auf die Schlachtbank geführt hatte, mit Dankbezeugung aufnam, daß er an der Republic nicht gänzlich verzweifelt; so klagte man zu Carthago den siegreichen Hannibal an. Hanon mit seinen Anhängern konnte dem Hannibal die Vortheile eines Kriegs nicht verzeihen, der wider seinen Rath vorgenohmen worden. Dieser Senator war mehr für die Ehre seiner parteyischen Denkungsart, als für das Beste des Staats besorget; er verfolgte den Carthaginensischen Feldherrn weit mehr, als die Römer: Er unterließ nichts, daß in seiner und seiner Anhänger Macht stunde, um die glüklichen

Folgen

Folgen des Kriegs, die man erhalten konnte, zu verhindern, oder das, so man würklich schon erhalten hatte, wieder zu verliehren. Man hätte den Hanon eher für einen Römischen Bundsgenoß, den Hannibal aber für einen allgemeinen Feind halten sollen. Dieser leztere schikte seinen Bruder Mago nach Carthago ab, um so wol von seinen Siegen Nachricht zu ertheilen, als aber um neue Verstärkung, Geld, und andere Bedürfnisse, Ansuchung zu thun; damit er seine Siege noch herrlicher machen könnte. Hanon versezte auf dieses Ansuchen: „Was könnte Hannibal mehr begehren, wenn er „würklich wäre geschlagen worden? Entweder ist „er ein Betrieger, der uns durch falsche Nachrich„ten hintergeht; oder aber ein Räuber an dem„ gemeinen Gut, der sich selbst die an den Rö„mern gemachte Beute, und die Vortheile des „Kriegs zueignet.“ Er widersezte sich mit allen Kräften, der Verstärkung an Volk, Geld, und andern Nothwendigkeiten, um welche Hannibal anhielte. Er rieth vielmehr, wenn die Umstände von Carthago nur ein wenig vortheilhaft seyen, alles anzuwenden, um von den Römern einen Frieden zu erbetteln. Die Barcanische Partey erhielte zwar die Oberhand. Man fertigte Befehl aus, dem Heer in Italien Volk, Geld und Lebensmittel zuzusenden. Indessen hatte doch Hanon so vieles Ansehen, daß der Ausführung dieser Befehle vieles im Weg gelegt wurde. Das was mit vieler Mühe war abgeschlossen worden, wurde mit vieler Langsamkeit zu Stande gebracht. Da diese Hinternissen endlich überstiegen worden, und die Verstärkung angeschaft war, so gieng viele Zeit hin,

ehe

ehe sie abgeschikt wurde. Man schafte sie zwar nach Spanien hinüber. Doch es langte bald Befehl an, daß sie Halte machen solle, an statt nach Italien fortzurüken. Da endlich nach so vielen Umschweifen die Verstärkung bey dem Hannibal anlangen sollte, so war sie sehr schwach, gänzlich zu Grunde gerichtet, und die Zeit damit ihr etwas gedeyliches könnte bezweket werden, verflossen.

Dieser Feldherr sah sich die meiste Zeit ohne Lebensmittel und ohne Geld, und beynahe in einer gewissen Nothwendigkeit in allen Schlachten Sieger zu seyn: Bey unglüklichen Begebenheiten, dergleichen er freylich auch erfuhr, hatte er keine Hilfsmittel; bey glüklichen aber allzuviele Sorgen, wie er so viele verschiedene Völker, unter seinen Verbündeten und seinem Heer in Ordnung halten wollte, welche alle mehr an seiner Person, als an der Carthaginensischen Republic hiengen? Dieses beschäftigte ihn eben so sehr, als die Führung des Kriegs selbst. Er war von Natur gar nicht zur Grausamkeit geneigt, die Umstände aber machten es bisweilen nothwendig streng zu seyn, um die einen dadurch in Furcht zu sezen, da er hingegen die andern durch seine Grosmuth in ihrer Schuldigkeit erhielt. Konnte er durch Großmuth und Gelindigkeit seinen Zwek erreichen, so folgte er nur dem natürlichen Triebe seines Herzens: Mußte er aber streng und auf gewisse Weise grausam seyn, so können auch diese seine Handlungen, die sich jederzeit nach den Umständen halten mußten, entschuldiget werden. Die Römer selbst bekriegte Hannibal mit aller Strenge, ja bisweilen mit so vie-

ler Grausamkeit als nur ein erbitterter Feind thun kan. Den Römischen Bundsgenossen aber begegnete er mit aller Sanftmuth und Gelindigkeit. Auf diese Art zog er die meisten von den Römern ab. Da auch die Macht der Feinde hauptsächlich auf dem Beystand beruhete, welchen die Italienischen Bundsgenossen ihnen zu leisten schuldig waren; so machte er sich die begründete Hofnung, daß wenn Rom von den Bundsgenossen verlassen sey, diese Stadt von selbst in seine Gewalt fallen müsse. Diese Absicht hätte ihm auch nicht fehlschlagen können, wenn nur Carthago selbst so glüklich gewesen wäre, seinen wahren Vortheil zu beherzigen, und die klugen Vorstellungen dieses grossen Manns zu befolgen.

In Erwartung eines mächtigen Beystands, bewilligte er seinen wolverdienten, aber sehr entkräfteten Kriegsvölkern, den Winter durch eine sehr benöthigte Ruhe, in den anmuthigen Capuanischen Gegenden. Viele alte und neuere Geschichtschreiber sehen diesen Aufenthalt in diesen wollüstigen Orten als die wahre Ursache an, die den Hannibal zu fernern Siegen untüchtig machte, = = den Verfall seiner Sachen in Italien augenscheinlich beförderte, = = und Carthago selbst in die traurigen Umstände versezte, sich abermal einen schimpflichen Frieden von dem beynahe bezwungenen Rom aufdringen zu lassen.

Betrachtet man die Sachen mit gehöriger Aufmerksamkeit, und mit Zusammenhaltung aller Umstände, so läßt sich noch darüber streiten, ob dieses

Vor-

Vorgeben der Wahrheit so vollkommen gemäß sey, als man dargeben will? Gesezt, es sey der kriegerische Geist des Carthaginensischen Heers, durch den bezaubernden Ruhestand zu Capua in etwas geschwächt worden, (denn dieses von dem Hannibal selbst zu behaupten, ist ein Vorgeben, welches der Geschichte, und dem Lauf seiner grossen und kriegerischen Handlungen bis an das Ende seines Lebens, offenbar widerspricht,) so läßt sich doch nicht mit Grund annehmen, daß der weniger in die Augen fallende Fortgang, welchen dieses Heer nachher gehabt, diesem Umstand als seiner Hauptursache zugeschrieben werden könne. Oder sind die öftern Niederlagen, welche Hannibal auch nach diesem den Römern beybrachte; = = sind die verschiedenen Städte, welche er in Gegenwart der feindlichen Kriegsheere erobert, = = sein unüberwindlicher Muth, mit welchem er sich, allen fortgesezten feindlichen Bemühungen zu Troz, noch vierzehen Jahre in Italien behauptete, da er selbst nicht durch die feindlichen Waffen, sondern durch das traurige Schiksal seiner Vatterstadt gezwungen, Italien verließ; = = Beweißthümer eines weibischen Betragens, oder nicht vielmehr unumstößliche Proben der grösten Klugheit und Herzhaftigkeit? Livius selbst, der in dem drey und zwanzigsten Buch den Hannibal tadelt, nimmt diesen Tadel in dem sechs und zwanzigsten seiner Geschichte wiederum zurük, und giebt von dem Verfall der Carthaginensischen Angelegenheiten in Italien eine Ursache an, die von den Wollüsten von Capua ganz verschieden ist.

Der Rath und das Volk zu Carthago hätten er-

nibal die Annäherung seines Bruders anzeigen, und die Gegend wo sich beyde vereinigen wollten, bestimmen sollte, wurden von den Feinden aufgefangen. Dieses war der erste unglükliche Zufall. Hannibal, dem alle Gegenden in Italien bestens bekannt waren, wurde dadurch gehintert, seinem Bruder entgegen zu eilen, und die Vereinigung der Römischen Heere abzuwenden. Dieses war der zweyte den Carthaginensern höchst nachtheilige Zufall. Schon dazumal machte die Vereinigung zweyer Consularischen und eines Prätorischen Heers, die Niederlage des Asdrubal beynahe unvermeidlich. Da die Gefahr von allen Seiten auf ihn losstürmte, und nur er allein von aller Furcht entfernt war, so sah er sich plözlich von allen seinen Führern verlassen. Er befand sich in einem Lande, dessen Pässe, Flüsse, gefährliche Oerter, wo man leicht in einen Hinterhalt geloket werden kan, - - ihm und seinem ganzen Heer völlig unbekannt waren. Der dritte, nicht weniger als einer der vorigen, nachtheilige Umstand. Die höchst unglükliche Niederlage verminderte den Ruhm nicht, welchen er sich durch eine Reihe herrlicher Thaten erworben hatte. Er sah die Nothwendigkeit, entweder zu sterben, oder zu siegen: Ein Mittelweg war in seinen Umständen schlechterdings unmöglich. Seine Anrede erhizte seine Leute: Das Beyspiel der Klugheit und Tapferkeit das er ihnen gab, unterstüzte dieselben noch mehr; sein Cörper und sein Geist waren aller Orten anwesend, wo sie nur Hilfe und Rath leisten konnten. Drey Römische Heere sprengten ihn an, als er an den Ufern des Flusses Metaurus auf Gerathwol hinzog, und gleich über den Fluß sezen

wollte.

wollte. Der Streit blieb viele Stunden unentschieden, erklärte sich aber endlich ganz vollkommen für die Römer. Asdrubal, der das traurige Schikſal ſeiner Stadt, und den Tod ſo vieler tapfern Männer nicht überleben wollte, ſtürzte ſich unter die Feinde, und fand daſelbſt ein ruhmvolles Ende. Das geſchlagene Heer hatte keinen einigen Ort zu ſeiner Sicherheit: Ein abermaliger unglüklicher Umſtand. Es wurde den Römern gar leicht, die hin und wieder ohne Anführer zerſtreuten Flüchtlinge zuſammen zu hauen, oder gefangen zu nehmen: So daß von dieſem zahlreichen Heer, welches vielleicht aus 70000. Mann beſtunde, (wenn die Römiſchen Geſchichtſchreiber die Zahl deſſelben nicht über die Wahrheit angegeben haben,) nicht ein einiger Mann an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangte. Hannibal erfuhr dieſen Umſturz aller ſeiner Hofnungen gar bald. Das in ſein Lager geworfene Haupt des Asdrubal gab ihm den grauſamen Streich, der Carthago und ihn betroffen, ohne fernere Botten genugſam zu erkennen. Er dorfte ſich auf keine Verſtärkungen mehr Rechnung machen, welche den Muth ſeiner ausgemergelten Völker wieder entflammet hätten. Seine fernere Erhaltung in Italien beruhete alſo lediglich auf ſeiner Perſon. Es iſt unglaublich, mit welcher Tapferkeit und Klugheit er die Römiſchen Feldherren beſchäftigte. Ein Heer von etlich und zwanzig tauſend Mann, welches an den meiſten Nothwendigkeiten Mangel litte, ſtund unüberwindlich, und machte alle Anſchläge der Feinde zu Schanden. Die in Spanien, Sardinien und Sicilien ſiegreichen Römer ſahen kein ander Mittel vor ſich, des Hannibals, dieſes auch in

seiner Schwäche furchtbaren Feinds, erlediget zu werden, als wenn sie den Carthaginensern solchergestalt zusezten, daß sie durch die äusserste Gefahr gezwungen, ihn zurük rufen müßten. Da sie aus Spanien vertrieben, in Africa geschlagen, und beynahe zu Grund gerichtet waren, so riefen sie ihn als ihre lezte und noch einige Hofnung zurük. Dieser grosse Mann war auch den Befehlen seiner Obrigkeit, mit so vieler Verläugnung seiner selbst, so gehorsam, als es immer der schlechteste Bürger hätte seyn können. Es muß ihn ohne Zweifel empfindlich geschmirzt haben, ein Land zu verlassen, welches er sechzehen volle Jahre in Furcht und Schreken gehalten; welches zu bezwingen, und seiner Vatterstadt zu unterwerfen, er die allerwahrscheinlichste Hofnung gehabt, wenn nur seine Hausfeinde nicht ein mehrers zu dem allgemeinen Unglük beygetragen hätten, als aber die Römer selbst.

Hannibal war nicht so bald in Africa gelandet, als er zu seiner innigsten Betrübniß sah, daß der Zustand des Vatterlands unverbesserlich übel sey: Scipio stund mit einem zahlreichen Heer nur wenige Tagreisen von Carthago entfernt. Die Städte und das platte Land waren in seiner Gewalt. Dieser Römer hatte sein eigen Vaterland, in dem äussersten Elend unter unglüklichen Feldherren gesehen. Nunmehr sah er sich in der grösten Glükseligkeit desselben, an der Spize seiner Kriegs-Heere, welche man ihm vornehmlich zu danken hatte. Hannibal hingegen hatte nur das Angedenken seiner verflossenen entzükenden Aussichten, welche ihm die Eifersucht

ersucht seiner eignen Landsleute zernichtet hatte, vor sich. Doch ein grosser Mann bleibt vornehmlich in dem Unglük groß; und ein solcher war Hannibal bis zur Erstaunung. Scipio verließ sich auf sein bisheriges Glük, auf den aller Orten siegreichen Zustand der Römer, und auf ein Heer welches den künftigen und lezten Sieg schon als erfochten ansah. Hannibal aber erblikte in dem Verfall seines Vatterlands, in dem schlechten Zustand seines Heers, und in einer gewissen Muthlosigkeit seiner Völker, nur solche Aussichten, welche ihm den Ausgang einer entscheidenden Schlacht, mehr mißlich als erwünscht vorstellten.

Diese so verschiedenen Aussichten beyder entgegen gesezten Feldherren waren die Ursache, daß Hannibal den Frieden anerbot, Scipio aber denselben verwarf. Nur eine entscheidende Schlacht konnte also die Zwistigkeiten beyder Völker abthun. Beyde Theile rüsteten sich zu derselben. Hannibal übertraf sich selbst. Sein bewundernswürdiger Kriegs-Geist zeigte sich in der Schlacht bey Zama in dem vortreflichsten Glanz; so wol durch seine ungemeine Geschiklichkeit, alle vortheilhaften Augenblike zu seinem Nuzen anzuwenden; durch seine kluge Stellung und Abänderung der Völker, je nach Erfoderu der Umstände, als auch durch die Art, mit welcher er, so lange die Schlacht dauerte, seine Befehle ertheilte. Endlich aber behielt der Schuzgeist von Rom über den von Carthago die Oberhand. Der bisdahin unüberwindliche Hannibal wurde gänzlich geschlagen, seine Völker zerstreut, und sein Lager erobert. Die Niederlage der Car-

thaginenser verschafte den Römern die beständige Oberherrschaft über sie.

An einen fernern Widerstand war nach dieser grossen Schlacht nicht mehr zu gedenken. Hannibal selbst, der nach der Schlacht auf Carthago geflohen war, gab den Rath, sich allem zu unterwerfen, was die Sieger verlangten. So wenig er in dem Glük übermüthig war, so groß wußte er sich in das Unglük zu schiken. Er hatte die Schlacht unternohmen, um einen billigen Frieden zu erhalten; da sie aber mißlungen war, so wußte er wol, daß die vorigen Bedingnissen noch mehr müßten geschärft werden. Dieselben waren auch sehr hart. Carthago wurde zwar noch nicht aus dem Verzeichniß der Völker ausgetilget; denn dieses wäre ein eben so mißliches Unterfangen gewesen, als wenn Hannibal nach dem Tage bey Cannas auf Rom gezogen wäre. Die Römer mußten noch vorher, bevor sie Carthago selbst vertilgen konnten, eine Ungerechtigkeit an ihr ausüben, welche ihr Gedächtniß in allen Geschichten abscheulich macht. Jedoch wurde mit ihr als mit einer gänzlich bezwungenen Stadt verfahren. „ Die Auslieferung aller „ Kriegsschiffe; die Zurükgabe aller der Länder, „ die sie dem Masinissa und seinen Vorfahren abgenohmen; “ welche Rükgabe die Sieger so weit ausdehnten als sie nur wollten; „ daß sie ohne Bewil„ ligung der Römer keinen Krieg unternehmen könn„ ten; und daß sie den Römern zu Wasser und „ zu Lande so oft beystehen sollten, so oft sie dazu „ aufgefodert würden; “ waren diejenigen Bedinge, welche den grossen Hannibal, und jeden der sein

Vatter-

Vatterland redlich liebte, bis in das innerste schmirzten; welche man aber, so schmerzhaft sie auch immer waren, dennoch unterschreiben mußte, weil doch aller Widerstand gegen sein trauriges Schikfal fruchtlos gewesen wäre.

Man muß der Wahrheit der Geschichte zu Ehren gestehen, daß die Carthaginenser sich einen Theil der harten Bedingnisse, durch ihr eigenes strafbares Betragen zugezogen haben: Als während dem Stillstand, welchen ihnen Scipio vor der Schlacht bey Zama bewilligte, die Römische Flotte auf der Höhe von Carthago von einem Sturm überfallen, und gänzlich zerstreuet wurde, so drang das gemeine Volk mit Ungestüm in den Senat, daß man die in dem Hafen bereit habende Flotte auslaufen lassen, und sich der Römischen Schiffe bemächtigen sollte. Der Rath that sein mögliches, das Volk von einer so strafbaren Niederträchtigkeit abzuhalten; der Widerstand war aber vergeblich: Um ein Uebel abzuwenden, welches man für grösser als den Stillstands-Bruch ansah, mußte man dem wilden Anhalten nachgeben. Scipio aber als Sieger bey Zama vergalt der Stadt diese Treulosigkeit noch, und über Verschulden; denn wenn man selbst beleidigt wird, so gedenkt man nur an die Rache: Man vergißt willig, daß man zuvor selbst beleidigt habe.

So endigte sich der zweyte Römische Krieg; einer der allermerkwürdigsten, dessen die alte Geschichte Meldung thut, beydes der Abwechselungen des Glüks wegen, da der siegende Theil mehrmal seinem

Verder-

Verderben am allernächsten war, als der unermeßlichen Menge Bluts und Gelds, die von beyden Theilen in demselben sind aufgeopfert worden.

Beynahe waltet ein allgemeines Vorurtheil, es haben die Mängel der Carthaginensischen Regierungsart, und die in dieser Zeit überhand genohmene Macht des gemeinen Volks, das unglükliche Ende des zweyten Römischen Kriegs verursachet. Diesem Vorurtheil widerspricht aber die Geschichte mit kräftigen Gründen. Es ist zwar an dem, daß das gemeine Volk zu Carthago mehr Macht in diesem Krieg an sich gebracht habe, als es vor demselben besessen. Soll dieses aber die Ursache der unglüklichen Begebenheiten gewesen seyn? Die Geschichte läugnet dieses: Das Volk zu Carthago hat seine Gewalt ein einig mal mißbraucht: Dieses geschah während dem Stillstand mit den Römern. Dazumal aber waren die Sachen schon so übel, daß sie durch diesen Mißbrauch der Gewalt nicht wol um vieles konnten verschlimmert werden. Alle Geschäfte von Wichtigkeit wurden, so lange der Krieg dauerte, von dem Senat mit so weniger Zuziehung des Volks als nur immer möglich war, behandelt. Sollte aber die Macht des Volks an sich selbst die Ursache des Verfalls gewesen seyn, so sollte sich der Verfall in Rom noch weit mehr geäussert haben: Die Römische Regierungsform lenkte sich damals weit mehr zur Democratie, als zur Aristocratie. Haben immer in einem Staat die an der gesezgebenden Gewalt Theil habenden Ordnungen ihre Macht zum Verderben des Staats mißbraucht, so geschah es gewiß zu Rom, wo bald der Senat über

das

das Volk, bald aber das Volk über den Senat den Meister spielen, und je einer den andern Theil aller seiner Rechte berauben wollte. So weit aber war die Mißverständniß zu Carthago zwischen beyden Ständen niemal gestiegen. Der feindschaftliche Widerstand des Hanno und seiner Partey ist und bleibt also, wie ich schon oben bemerkt, die einige und wahre Ursache, daß dieser Krieg, der in dem Anfang so erwünscht war, so unglüklich sich endigen mußte. Diese Partey war es, die alles in Unordnung und Verwirrung brachte, und durch ihren persönlichen Haß mehr zu dem Verderben des Vatterlands, als die Römer mit allen ihren Kriegs-Heeren in Italien und Spanien, beytruge.

*** *** ***

Die Geschichte des Hannibals macht auch nach geendetem zweyten Krieg mit den Römern, einen wichtigen Theil der Geschichte von Carthago aus. Ich halte es nicht vor überflüßig, noch eines und anderes, welches ihn angeht, zu bemerken.

Der nachtheilige Friede, welchen sich die Republic von dem Römischen Glük mußte aufdringen lassen, vermehrete das Ansehen des Hanno und seiner Anhänger nicht wenig. Sie wollten den Rath und das Volk bereden, daß wenn man ihre, auf das wahre Beste des Vatterlands abzwekende Rathschläge nicht so sehr verachtet hätte, die Stadt niemals sich in solch elenden Umständen befinden würde. Sie hatten aus Haß gegen

den Hannibal, welchen sie zu verderben suchten, den Frieden mit Rom, auch nach der Schlacht bey Zama hintertreiben wollen, aus dem Vorwand, daß die Bedinge allzuschimpflich seyen. Sie fanden auch bey allen denen Beyfall, welche nur auf das Gegenwärtige sehen können, und die Sachen nach dem unglüklichen Ausschlag der Begebenheiten beurtheilen. Hannibal widersezte sich den Anschlägen dieser schädlichen Partey mit allen Kräften. Hatte ihm gleich die Ausführung seines grossen und so vorzüglich geliebten Entwurfs Fehl geschlagen, so behauptete er dennoch, alles Widerstands seiner Feinde ungeachtet, sein Ansehen in einem hohen Grad. Man übergab ihm die Anführung des Kriegsheers, welches wider einige Völker in Africa bestimmt war. Seine Unternehmungen waren glüklich, und stellten den Ruhm der Stadt in diesen Gegenden wieder her. Dieses verschafte seinem Ansehen einen neuen Zuwachs. Es konnten aber die niederträchtigen Gesinnungen der Römer nicht zugeben, daß ein Mann, der ihnen so viele Jahre ein Schreken gewesen, der ihnen noch jederzeit fürchterlich schien, an der Spize der Carthaginensischen Kriegs-Heere stehen sollte. Sie mußten fürchten, daß sein Beyspiel die Carthaginensische Jugend kriegerisch machen würde; daß unter einem solchen Feldherrn solche Männer erzogen würden, welche nach dem Muster ihres Anführers gebildet, noch einmal ihr Vatterland wider ihre Ungerechtigkeit rächen und vertheidigen könnten. Die Römische Staatskunst aber wollte, daß Carthago sich des Kriegs entwehnen, nur sclavische Gesinnungen annehmen, sich höchstens durch die Handelschaft bereichern sollte; damit sie

diesen

diesen Schwamm nach ihrem Belieben austroknen, und sie auch bey dem Verfall ihrer Sitten jederzeit machtig genug seyn konnte, ihr nach Wolgefallen Geseze vorzuschreiben, oder sie gar zu vertilgen. Denn nur dieses konnte ihre Absicht seyn, da sie in dem Frieden den Carthaginensern untersagten, mit irgend einem Volk ohne ihre Einwilligung Krieg zu führen. Wollten also die Carthaginenser sich die Romischen Waffen nicht abermal zuziehen; wollten sie einem Theil ihrer Gefangenen die noch in den Händen der Römer waren, die Freyheit nach ihrem Vatterlande zurük zu kehren, verschaffen; so mußten sie den Mann, der den Römern so furchtbar war, von dem Kriegs-Heer zurük rufen. Es wurde aber diese Willfährigkeit durch die Romische Großmuth ungemein vergolten: Die Römer erlaubten ihren Geisseln, welche bis zur gänzlichen Bezahlung der in dem Frieden anbedungenen 10000. Euboischen Talente in ihrer Gewalt bleiben sollten, sich, in welcher Stadt von Italien sie wollten, aufzuhalten. Dem Hannibal aber wurde ein wichtiges Oberkeitliches Amt in der Stadt, welches mit dem Prätor-Amt zu Rom viele Aehnlichkeit hatte, aufgetragen.

In unsern Tagen würde man einen Mann, der von seiner ersten Jugend an in dem Feld gestanden, der die Helfte seiner Jahre mit einer unumschränkten Gewalt mächtige Kriegs-Heere angeführt, zur Bedienung bürgerlicher Aemter nicht am allertauglichsten halten; doch ein von Natur grosser Mann zeigt sich auch in einem Stand, wo mittelmäßige Geister klein scheinen würden, groß: Ein

solcher kan sich aller Orten seinem Vatterlande nuzbar machen. Die Geschichte von Carthago bildet den Hannibal auf diesem neuen Schauplaz also ab, daß man nicht mindere Ursachen hat, seine bürgerlichen, als seine kriegerischen Tugenden zu bewundern, und sich von ihm in allen Umständen die grösten Begriffe zu machen.

Es hatten sich bey dem Krieg in der Carthaginensischen Staatsverfassung vielfältige Mißbräuche eingeschlichen, die in dem Frieden einer unpartheyischen Verbesserung höchstens benöthigt waren. Auch hierinn hätte die Stadt von dem Hannibal die wichtigsten Wolthaten genossen, wenn seine Neider und Feinde sich nicht allem Guten hartnakig widersezt hätten, was von diesem unvergleichlichen Mann den Ursprung nahm. Die öffentlichen Einkünfte des Staats wurden von einigen angesehnen Häuptern des Raths, welchen die Verwaltung derselben anvertraut war, zu eignem Nuzen entwendet. Sollte eine Zahlung an die Römer gethan werden, so befand sich nirgend Geld. Aber eben diese gegen ihr Vatterland treulos gesinnten Männer gaben den Rath, die benöthigten Summen durch Auflagen von den Bürgern zu entheben. Auflagen aber sind in einer zahlreichen Bürgerschaft, die frey seyn sollte, jederzeit Gelegenheiten zu Empörungen; besonders wenn die Einkünfte des Staats so beschaffen sind, daß sie zu ordentlichen und ausserordentlichen Ausgaben erkleken würden, wenn anderst die Verwaltung derselben getreuen Händen übergeben wird. Niemand aber untersteht sich von solch angesehenen Männern genaue Rechenschaft zu fodern, oder ihre

Untreu

Untreu zu bestrafen. Entweder fürchtet man ihre Rache, oder man hat für sich selbst und die seinigen ebenfalls Nachsicht nöthig. Aber also leidet jederzeit der Staat so lange, bis die Hülfe unmöglich wird. Hannibal, der nicht anderst als nüzlich seyn konnte, der sich in Ausführung seiner Absichten vor keinem fürchtete, grif die Verbesserung muthig an. Er ordnete die öffentlichen Einkünfte auf solche Art, daß, unerachtet des betrübten Zustands in welchen die Stadt versezt war, nach Abtrag der im lezten Vertrag für die Römer ausgemachten Gelder, und allem übrigen Aufwand, jährlich noch ansehnliche Summen zum Besten des gemeinen Wesens konnten zurük behalten werden.

Die öffentlichen Einkünfte in Ordnung zu bringen, und den Staat zu bereichern, waren aber nicht die einigen Friedenshandlungen des Hannibals. Die Handhab- und Verbesserung der Gerechtigkeit hatte eben so wol seines Beystands nöthig, als die öffentlichen Einkünfte. Die Richter hatten die grausamsten Räubereyen ungestraft verübet. Sie schalteten auf eine willkührliche Art, und ohne die mindeste Rechenschaft zu geben, mit dem Leben, mit dem Eigenthum, und mit dem guten Namen ihrer Mitbürger. Das Uebel war desto empfindlicher, weil die Richter Lebenslang bey ihrem Amt sassen; weil je einer von dem andern sich unterstüzt sah. Hannibal welchem das Ober-Richter-Amt übergeben war, sah ein zweyfaches Mittel vor sich, dem Uebel zu steuern: Wenn das Richter-Amt nur auf eine kurze Zeit gesezt, und wenn die Richter nach Ablegung desselben angehalten würden, von ihrer Ver-

waltung Rechenschaft abzulegen. Weil aber durch diese Mittel die Gewalt der Ungerechten vermindert, weil sie aus Furcht vor der Strafe gezwungen wurden, entweder tugendhafter zu werden, oder von dem Richter-Amt abzustehen, und weil ein allgemeiner Nuzen dadurch konnte erzielet werden, so vereinigten sich alle, welche das Verderben des Vaterlands wünschten, dem Verbesserer desselben zuwiderstehen. Hannibal konnte durch den Rath zu Erreichung seiner Absichten nicht gelangen. Viele Glieder desselben waren selbst an der Verwaltung der Gerechtigkeit strafbar worden, und der Mensch flichtet sich selbst nicht gern eine Ruthe. Weil es aber gleichsam sein Schiksal mit sich brachte, dem Staat nüzlich zu seyn, so mußte er, um mit seinen Anschlägen durchzudringen, zu einem Mittel schreiten, welches ihm selbst nicht das angenehmste war; nemlich, sich an das Volk zu wenden. Der grosse Haufen ist jederzeit zu einer Verbesserung geneigt, wenn er unter den Mißbräuchen leiden muß. Es schwächet zwar das Ansehen der Obern, besonders in einem Freystaat, nicht wenig, wenn das Volk zur Unterdrükung schädlicher Sachen, die von den Obern eingeführt worden, seine Gewalt hergeben muß. Man muß aber in einem verderbten Staat zu den äussersten Mitteln schreiten, wenn er nicht gänzlich zu Grunde gehen soll. Hannibal bracht es bey dem Volke leicht dahin, daß es in seine nüzlichen Absichten einschluge, und ein Gesez durchgehen ließ, kraft dessen die Richter jährlich erwählt werden, und von ihrer Verwaltung Rechenschaft geben sollten. Obgleich dieses nüzliche Unterfangen die Reichen und Grossen sehr wider ihn

erbit-

erbitterte, so wuchse doch sein Ansehen täglich; weil solches allen Rechtschaffenen ausnehmend wol gefiel.

Hannibal hatte acht Jahre seiner Vatterstadt in Kriegs- und Friedens-Geschäften gedienet, als sich seine einheimischen und auswärtigen Feinde zu seinem Verderben vereinigten. Seine einheimischen Feinde, welche lieber Sclaven von Rom, als frey und tugendhaft in ihrem Vatterland seyn wollten, weil es durch einen Mann glüklich und mächtig gemacht wurde, der von seiner Jugend an das Ziel ihres Hasses gewesen war, sahen kein ander Mittel, diese wahre Zierde des Staats zu stürzen, als seinetwegen heimlich nach Rom zu schreiben, daß er mit Anschlägen und Bündnissen wider die Romer umgehe. Eine solche Gelegenheit war daselbst überaus erwünscht, einen Mann zu stürzen, dessen Namen allein ihnen schrekhaft war. Der grosse Scipio, der sich begnügte, daß er den Hannibal mit Ruhm überwunden, gab den Rath, sich an diesem ruhmlichen Sieg zu begnügen, und einen entkräfteten Feind in seinem Vatterland der Freyheit geniessen zu lassen. Er wurde aber, weil er Leuten von niederträchtigen Gesinnungen großmüthige Rathschläge gab, nicht angehört. Man erkannte eine Gesandschaft von consularischen Männern, welche zu Carthago, unter dem Vorwand, die Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Masinissa zu schlichten, die Auslieferung des Hannibals betreiben sollten. So tief waren die Römer von der Tugend und der wahren Ehre versunken. Sie suchten einen Mann zu vertilgen, dessen Freyheit allein

ihnen wahre Ehre machen konnte. Sie wünschten einen Mann in ihrer Gewalt zu haben, vor dessen Namen sie zitterten, und stifteten sich durch diese Niederträchtigkeit bey aller Welt ein schimpfliches Denkmal. Sie wollten Carthago vertilgen; sie fanden aber die Ausführung dieses aus Furcht entstandenen Anschlags so lange unmöglich, als Hannibal im Leben war. Auch der bessere Theil von Carthago war so kriechend gesinnet, daß sie den grösten, den nüzlichsten Mann, welchen jemals ihre Stadt erzeuget, den Römischen Befehlshabern zu Carthago ausliefern wollten. Würde diese Stadt sich nicht einen unverwelklichen wahren Ruhm gestiftet haben, wenn sie alles, auch ihre Freyheit und Vatterland auf das Spiel gesezt hätte, um den Hannibal bey sich zu erhalten, nur um die niederträchtige Absicht der Römer zu vereiteln? Doch der, so sich durch niederträchtige Anschläge dahin reissen, und furchtsam machen läßt, ist schon ein Sclave; Er hat schon kein Vatterland, keine Ehre mehr. Aber Hannibal, der ein Vatterland hatte, welches ihn zu besizen unwürdig war, entfloh bey der Abenddämmerung verkleidet, nur von zweyen Gefährten begleitet, die aber von seinem Vorhaben nichts wußten, aus Carthago, und mit ihm die Ueberbleibsel der Freyheit, der wahren Ehre und der Tapferkeit. Er erkannte seinen eignen Werth; denn es ist nicht Uebermuth, nicht Eigenliebe, sondern Gerechtigkeit und Billigkeit, wenn ein grosser Mann seinen eignen Werth kennet; er bedaurte sein eigen Schikksal, doch noch mehr das schimpfliche Schikksal seiner Vatterstadt. Durch seine Flucht machte er also die

schänd-

schändlichen Anschläge des Römischen Senats, zu dessen nicht geringen Verdruß, dermal zu nichte.

Doch man gab zu Rom die Hofnung noch nicht verlohren, den Hannibal in seine Gewalt zu bringen; oder wenigstens durch das Ansehen, welches man sich bey den meisten Völkern erworben, zu verschaffen, daß er jederzeit flüchtig, und in täglicher Gefahr seyn müßte, in ihre Hände zu fallen. Alle Weisheit Roms wurde angewendet, um einem Mann Schlingen zu stellen, den man nunmehr gezwungen hatte, aus seinem Vatterlande zu flüchten. Verschafte ihm gleich sein grosser Name aller Orten eine mit aller Hochachtung begleitete Aufnahm, so trafen gleich die Römischen Kundschafter unter dem feyrlichen Namen der Gesandten des gemeinen Wesens, auch daselbst ein, um ihn zu verfolgen. Er hatte sich bey Antiochus dem Grossen, König von Syrien, in solche Hochachtung gesezt, daß er ihn in seinen geheimen Rath aufgenohmen, ihn auch zur Ausführung der wichtigsten Geschäfte bestimmet hatte. Dieser Fürst fand Ursachen, auf Rom mißvergnügt zu seyn. Diese Republic hatte sich schon unterfangen, ihm Geseze vorzuschreiben. Sie wollte nicht zugeben, daß er seine Waffen in Klein-Asien ausbreiten sollte. Eine solche Beute war zu reich, um sie einem andern als sich selbst zu überlassen. Hätte ihm bey solchen Absichten wol jemand ersprießlichere Dienste leisten können, als ein Mann, der seine Feinde sieben zehen Jahre in Furcht und Schreken erhalten? Doch die falsche Staatskunst der Römer entriß ihm diese mächtige Stüze. Der Römische Abgesandte an dem Hofe des Antiochus hatte Befehl, durch alle

nur ersinnlichen Künste den Hannibal dem König verdächtig zu machen. Die vielfältigen Ehrbezeugungen, die öftern Besuche und Unterredungen, die der Gesandte dem Hannibal erzeigte, erreichten die Würkung, welche der Rath zu Rom wünschte. Sie erwekten bey dem König den Verdacht, daß Hannibal nicht ein so grosser und unversöhnlicher Feind von Rom sey, als er ihm vorgegeben. Er schloß ihn auch wirklich von seinem Vertrauen und geheimen Rath aus. Ob sich gleich sein Ansehen wieder erhöhete, da er dem König seine wahren Grundsäze und die Römischen Kunstgriffe entdekte; so konnten es doch seine und des Hannibals Feinde dahin bringen, daß er dem König nicht so ersprießliche, und den Römern nicht so nachtheilige Dienste leistete, als er ohne diese Neider und Schmeichler zu thun im Stand gewesen wäre. Antiochus wurde aber genugsam dafür gestraft, daß er den Schmeichlern mehr als dem nüzlichen Rath des Hannibals, die Römer in Italien durch ihn bekriegen zu lassen, Gehör gegeben hatte. Sie schlugen ihn zu Wasser und zu Lande, sie zwangen ihn zu schimpflichen Friedensgesezen, er mußte ihnen alles Land von dem Hellespont an bis an das Gebirg Taurus abtretten, und noch über dieses versprechen, den Hannibal an sie zu übergeben. Er war zu sehr geschwächt, als daß er dem Sieger diesen leztern Punct abschlagen konnte. Rom aber, weil es Macht und Glük auf seiner Seite hatte, hielt sich berechtigt, solche Anfoderungen zu thun, die ihm mehr Schande als Ehre zuzogen. Aber auch dermalen war die Zeit noch nicht vorhanden, da es seiner Sorgen vor dem Hannibal befreyt werden sollte. Es war ihm noch ei-

ne Freystadt bey dem Prusias, König von Bithinien bestimmt. Es konnte ihm, so lange Rom Feinde hatte, an Freunden nicht mangeln. In dem Dienst dieses Fürsten legte er abermal wichtige Proben seiner grossen Klugheit und Kriegserfahrung ab. Eumenes König von Pergamus, ein wahrer Bundsgenosse von Rom, weil er keinen andern Willen hatte, als den Willen seiner Herren, wurde von dem Hannibal in verschiedenen Schlachten überwunden, und mehr durch die Stärke seiner unvergleichlichen Fähigkeit, und durch sein kluges Betragen, als durch die Ueberlegenheit seiner Macht in die Enge getrieben.

Die Römischen Abgesandten bey den Asiatischen Fürsten hatten beynahe keine andern Geschäfte, als aller Orten den Hannibal auszukundschaften, und die Lieferung desselben durch schmeichelhafte Versprechungen zu betreiben. Es schien ihnen ein jeder Fürst so gleich fürchterlich, wenn er nur diesem ihrem Feind in seinen Staaten einen sichern Aufenthalt gestattete. Die Römer mochten die Zeit nicht erwarten, bis die Natur selbst, einem durch immerwährende Kriegs-Arbeiten, Wachen und Sorgen abgemärgelten siebenzigjährigen Mann durch einen ruhigen Tod ein Ende machte. Hat man einen stärkern Beweiß nöthig, daß der blosse Name des Hannibals denen, welche allen Königen Geseze gaben, ein Schreken und Zittern verursacht habe? Flaminius ein Consular, hielt bey dem Prusias durch Verheissungen und Schmeicheleyen so stark an, daß dieser schwache Fürst sich endlich entschloß, ein Werkzeug der Römischen Niederträchtigkeit zu werden. Hannibals Pallast wur-

de aller Orten mit Bewafneten umringt; doch er wollte in dieser unausweichlichen Gefahr noch lieber seinen Tagen selbst ein Ende machen, als den Römern diese schon längst gewünschte Freude gönnen. Seine lezten Worte, als er das tödende Gift verschlang, waren: „Ich will die Römer von der Unruhe befreyen, von welcher sie schon lange sind gemartert worden, weil sie nicht die Gedult haben, den Tod eines alten Manns abzuwarten. Flaminius wird keinen Ruhm durch einen Sieg erhalten, den er über einen verrathenen und hilflosen Menschen erlanget. Dieser einige Tag wird ein Zeugniß von der Ausartung der Römer seyn. = = Ihre Voreltern gaben dem Pyrrhus von einem Anschlag ihn zu vergiften, Nachricht, damit er sich gegen die bevorstehende Gefahr in Acht nehmen möchte, ob er sich gleich an der Spize eines mächtigen Heers in Italien befand; sie aber haben einen Mann von Consular-Würde abgesendt, den Prusias gegen die Geseze der Gastfreundschaft aufzuwiegeln, einen Mann grausamer Weise zu ermorden, der seine Zuflucht in seine Länder genohmen hat.“ = = Nunmehr war der Wunsch der Römer erfüllt, den grossen Hannibal, denjenigen, welchen sie durch Großmuth nicht besiegen konnten, durch die schändlichste Niederträchtigkeit, in einem hohen Alter erblasset und todt vor sich liegen zu sehen. Sein Tod aber bringet einen ewigen Schimpf und Haß auf sie zurük; ihre unersättliche Herrschsucht vertilgete alle großmüthigen Empfindungen, und alle Anlagen der Tugend aus ihren Herzen.

So starb der gröste Feldherr, den jemals ein Welt-Alter hervor gebracht, ob er gleich nicht in gar allen Schlachten den Sieg auf seiner Seite hatte. Ein Feldherr, welcher das stolze Rom von Grund aus würde zerstöret haben, wenn er nicht dem Haß einer neidischen und höchstschädlichen Partey wäre aufgeopfert worden. Livius, der zum öftern sehr parteyisch von ihm schreiben mußte, gestehet doch der Wahrheit zum Zeugniß, daß jedermann über die Bewunderungs-würdige Aufführung desselben, nach der Niederlage seines Bruders Asdrubal, in Erstaunen gesezt wurde. Nur ein Hannibal konnte nach einem so tödlichen Schlag noch Mittel ausfinden, sich in einem kleinen Theil von Italien, ohne die mindeste Verstärkung von Völkern, oder Zufuhr von Lebensmitteln von Hause aus, verschiedene Jahre durch zu erhalten. Der vollständigste Beweiß seiner unvergleichlichen Geschiklichkeit ist die vollkommne Eintracht, welche er in seinem Heer erhielt, das aus so manigfaltigen Völkern, Carthaginensern, Africanern, Spaniern, Griechen, Galliern, und Italiänern zusammen gesezt war, welche in dem Gottesdienst, Sitten, Sprachen, Gemüths-Arten, und fast allen übrigen Umständen von einander verschieden waren. Niemals entstund unter diesem Heer eine Aufruhr eines Volks wider das andere, oder wider den Feldherr selbst. Er konnte dieselben auch noch dannzumal in Ordnung erhalten, als sie an Geld und Lebens-Mitteln Mangel litten, und das Glük sich gegen ihn erklärt hatte. Ein unstreitiges Zeugniß seiner Großmuth und Gelindigkeit ist die unverbrüchliche Neigung seiner neuen Bundsgenossen gegen ihn, zu einer Zeit, da er sich genö-

thiget sah, sie beynahe die ganze Last des Kriegs durch Verlegung seines Heers in ihre Städte, und durch Erhebung der Brandschazungen in ihren Landen tragen zu lassen. Er übertraf die meisten ihm entgegen gestellten Feldherren, an allen zu diesem Amt dienenden Eigenschaften. Niemals hat ihn einer derselben überlisten können. Man kan mit allem Recht behaupten, daß es den Carthaginensern weit nachtheiliger würde gewesen seyn, wenn sie ihn, als wenn sie das ganze Heer welches er anführte, verlohren hätten; denn er allein war das Leben und die Seele nicht nur des Heers, sondern auch des ganzen Carthaginensischen Staats, so lange es der Neid seiner Gegner zuließ. Polybius stellt ihn als einen Feldherrn von so edelm und erhabenem Geist vor, daß derselbe seinem Urtheil nach, falls er zuerst andere Völker angegriffen, und die Römer zu seinen lezten Gegnern gewählt hätte, diese Republic gänzlich würde über den Haufen geworfen, und also Carthago zur Beherrscherin der Welt gemacht haben.

Nach der Entweichung des Hannibals vermeinten die Römer keine Ursachen mehr zu haben, die Carthaginenser zu schonen. Hatten dieselben mit dem Masinissa auf Anstiften der Römer Streitigkeiten gewunnen, so stund ihnen laut dem Friedens-Schluß, das Richter-Amt zwischen beyden Völkern zu. Sie verwalteten aber dasselbe so parteyisch, daß die Carthaginenser jederzeit verfällt wurden. Ihre Ungerechtigkeit gegen sie wuchse ganz augenscheinlich, als sie den Hannibal gezwungen hatten, sich selbst mit Gift hinzurichten. Sie mußten diesen

Mann

Mann auch in seiner Asiatischen Verbannung noch immer als den unüberwindlichen Vertheidiger seines Vatterlands fürchten. Masinissa der an seiner Kinder und der Carthaginenser Untergang gleich stark arbeitete, fand mit seinen Verläumdungen und ungerechten Anfoderungen an sie, zu Rom jederzeit, nach ihrer eignen Geschichtschreiber Geständniß, vollkommnes Gehör. Er hatte den Carthaginensern die Landschaft Tysca, in welcher über 50. grosse Städte und befestigte Oerter waren, widerrechtlich abgenohmen. Es wurde aber ihr Klagen über diese Ungerechtigkeit und Ehrsucht in Rom ganz kaltsinnig angehört. Man schikte zwar, um nach einen etwelchen Schein der Unparteylichkeit zu erhalten, einmal nach dem andern Abgeordnete nach Africa, welche die Streitigkeiten an dem Ort selbst entscheiden sollten. Der Ausspruch aber wurde von Zeit zu Zeit aufgeschoben. Masinissa blieb indessen immerzu in ungestörtem Besiz der streitigen Landschaft. Die gedrängten Carthaginenser mochten sich noch so niederträchtig schmiegen, sie mochten gleich flehentlich anhalten, „ wenn sie seit dem leztern Friedensschluß in irgend einer Sache sich unbedachtsamer Weise den Unwillen der Römer zugezogen „ hätten, so möchte man dieser Beleidigung wegen „ sie unmittelbar selbst züchtigen; dieses würde ihnen lieber seyn, als sich des Masinissa Beeinträchtigungen ausgesezt zu sehen; ja warfen sie sich gleich zur Erde nieder, und brachen in Thränen aus, so erhielten sie nur Worte, daß man sie „ in dem Besiz derjenigen Länder erhalten werde, „ welche ihnen der lezte Verglich bewilligt habe. “ Alle sclavischen Anerbietungen der Carthaginenser,

den Römern in dem vorhabenden Krieg wider den König Perseus von Macedonien, mit beynahe unermeßlichen Summen an Lebensmitteln beyzustehen, konnten die Römer nicht vermögen, von ihren hinterlistigen Ränken gegen sie abzustehen. Die Sachen wurden in eine verdrießliche Länge gezogen, und die Gesandten jederzeit von dem Rath selbst gehintert, den Streitigkeiten zwischen den Carthaginensern nnd dem Masinissa einen endlichen Ausgang zu verschaffen. Durch dieses der Römischen Staatskunst anständige Betragen mußte Masinissa das Werkzeug seyn, die Carthaginenser zu erschöpfen. Die Römer aber bahneten sich dadurch zur unmittelbaren Zerstörung eines Staats den Weg, welcher ihnen noch einer der furchtbarsten unter allen denjenigen schien, die sie zu zernichten sich vorgesezt hatten.

Der ältere Cato sollte nun die Römische Ungerechtigkeit als Abgeordneter verkleistern: Dieses war ein Mann, der unter dem Schein Patriotischer Gesinnungen, viele Ausschweifungen und Gewaltthaten verübte. Die unglüklichen Carthaginenser sahen bey einer solchen Vermittlung ihr Schiksal klar genug voraus. Ihre Berufung auf den mit dem Scipio gemachten Verglich, welchen sie als die Regel bey Entscheidung ihrer Streitigkeiten mit dem Masinissa darstellten, entflammte den gerechten Cato so sehr, daß er sie wegen diesem Uebermuth als ein verfluchtes Volk zum Verderben bestimmte. Er war mehr in der Absicht nach Africa gekommen, die Verträge zu entkräften, als zu befestnen; mehr ein Kundschafter von dem Zustand von Carthago

thago, als ein unparteyischer Schiedsmann zu seyn. Er fande diese Stadt, aller erlittenen harten Streiche ungeachtet, voll Reichthum, und in einem ganz andern Zustand, als er und seine Landsleute vermuthet hatten. Dieses war der lezte Wolstand, welchen sie den nüzlichen Anordnungen des Hannibals schuldig waren. Dieser Wolstand war mächtig genug, die Römische Eifersucht zu erweken, und den Cato zu reizen, daß er nach seiner Rükkunft nach Rom, auf die allerungerechteste und giftigste Weise, in den Senat drang, diese Stadt zu zerstören. Das Ende aller seiner Reden war, man muß Carthago vertilgen! Er konnte der Mühe überhoben seyn zu beweisen, daß der Schatten der Macht eines benachbarten Staats ein hinlänglicher Grund sey, ihn, den Friedensschlüssen und Verträgen zu Troz, zu zerstöhren. Er redete vor einer Rathsversammlung, welche Redlichkeit und Gerechtigkeit auszuüben nur so lange nothwendig achtete, als sie schwach gewesen war. Die Gegenvorstellungen des Nasica; der Untergang von Carthago werde den Untergang von Rom nach sich ziehen, = = wenn es keine Nebenbulerin mehr zu fürchten habe, so überlasse man sich gänzlich der Schwelgerey und allen Wollüsten, = = machte auf den Römischen Senat nur so lange einen schwachen Eindruk, bis Cato aus seinem zusammen gefaltenen Kleide, einige Hände voll Africanische Feigen unter die Rathsherren warf, deren Schönheit und Grösse eine allgemeine Reizung bey Männern erwekte, welche Nasica noch nicht vor so gar wollüstig und schwelgerisch hielte. Cato aber, der sie besser kannte, dorfte zu diesem kräf-

tigen

tigen Ueberzeugungs-Grunde nur noch hinzu sezen: „ Wisset, daß diese Früchte, welche ihr so sehr be„ wundert, erst seit dreyen Tagen gepflüket wor„ den: denn so weit sind wir von dem Feind ent„ fernet: “ So wurde der Untergang von Carthago von den versammelten Vättern beschlossen.

Doch die Africanischen Feigen bestimmten den Untergang von Carthago nicht lediglich allein. Die Ergebung von Utica, einer überaus reichen, nur drey Meilen von Carthago entlegnen Stadt, schluge auch noch darzu: Die Römische Staatskunst nahm diese von ihr gesuchte Ergebung sehr willig au, weil sie die Eroberung der Hauptstadt überaus erleichtern konnte. Meinem Bedunken nach aber wurden die Römer mehr wahren Ruhm gefunden haben, wenn sie die Einwohner von Utica an ihre alten Oberherren gewiesen hätten, als da sie ihre Unterwerfung so freudig angenohmen haben. Ich erinnere mich aber oben bemerkt zu haben, daß die Gerechtigkeit schon damals aus Rom verbannet war. Die Consuls wurden sogleich ernennt, welche mit aller Eilfertigkeit nach Africa hinüber sezen, und die Feindseligkeiten anfangen sollten. M. Manlius Nepos, und L. Marcius Censorinus landeten mit einem Heer von 84000. Mann zu Pferd und zu Fuß, auf etlich hundert Frachtschiffen, welche von fünfzig Kriegsschiffen bedeket wurden, zu Utica. Die geheimen Befehle der Consuls waren, den Krieg nicht eher zu endigen, als bis Carthago dem Erdboden gleich gemacht sey. Der Grund aber war, weil die Republic zu Rom, ihre Eroberungen eher nicht als sicher und will-

willkührlich betrachten könnte, bevor Carthago gänzlich vertilget sey.

Die elenden Carthaginenser verhoften diesem Donnerstreich dadurch vorzukommen, daß sie durch eine demüthige Gesandschaft sich erklärten, „ daß „ sie sich ohne allen Vorhehalt dem Willen der Rö„ mer unterwerfen wollten. “ Der Rath beantwortete diese gänzliche Unterwerfung darmit: „ Daß, „ weil die Carthaginenser endlich den bessern Theil „ erwehlt, solle ihnen ihre Freyheit, der Gebrauch „ ihrer Geseze, alle ihre Länder, und alle Güter, „ die so wol die Republic, als ein jeder Bürger be„ sässe, zugestanden werden. “

Was hätte man zu Rom nach einem neuen vieljährigen Krieg mehr von den Carthaginensern erzwingen können, als eine solche gänzliche Unterwerfung, welche sie aus Noth gedrungen, der Uebermacht abstatteten? Gewiß ein jeder anderer Staat hätte sich an einer solchen Unterwerfung begnügt. Oder erhält man nicht, was man nur verlangen kan, wenn man seinen Feind aus dem Stand der Freyheit in die Unterthänigkeit bringt? Und was könnte mehr dringender seyn, großmüthig zu handeln, als eine solche gänzliche Unterwerfung? Die Römer allein, die so großmüthig vorgebildeten Römer, fuhren fort gegen die elenden Carthaginenser niederträchtig zu handeln. Braucht man einen mehrern Beweiß als die den Carthaginensern ertheilte Antwort? Sie hatte zwar die Larve einer etwelchen Großmuth, in der That aber lag in derselben die allerschändlichste Zweydeutigkeit verborgen:

borgen: Man gestund ihnen die Freyheit, ihre Gesezè, ihre Länder, und Eigenthum zu; aber gar nicht, daß man ihnen ihre Stadt lassen wollte. Dieses, welches doch die Hauptsache war, wurde durch eine Gerechtigkeit liebenden Männern höchst unwürdige Zweydeutigkeit verschwiegen. Die Mitleidenswürdigen Carthaginenser, welche in der Entzükung ihrer Freude über die eingebildete Römische Großmuth, die Zweydeutigkeit nicht einsahen, wurden bald darauf von dem Gipfel ihrer Entzükung in die tiefste Betrübniß gesezt, als man ihnen auf gut Römisch erklärte: „ Sie sollten innerhalb dreyßig Tagen, drey hundert junge Carthaginenser „ vom ersten Stand, als Geisel nach Sicilien sen„ den, und sich allen Befehlen der Consuls unter„ werfen; “ Man kan sich leicht vorstellen, was diese grausame Foderung, bey den von Gott und Menschen verlassenen Carthaginensern für Verzweiflungs-volle Empfindungen werde rege gemacht haben? Drey hundert Geisel dem geschwornesten Feinde dahin geben, welche noch die einige Hofnung der edelsten Häuser, eines vor siebenzig Jahren noch so mächtigen Staats waren! Was für unaussprechliche Angst mußte ihnen nicht der unbestimmte Ausdruk, daß sie sich allen Befehlen der Consuls unterwerfen sollten, verursachen? Ein Vorbehalt, der so viele Unmenschlichkeit in sich enthielt, daß sich die Römer selbst schämeten, ihn ohne Zweydeutigkeit und unumhüllet zu lassen. Wäre ihre Absicht gewesen, mit einem auf das äusserste gebrachten, und sich ihrer Gnade unterwerfenden Volk edelmüthig zu verfahren, so würden sie den Consuls Befehl zugeschikt haben, die Ueberfahrt des Kriegs-Heers nach

Africa

Africa zu unterlassen: Sie thaten aber gerade das Gegentheil. Die Consuls, welche zu Lilybäum waren, erhielten neue Befehle, die Ueberfahrt so viel als möglich zu beschleunigen, damit die furchtsamen Römer von der Eilfertigkeit Nuzen ziehen, damit sie nicht mit dem zur Vertilgung verdammten Volk noch etwann einen harten Stand bekommen möchten!

Daß die von den Carthaginensern den Römern anerbottene gänzliche Unterwerfung, vollkommen redlich gemeint gewesen, erweiset sich unläugbar dadurch, daß sie mit aller Gewissenhaftigkeit, noch vor Verlauf der bestimmten dreyßig Tage, die 300. edeln Geisel den Consuls in die Hände gaben. Ob gleich die Angst und das Weheklagen zwischen Eltern und Kindern bey der grausamen Trennung auch einem Felsen-harten Herzen Empfindungen des Mitleidens würde abgezwungen haben, so überwanden sie doch die Natur selbst, um nicht das mindeste zu veranlassen, was den Römern zur Vertilgung der Stadt und des ganzen Volks einen Vorwand geben könnte. Alles aber, was sie von diesem rührenden Merkmal ihrer Unterthänigkeit in Antwort von den Consuls erhielten, war dieses:

„ Sie sollten bey ihrer Ankunft zu Utica die fer-
„ nern Befehle der Republic erfahren. “

Die Vollzieher der unerhörtesten Ungerechtigkeit hielten bey ihrer Ankunft zu Utica gar nicht fürrathsam, alle Befehle des Raths und Volks zu Rom auf einmal zu eröfnen; gleich als ob sie noch eine etwelche Empfindung von der Ungerechtigkeit gehabt hätten, welche zu vollziehen sie von einem Heer von 80000. Mann unterstüzt waren. Sie

hatten alle Ursachen zu fürchten, daß die Bekanntmachung ihrer Befehle nicht nur die Carthaginenser, sondern auch das sclavisch gesinnteste Volk, zu edelmüthigen Entschlüssen nöthigen würde. Die leichtern Foderungen und Befehle wurden zuerst angebracht, damit man sich die schwerern zu befolgen nicht weigern; damit, wenn man durch die erstern verstrikt, die leztern nicht mehr ausschlagen könnte; und damit, wenn zwey harte eingegangen, das dritte noch härtere auch aus Verzweiflung müsse bewilligt werden, nachdem man durch die erstern bethöret worden. Nach dieser nur Römern anständigen Erfindung war die erste Foderung und Befehl: „ die Carthaginenser sollten zur Unterhaltung „ deren, welche ihre Vertilgung ihren Göttern gelobet hatten, eine hinlängliche Menge Korn darbringen. “ Der zweyte Befehl: „ Sie sollten „ alle Ruderschiffe in der Römer Hande liefern. „ Der dritte unwiderrufliche Befehl enthielt; daß „ sie die Römer in den Besiz aller ihrer Kriegsrüstzeuge sezen; “ und endlich der vierte: „ Daß sie „ unverzüglich alle ihre Waffen in das Römische „ Lager bringen sollten. “ Dieses waren also die Befehle der Republic durch ihre Consuls, an den Rath und das Volk zu Carthago. Mit so edelmüthigen Handlungen machte dieses Volk den Anfang, die erlangte Oberherrschaft über ein Volk auszuüben, welches sich seiner Gnade gänzlich anvertrauen wollte. Der erste Befehl war für Carthago, welches Lebensmittel im Ueberfluß pflanzte, erträglich, obgleich ungerecht: Denn was hatte diese Stadt wol verschuldet, um dem Römischen Geiz ein solches Opfer zu bringen? Hatte sie gleich wider den Kö-

nig

nig von Numidien, ohne ausdrükliche Erlaubniß von Rom, ein Kriegsheer in das Feld gestellt, so war sie durch unzählbare Gewaltthätigkeiten dieses Fürsten dazu genöthiget; welche Gewaltthaten, anstatt daß Rom ihnen sollte abhelfen, solche vielmehr offenbar betrieb, täglich unterstüzte, ja gar durch seine Gesandten rechtfertigte! Ist Carthago durch die Niederlage seines Heers, und durch gänzliche Ergebung desselben an den Masinissa aus Hungersnoth nicht genugsam dafür gedemüthiget worden? Es verbannete seine Feldherren Asdrubal und Cartalo, welche die Stadt zu dem Numidischen Kriege gezwungen hatten, aus seinem Gebiet. Konnte Rom und dieser Fürst eine noch grössere Genugthuung fodern? Mit was Schein des Rechts konnte denn Rom den Carthaginensern, nach angenohmener Unterwürfigkeit derselben, ein zahlreiches Kriegsheer auf den Hals schiken? Wie konnte es begehren, daß das ergebene Volk seine so strengen Oberherren mit Lebensmitteln versorgen sollte? Die wahre Staatskunst verlangte so wenig in den damaligen, als in den gegenwärtigen Zeiten, daß ein Oberherr seine Schuzergebnen beynahe auf einmal gänzlich aussaugen solle. Der zweyte, dritte, und vierte Befehl sind so erstaunend ungerecht, daß ich überflüßig finde, solche in ein noch mehreres Licht zu sezen. Kein Volk der Erde hat die Ungerechtigkeit auf einen höhern Gipfel getrieben, als die Römer. Keines hat seine Obermacht zu einem hassenswürdigern Gebrauch angewendet, als sie bey dieser Gelegenheit gethan haben. Carthago soll seine Freyheit, seine Länder, sein allgemeines und besonderes Eigenthum besizen, = = es soll sich nur den

Foderungen der Consuls unterwerfen. Gewiß eine abscheuliche Staatskunst! Sie bleibt allen edelmüthig-handelnden unbegreiflich, und war nur den Römern allein eigenthümlich. Oder welches Volk kan den Schatten der Freyheit und sein Land beschüzen, wenn es aller Waffen beraubt, jedermanns Begwalthätigungen zu Wasser und zu Lande ausgesezt ist? Nur nach dieser unmenschlichen Staatskunst behält man das Seinige, wenn man alles, was man hat, alles was selbst dem Sclaven theur und werth ist, von Handen geben muß. Wollte jemand sich die Mühe geben, eine Abhandlung der Machiavellistischen Staatskunst vor den Zeiten des Machiavells zu schreiben; wahrlich, er hätte nicht nöthig solche aus der Geschichte anderer Völker, als des Römischen herzuleiten. Die Geschichte desselben wurde ihm unzahlbare Beyspiele aufweisen, daß alle schreyenden Ungerechtigkeiten, welche das Haus Borgia ausgeübt, und Machiavell nur bekannt gemacht, 1800. Jahre vorher tausendfältig von den Römern seyn getrieben worden.

Alle Gründe, alles Bitten und Flehen, so von den bejamernswürdigen Carthaginensern, vor dem Consul Censorinus vorgebracht wurden, konnten denselben in keinem Theil menschlich machen. Man foderte mit der äussersten Grausamkeit Gehorsam. Carthago begieng die Niederträchtigkeit, in allen Stüken zu gehorchen. Das elende Volk stellte sich vor, daß mit diesem erstaunenswürdigen Merkmal seines Gehorsams sein Leiden geendet, der Römische Stolz befriedigt, der Geiz gesättigt, und einer aufs äusserste getriebenen Ungerechtigkeit auch der aller-

kleinste

kleinste Vorwand benohmen sey, ein mehrers zu fodern. Wie so sehr aber wurde das Erbarmungswürdige Volk betrogen, als der Consul ihm befahl, „ er sollte seine eigne Stadt schleiffen, und eine andere achzig Stadien von der See entfernt bauen, „ welche aber ohne Mauern und Befestigungen seyn „ sollte. “ Könnte wol eine grausamere Ungerechtigkeit als diese war, erdacht werden? Ist jemals ein unversöhnlicher Haß wider ein Volk, und die Furcht von demselben in seinen ungerechten Absichten Widerstand zu finden, höher gestiegen, als diese Handlung der Römer gegen die verfolgten Carthaginenser darthut? Was hat ein mächtiger von einem schwachen zu fürchten? von einem solchen, welchem man durch die greulichste Unmenschlichkeit, alle Mittel sich zu vertheidigen, und noch mehr zu schädigen geraubet hat? Niemals hat ein Volk die verabscheuenswürdigste Niederträchtigkeit seiner Gesinnungen und Handlungen verhaßter an den Tag gelegt, als die Römer gegen die Bedaurens-würdigen Carthaginenser gethan haben. Sie bewiesen sattsam genug, daß sie lieber elende Sclaven, als freye und edelhandelnde Menschen zu Unterthanen haben wollten. Doch ein Oberherr, der selbst niederträchtig handelt, will sich seinen Untergebenen in der Niederträchtigkeit gleichförmig machen. Die Römer hatten alle wahre Ehre, alle redliche Dapferkeit gänzlich verlohren, weil sie an die Carthaginenser begehren konnten, sie sollten selbst ihre Stadt schleifen, und sich, zwey Meilen von dem Meer entfernt, ein offen Dorf anbauen. Wären sie wol zu diesem unerhörten und betrüglichen Mittel geschrit-

ten, wenn sie getrauet hätten, durch Dapferkeit, und nach Kriegsgebrauch sich der Stadt zu bemächtigen. Sie legten durch diese unnatürliche Zumuthung ein unlaugbares Zeugniß von ihrer Feigheit ab. Bleibt einem Volk nur noch ein Funken von der Natur, von der Liebe zur Freyheit, und des Vatterlands übrig, so kan es unmöglich ohne einen edeln Unwillen und Verachtung zu empfinden, einen Befehl annehmen, welcher ihm die Zerstörung seines uralten Vatterlands auflegt. Es würde indessen für die Ehre der menschlichen Natur sehr schimpflich seyn, wenn die Geschichte mehrere Beyspiele von so unerhörter Niederträchtigkeit, von so unmenschlicher Grausamkeit, und von einer so verfluchenswürdigen Staatskunst aufweisen könnte, als bey dieser Gelegenheit die Römer an den Carthaginensern, und zwar ohne allen Schein des Rechts, begangen haben. Die Römischen Geschichtschreiber werfen den Carthaginensern Grausamkeit, Geiz, und vielfältige betrügerische Ungerechtigkeit vor; aber alle ihre noch so parteyischen Nachrichten, gesezt, daß sie auch nur zum Theil begründet gewesen, weisen kein einiges Beyspiel auf, daß sie gegen die Römer oder gegen ein ander Volk etwas sollten begangen haben, welches mit der Römer verabscheuenswürdigen Ungerechtigkeit, nur die entfernteste Aehnlichkeit hätte. Diese den Carthaginensern aufgebürdeten Laster entschuldigen auch gar nicht die hassenswürdigen Handlungen der Römer gegen die Carthaginenser; welches doch diese Nachrichten, nach der Absicht der Römischen Geschichtschreiber, thun sollten.

Der

Der Rath und das Volk zu Carthago, als sie den unmenschlichen Befehl, sie sollten ihre eigne Stadt vertilgen, durch ihre Gesandten vernohmen, überliessen sich eine zeitlang der äussersten Verzweiflung. Dieselbe wurde durch den erbarmens-würdigsten Zustand derjenigen Väter und Mütter, deren Kinder als Geisel nach Rom waren gesendet worden, noch mehr erhöhet. Die ganze Stadt war ein Schauplaz des Schrekens, der Raserey und der Verwirrung. Die Bürger verfluchten ihre Voreltern, daß sie nicht viel lieber ruhmlich, in Vertheidigung ihres Vatterlands gestorben wären, als daß sie solche schimpfliche Friedensvergliche mit ihren unversohnlichen Feinden geschlossen hätten, welche die Ursache der beweinens-würdigen Verfassung seyen, in welche sich ihre Nachkommenschaft anjezo versezt sehe. Sie verfluchten sich selbst in den allerbittersten Ausdrüken, daß sie so gelassen als thöricht ihre Waffen, Lebensmittel und Schiffe an die Römer übergeben hätten. Ja sie fluchten auch selbst den Göttern, daß sie solche unerhörte Grausamkeiten gegen sie zuliessen! Doch was thut nicht eine aller Vernunft beraubte rasende Verzweiflung? So bald aber die Verzweiflung der Vernunft Plaz machte, da bey dem Censorinus alles Flehen seinen grausamen Befehl zu widerruffen, vergeblich war, so faßte das von allen Seiten verlassene und betrogene Carthaginensische Volk noch einen groß-müthigen Entschluß, der seiner würdig war; der alle vorhin begangenen Niederträchtigkeiten auf gewisse Weise wieder gut machte: Dieser edelmüthige Entschluß bestunde darinn, daß sie lieber ruhmlich als Männer sterben, und sich unter den Schutt ih-

res Vatterlands begraben lassen wollten, als mit sclavischer Unterwerfung der Römischen Befehle, an die Zerstöhrung ihrer Stadt selbst Hand anzulegen. Sie bezeugten dadurch, daß sie weit edelmüthiger gesinnet seyen als die Römer selbst. Diesem Entschluß zufolge, machten sie in aller Eile die nöthigen Veranstaltungen zur Vertheidigung ihrer Stadt. Man verfertigte mit einer unglaublichen Geschwindigkeit Waffen. Tempel, Palläste, öffentliche Pläze wurden in Werkstädte verwandelt, in welchen Tag und Nacht unaufhörlich gearbeitet wurde. Man stellte aus zerbrochnen Stüken von alten Schiffen eine neue Flotte auf; die Weiber beraubten sich selbst freywillig eines Theils ihrer Schönheit; Sie brachten in Menge ihre Haupthaare, um aus denselben, wegen Mangel des Hanfs, Schiff, und andere Seile zu machen. Diese Flotte war noch so beträchtlich, daß sie in zweyen Schlachten der Römischen die Herrschaft auf der See streitig machte, und nur durch einen unglüklichen Zufall, weil der Eingang des Hafens so eng war, daß nur ein Schiff nach dem andern hineinsegeln konnte, überwunden wurde. Solche edelmüthige Handlungen und Thaten wurden von diesem ehedem so mächtigen Volk ausgeführt, um sich dadurch den treulosen Anschlägen seiner unmenschlichen Feinde zu entledigen. Die Gedächtniß der Carthaginenser würde auch bey allen Völkern abscheulich worden seyn, wenn sie nicht, um ihrem Verderben zu entgehen, alles was ihnen in ihrem traurigen Schiksal nach zu thun möglich war, unternohmen hätten.

Eines so kühnen und großmüthigen Entschlusses hatten sich die Consuls gar nicht versehen. Sie waren

fest beglaubt, daß, weil die Carthaginenser sich durch ihre Treulosigkeit aller Lebensmittel, Schiffe und Waffen hatten berauben lassen, es ihnen völlig unmöglich fallen würde, ihren lezten grausamen Befehl, ihr Vatterland eigenhändig zu zerstören, nicht zu befolgen. Sie hatten sich sicher darauf verlassen, daß, wie sie die Carthaginenser nun so betrogen, daß ihnen nichts mehr übrig bliebe, sie dieselben auch in Ansehung des lezten Befehls noch einmal betriegen könnten. Denn es ist höchst wahrscheinlich, und der Römischen Staatsklugheit vollkommen angemessen, daß, wenn die Carthaginenser die Niederträchtigkeit hätten begehen können, ihre Stadt zu zerstöhren, die Römer ihnen nicht würden erlaubt haben, sich an einem andern von der See entfernten Orte wiederum anzubauen. Oder wäre es ihnen nach so vielen betrüglichen Handlungen zu viel gewesen, ein abermal bethörtes Volk zu hintergehen? Einen Theil desselben seinem unnatürlichen Haß durch das Schwert aufzuopfern? Einen andern Theil als Sclaven unter die großmüthigen Sieger zu vertheilen, und an andere Völker zu verkaufen, um den Römischen Geldgeiz zu sättigen; und etwann den allerschlechtesten Theil in diese und jene Römische Pflanzstadt zu versezen? Denn nicht die Stadt Carthago, und ihre Lage, sondern der unternehmende Geist seiner Einwohner erwekte den feigen Römern Schreken und Furcht. Die Carthaginenser hatten auch die empfindlichsten Proben, diese neue Treulosigkeit zu fürchten; und eben diese Proben halfen nicht wenig zu dem großmüthigen Entschluß, lieber durch Hunger, Schwert und beständiges Wachen zu sterben, als ohne äusserste Vertheidigung das Vatterland zu Grund gehen zu

lassen. Muß man nicht in dem höchsten Grad erstaunen, daß die an allem was zur Vertheidigung einer Stadt dienet, beraubten Carthaginenser, dennoch das Ungemach einer dreyjährigen Belagerung aushalten, Hunger, alles nur erdenkliche Elend mit Gedult ertragen; einem Fluch-würdigen einheimischen Verräther, der 30000. bewehrte Mann zu seinem Befehl hatte, Abbruch thun, und noch so viele Anschläge der auswertigen Feinde zernichten konnte?

Die Consuls hatten gleich anfangs unterlassen auf die Stadt anzurüken, als sich die Einwohner ruhmlich geweigert hatten, die Stadt selbst zu zerstören. Die Gewinnung dieser Zeit war die Ursache, daß die Römer in dem Anfang der Belagerung viele Nachtheile litten, und es sogar das Ansehen gewann, als ob die geplünderte Stadt, der Römischen Grausamkeit und Geiz zu Troz, sich erhalten werde. Es wurden durch die muthigsten Ausfälle, welche bey Tage, vornehmlich aber zu Nacht geschahen, die meisten Römischen Verschanzungen, und Sturm-Geräthschaft zu Grunde gerichtet; die auf Futerung ausgeschikten Haufen wurden aufgefangen; die Reuterey in äusserste Noth versezt; die Stadt aber von der See, welche sie offen hatte, mit Lebensmitteln versorget. Die Lüken, welche von den Maurbrechern in die Mauern gemacht worden, wurden zu Nacht wieder ausgestopft. So trachteten sie auch, wo sie immer konnten, selbst bis in Macedonien sich Bundsgenossen zu machen. Masinissa, der die Zerstörung von Carthago durch

die

die Römer nicht gleichgültig ansehen konnte; der Ursach hatte, sich selbst vor den Römern zu fürchten, wenn sie in Africa festen Fuß gewonnen; that, so lange er noch zu leben hatte, während der Belagerung nichts für sie. Er kannte ihre Staatsstreiche schon aus der Erfahrung, weil er selbst ihr Werkzeug gewesen war; nemlich, daß, wenn sie vermeinen, sie seyen in einer Gegend so mächtig worden, daß sie die Dienste ihrer vorigen Bundsgenossen nicht mehr bedörfen, sie denselben harte Geseze vorschreiben: daß sie alles ergreiffen, um in ihre Staaten Verwirrungen zu bringen, damit sie desto leichter dieselben sich unterwerfeu könnten. « »

Rom, welches seiner Dapferkeit, oder vielmehr der Gerechtigkeit seiner Unternehmung nicht beym besten trauete, beunruhigte sich wegen dem Widerstand der Carthaginenser, als welche man durch Betrug ohne Widerstand schon gänzlich vertilget vermeinte; und wegen derselben Bemühung, wider die Römische Herrschsucht Bundsgenossen zu finden. Man förchtete sich vor dem Ausschlag eines Kriegs, welcher von Tage zu Tage wichtiger und zweifelhafter wurde. Man rief die Consuls, mit deren Aufführung man unzufrieden war, von dem Heer zurük. Der junge Scipio, ein angenohmner Enkel des ältern, welcher bisdahin als Tribun gedienet, wurde mit Hintansezung der Gewohnheiten und Geseze zum Consul erwählt. Man übergab ihm Africa zur Provinz, und trug ihm die Führung des Kriegs auf. Von dieser Zeit an gieng die Belagerung nach dem Wunsch der Römer von statten. Die Carthagi-

nenſ-

nensischen Völker, welche sich bisdahin ausser der Stadt hatten erhalten können, wurden gezwungen, nach der Stadt zu flüchten. Pfameas, einer ihrer besten Befehlshaber, gieng als ein Verräther zu dem Feind hinüber. Die Stadt wurde von der See-Seite eingeschlossen, ihre Flotte geschlagen, die Lebensmittel abgeschnitten, der Hunger und das Elend aber durch das aufrührische Betragen des Asdrubals und seines Heers sehr vergrössert. Megara, ein Theil der Stadt, wurde mit Sturm eingenohmen. Eine beynahe unzahlbare Menge Menschen, welche sich nicht in das Schloß Byrsa flüchten konnten, wurden von dem Sieger, nach einem überaus muthigen Widerstand von sechs Tagen, mit unmenschlicher Wuth hingerichtet. Der unwürdige Asdrubal der Byrsa innhatte, übergabe bald hernach diesen festesten Theil der Stadt dem Scipio. Dieser that dem Verräther die Ehre an, daß er ihn zu seinem triumphierenden Einzug zu Rom, um denselben durch einen Verräther desto ruhmlicher zu machen, bestimmte. Alles was noch etwann von Gebäuden der ersten Wuth entgangen, wurde nach geendeter Plünderung, besonders aber Magara und Byrsa, in Schutt und Grauß verwandelt. Man belegte alle diejenigen mit schrecklichen Flüchen, welche sich unterstehen würden die Stadt wieder aufzubauen. Der blosse Schatten von Carthago machte Rom noch zittern.

Also fiel Carthago 144. Jahre vor Christi Geburt, nach dem diese Stadt von ihrer Erbauung an 746. gestanden, nachdem sie Rom mehr als hundert Jahre die Herrschaft über die Welt streitig gemacht, und auf eine Zeit beynahe entrissen hatte.

hatte. Ihr Untergang muß vornemlich einer nichtswürdigen Rotte, welche an dem unglüklichen Ende des zweyten Römischen Kriegs schuldig war, und mehr den ärgerlichen Betriegereyen ihrer niederträchtigen Nebenbuhlerin als derselben Macht, so furchtbar auch diese Macht damals scheinen mochte, zugeschrieben werden. Mit Carthago wurden auch noch alle diejenigen Städte, welche es mit ihr gehalten, theils zerstört, theils wehrlos gemacht. Die Africanischen Fürsten wurden mit denjenigen Ländern, welche die vertilgete Republic besessen hatte, beschenkt, um dieselben in weniger Zeit mit Wucher wiederum an sich zu reissen. Die Gegend aber um Carthago herum, wurde von Rom, unter dem Namen Africa propria, durch einen Proconsul regiert. Alle öffentlichen Urkunden der zerstörten Stadt, ein unschäzbarer Nachtheil für die Geschichte, wurden verbrannt. Dieses erfüllte denn das Maaß der Römischen Niederträchtigkeiten.

Eine kurze Anmerkung soll diese Abhandlung schliessen. Ist gleich der Fall und die gänzliche Vertilgung der Stadt und des Volks zu Carthago im höchsten Grade bedauerns-würdig: Bediente sich gleich die göttliche Vorsehung zu derselben Zerstörung, einer Stadt, welche weit lasterhafter und ungerechter schon damals war, als Carthago nimmermehr gewesen; welches Beyspiel den Menschen die undurchdringlichen und unerforschlichen Wege der göttlichen Gerichte vor Augen stellt: So muß man doch gestehen, daß der Untergang der Carthaginenser mit weit edlern und großmüthigern Handlungen begleitet gewesen, und daß sie weit männlicher

licher für ihre Freyheit und Vatterland gestritten, als die weibischen Römer zur Zeit der Zerstörung ihres Reichs nicht gethan haben. Die erstern haben die Edelmüthigkeit bis zu ihrem Untergang behalten, die leztern hatten dieselbe lange vor ihrer Zugrundrichtung völlig abgelegt.

Abhandlung

über das

Bündniß von Cambray

wider die

Republic Venedig,

im Jahr 1508.

* * * * * *

Sannazar auf die Stadt Venedig.

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis
  Stare urbem, & toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantum vis Jupiter arces
  Objice, & illa tui mœnia Martis, ait.
Si pelago Tybrim præfers, urbem adſpice utramque;
  Illam homines dices, hanc poſuiſſe Deos.

Opizens Ueberſezung.

Neptun ſah in der Flut Venedig herrlich ſtehen,
Und über Land und See ihr Reich und Herrſchaft gehen.
  Nun, ſagt er, Jupiter erheb der Römer Schloß,
  Und mache, wie du willſt, mit Martis Stadt dich groß:
Die Tyber iſt kein Meer; ſprich, wann du ſie beſchauet,
Die Menſchen haben dort, die Götter hier gebauet.

* * * * * *

Abhandlung

über das

Bündniß von Cambray,

wider die

Republic Venedig,

im Jahr 1508.

Wenn verschiedene mächtige Staaten wider einen andern sich durch genaue Bündnisse verbinden, so würde man sich sehr betriegen, wenn man glaubte, daß eine solche Verbindung die geheime Eifersucht, welche je einer dieser Staaten wider den andern

heget, gänzlich abgethan habe; und daß eine solche Verbindung sie aus heimlichen Feinden zu wahren Freunden machen könnte. Der besondere Vortheil, welchen sich bey Verbindungen von solcher Art, je ein Staat über den andern zu erhalten vorstellt, und die Leidenschaften der Fürsten sind wol das einige Triebrad derselben. Diesen sucht man nach Beschaffenheit der Umstände, so viel als möglich zu vergrössern. Ich gebe willig zu, daß die Eifersucht eines Staats über die Vergrösserung des andern, und die geheime Besorgniß, man möchte von demselben in seinen eignen Absichten gehindert, oder gar mit der Zeit geschädigt werden, zu solchen mächtigen Verbindungen sehr vieles beytrage: Aber auch diese Ursache hat schon in dem besondern Vortheil ihren Hauptgrund. Daß die wahre Freundschaft an diesen Bündnissen den mindesten Antheil habe, erscheint sich genugsam dadurch, daß eben diese Staaten ihr zum Nachtheil eines andern gemeinsamlich habendes Bündniß gar bald wiederum trennen, = = neue den vorigen ganz entgegen gesezte Bündnisse eingehen, und sich wieder ihre Bundsgenossen mit den alten Feinden vereinigen. Ein Staat kan zwar seine alten Grundsäze auf eine Zeit verläugnen, er kan solche annehmen, die denselben gänzlich, nicht nur dem Schein, sondern auch der That und der Erfahrung nach widerstreben; die geringste Veränderung aber verursachet, daß er zu seinen verlassenen Gruudsäzen wieder zurük kehret, = = daß er dasjenige nunmehr als ihm nachtheilig ansiehet, was ihm noch vor weniger Zeit als höchst vortheilhaft ist vorgebildet worden. Das Betragen aller derjenigen Machten, welche an dem Bündniß

zu

zu Cambray Antheil genohmen, beweiset die Richtigkeit dieser Gedanken genugsam.

Es hatten sich bald nach dem Anfang des sechszehenden Jahrhunderts die grösten Machten in Europa wider den freyen Staat von Venedig vereinigt. Diese Vereinigung war so genau, daß man hätte gedenken sollen, es könnte nichts als desselben gänzliche Unterdrükung den Haß der einen, und den Eigennuz der andern von den verbundenen Staaten befriedigen. Diese Republic hatte sich in einem Zeitlauf von drey hundert Jahren sowol durch ihren Reichthum, als durch viele beträchtliche Länder, deren sie sich zu bemächtigen gewußt, förchterlich gemacht. Die Arbeitsamkeit und der Fleiß ihrer Einwohner, nebst der vortreflichen Lage der Hauptstadt, hatten dieselbe veranlasset, sich der Kaufmannschaft zu widmen. Sie waren Jahrhunderte hindurch die einigen, welche vermittelst der Handlung unermeßliche Schäze in ihre Stadt einbrachten. Alle kostbaren Gewürze aus Ostindien, die Seiden aus Persien, alle Waaren, welche den weitläufigen Staaten des Türkischen Reichs eigenthümlich sind, wurden nur durch sie nach Europa gebracht. Da sie allein in dem Besiz derselben waren; = = da keine einige der Europäischen Völkerschaften sich in die Gedanken kommen ließ, ihnen hierinn nachzuahmen; = = so bestimmten sie allen diesen Kaufmannswaaren einen willkührlichen Preis. Man weiß ganze Städte, die ihren Reichthum einig aus der Handlung zogen, welche sie mit Venedig trieben. Nürenberg, Augspurg, Ulm = = wurden groß, nur durch den zweyten und geringern Gewinst; da hingegen die Ein-

wohner von Venedig sich den erstern und weit beträchtlichern vorbehielten. Ein Staat aber, der sich mit seinen Einwohnern durch die Handelschaft bey nahe unermeßlich bereichert, wird in kurzer Zeit auf seine mehrere Ausbreitung bedacht seyn. Findet er die Zeitläuffe zu Erreichung seiner Absichten günstig, = = ist ihm die Kraft des Goldes auf die Gemüther der Menschen bekannt, so glaubt er sich in dem Besiz desjenigen Schlüssels, welchem annoch keine einige Festung genugsamen Widerstand hat können entgegen sezen. Vereinigt sich mit diesen mächtigen Mitteln noch eine kluge und woleingerichtete Regierungs-Verfassung, so kan es einem solchen Staat nicht fehlen, in weniger Zeit seinen Nachbarn fürchterlich zu werden. Wenn man aber einmal diesen Gipfel, nach welchem alle mächtig gewordenen Staaten der ältern und neuern Zeit so sehr gestrebt haben, erreichet, so wird man selten der Eifersucht derjenigen, auf deren Verkleinerung man seine Grösse gründen will, entgehen können. Ist die Klugheit unumgänglich nothwendig, um einen kleinen Staat groß zu machen, so ist diese Tugend gewiß noch weit nothwendiger, um das erlangte zu beschüzen, = = sich in seiner Grösse zu erhalten, und die Eifersucht der benachbarten zu vereiteln. = = Alles dieses findet man an dem Staat zu Venedig: Da derselbe drey hundert Jahre vorher, ausser den Inseln, auf welchen die Hauptstadt erbauet ist, nichts weiter besaß; da er auf dem festen Lande beynahe keinen Fuß breit Erde sein Eigenthum nennen konnte; so hatte nun derselbe bis zu dem Anfang des sechszehenden Jahrhunderts, so viele Landschaften unter sich gebracht, daß alle angrenzenden Nachten

über

über diese neue Macht nicht wenig stuzten. Sie befürchteten nicht ohne Grund, eine neue Römische Republic, oder ein zweytes Carthago an den Ufern des Adriatischen Meers zu sehen, welches sich durch den Reichthum seiner Handlung eben so sehr als das erstere ausbreiten, und durch den Muth seiner Krieger jedermann fürchterlich werden könnte.

Es besaß dieser Staat in einer zusammenhangenden Kette, ungefehr denjenigen Theil von dem festen Lande von Italien, in dessen Besiz derselbe noch dermal ist; die Städte und Seepläze aber, welche Venedig in dem übrigen Theil von Italien, als in dem Königreich Neapolis, dem Kirchenstaat, in dem Herzogthum Mayland, in dem Gebiet der Republic Florenz, nnd in den Staaten aller andern Italiänischen Fürsten gewußt hatte unter sich zu bringen, betrugen wenigstens so viel als diejenigen Länder, welche er in der Nachbarschaft der Hauptstadt besaß. Auser Italien stund diesem Freystaat das meiste von Istrien und Dalmatien zu. Gegen Aufgang hatte er sich die grossen Inseln Cypren und Candia, nebst sehr vielen Inseln von der zweyten Grösse in dem Mittelländischen und Aegeischen Meer, unterwürfig gemacht. Ein Theil von Griechenland erkannte die Venetianische Oberherrschaft. Ueber das hatte es einen nicht übel gegründeten Anschein, daß Venedig in weniger Zeit die Oberherrschaft von ganz Italien werde an sich reissen können. Niemals hätten die Umstände zu Ausführung einer so wichtigen Absicht erwünschter seyn können, als sie mit dem Anfang des sechszehenden Jahrhunderts waren. Dieses fruchtbare

und weitläufige Land war schon dazumal unter verschiedene einheimische und auswärtige Fürsten, und einige freye Staaten zertheilt; jedoch also, daß weder zwischen den einen noch den andern eine genaue, und auf die Selbstvertheidigung abzwekende Verbindung obwaltete.

Das Königreich über beyde Sicilien war zwar dazumal unter einem Herrn, dem bekannten König Ferdinand Catholicus vereinigt. So groß aber in diesen Zeiten die Macht des Königs in Spanien war, so konnte er sich doch in dem Besiz des Königreichs Neapolis nicht sicher achten. Dieses Königreich, welches so oft seine Herren verwechselt hat, war unlängst vor diesen Zeiten, denen Prinzen aus dem Königlichen Hause Arragonien, von den vereinigten Königen von Frankreich und Spanien entrissen worden. Beyde Machten hatten sich in die eroberten Provinzen getheilt. Die Theilung war also, daß je eine Macht hoffen konnte, die andere des ihrigen zu entsezen, sich selbst aber den Besiz des Ganzen zu verschaffen. Die Erfahrung bewieß auch bald, daß keine Macht sich in ihrer Hofnung betrogen hatte. Eine in dem Theilungsvertrag unbenannte Landschaft, wurde von einer jeden als zu ihrem Antheil gehörig, angesprochen. Es kam zum Krieg, Frankreich wurde aus dem Besiz aller derjenigen Landschaften, welche ihm die Theilung angewiesen hatte, vertrenat, Spanien aber bemächtigte sich des ganzen Königreichs. Die Republic Venedig aber hatte seit geraumer Zeit Mittel zu finden gewußt, daß ihr von den alten Königen von Neapolis die wichtigsten Seehäfen, so wol an der

Adria-

Adriatischen, als an der Mittelländischen See, für grosse vorgeschossene Geldsummen verpfändet wurden. Vermittelst dieser Seestädte war die ganze Handlung, ja man kan auch zum Theil sagen das ganze Königreich, in ihrer Gewalt. Die Waaren, welche das Königreich selbst erzeugte, mußten an die Venetianischen Handelsleute abgegeben werden; die Ausländischen aber, mit welchen sich das Königreich zu versorgen gewohnt war, wurden ebenfalls durch sie allein eingeführt. Bey dem Theilungs-Vertrag aber zwischen beyden Königen, wurde der Republic der Besiz der Seestädte und der Handlung überlassen. Dieser Umstand mußte ihr zu Erreichung ihrer Absicht über kurz oder lang sehr vortheilhaft werden. Das Volk des Landes, die Grossen so wol als die Einwohner der Städte, waren mit der Spanischen Regierung nicht zum besten vergnügt. Die beständigen Kriege in Italien erwekten den Wunsch nach einer fester gesezten Oberherrschaft. Ihre eigne Wankelmuth aber, nach deren sie bey jedem anscheinenden Vortheil ihre Oberherren gar leicht änderten, und von einem gewohnten Joch sich einem neuern unterzogen, konnte von Venedig gar gut genuzet werden. Weil auch überdas die Spanische Macht in diesem Königreich nicht allzustark war, so war das Vorhaben sich dieses Königreichs mit der Zeit zu bemächtigen, ein solches Unternehmen, welches die Kräfte der Republic nicht überstieg.

Das Päpstliche Gebiet in Italien hatte in diesen Zeiten bey weitem diejenige Grösse noch nicht erreicht, zu welcher es bald hernach gestiegen ist. Ein grosser Theil der Städte und Landschaften,

welche dieses Gebiet in sich fasset, stunden unter kleinen Fürsten, welche dem Schein nach die Oberherrschaft der Römischen Päpste erkannten. Während der abscheulichen Regierung Alexanders des VI. war sein Sohn der berüchtigte Cäsar Borgia, mit bester Einwilligung des Papsts beschäftigt, alle diese kleinen Fürsten, so wol in dem Kirchenstaat als auch in den angränzenden Landschaften, zu unterdrucken, sich selbst aber durch Vereinigung dieser Städte und Gebiete ein mächtiges Fürstenthum zu erwerben. Diese kleinen Fürsten, deren Aufwand grösser als ihre Einkünften waren, hatten grösstentheils ihre Städte den Venetianern verpfändet. Dieses war der Gebrauch, welchen dieser Handelschaft treibende Staat mit seinen Reichthümern machte. Er wollte sich nach und nach in die Umstände sezen, daß ihm die Eroberung von Italien leicht fallen sollte. Man kan auch von diesen kleinen Fürsten des Kirchen-Staats vermuthen, daß ihnen zuträglicher gewesen wäre, Vasallen von Venedig als von den Päpsten zu seyn: Weil sie alsdenn mindere Beraubungen und Unterdrükungen von dem neuen Oberherrn, als aber von dem alten zu befürchten gehabt hätten; welcher selten verhintern konnte oder wollte, daß seine Anverwandten sich jede Gelegenheit zu Nuze machten, sich zu bereichern. Die Republic leistete dann in dieser Absicht den Fürsten wider die Unternehmungen des Päpstlichen Prinzen so viel Beystand, als sie nur thun konnte, ohne sich mit dem Papst selbst zu entzweyen. Es konnte aber dieser geheime Beystand die gänzliche Unterdrükung verschiedener dieser Fürsten nicht abwenden. Als aber die Vorsehung die Kirche und

Ita-

Italien von den schreyenden Ungerechtigkeiten Alexanders des VI. erledigte; als Cäsar Borgia von seinem mächtigen Beystand und Freunden verlassen war; ja gar von der Spanischen Regierung in Neapolis aufgehoben, und als ein allgemeiner Menschenfeind nach Spanien hinüber geschikt wurde; so sah die Republic diesen Umstand als eine sehr erwünschte Gelegenheit an, sich dieser Städte und Länder zu bemächtigen, auf welche sie der vorgeschossenen Geldsummen wegen nicht geringe Ansprachen hatte. Sie brachte auch würklich ohne Zeitverlust die Städte Faenza, Rimini, Ravenna, einen Theil des Bolognesischen Gebiets, und der Herzogthümer Ferrara und Urbino in ihre Gewalt. Der Papst war zu schwach, für sich allein den Unternehmungen der Republic ein Ziel zu sezen; er mußte vielmehr zugeben, daß die ganze Handlung des Kirchen-Staats in ihre Hände fiele, und Rom selbst von ihr, vermittelst der Städte und Seehäfen, welche sie in dem Erbgut des Heil. Petrus, und in dem Königreich Neapolis besaß, eingeschlossen gehalten wurde. Es hatte also auch hier einen Anschein, daß der Papst, welcher bis dahin weder Kayser noch König als seinen Oberherrn erkennen wollen, und kaum nach und nach sich gewöhnen konnte, den mächtigsten Königen eine Unabhänglichkeit von seinem Stuhl in weltlichen Sachen zuzugestehen, Geseze von einer aus Edeln und Kaufleuten bestehenden Republic hätte annehmen müssen.

Die Republic Florenz befand sich in ganz betrübten Umständen. Sie hatte zwar noch von aussen den Schein eines freyen Staats; innerlich aber

empfand

empfand sie alles Elend, welches ein Land mit schnellen Schritten zu seinem Verderben hinreißt. Dieser Freystaat konnte nur durch einen willkührlichen Oberherrn, und durch Verpfändung seiner Republicanischen Freyheit, dem gänzlichen Untergang noch entrissen werden. Reichthum und Uneinigkeit hatten diesen so blühenden Staat, welchem Europa so vieles schuldig ist, in diese traurigen Umstände versezt. Einige Bürger desselben hatten sich durch die Handelschaft ein Fürstliches Vermögen erworben. Allzugrosser Reichthum aber einzelner Bürger richtet in einem freyen Staat weit mehrers Unheil an, als in einem Monarchischen. In dem leztern kan der Reichthum niemals zu groß, und deßnahen auch nicht wol schädlich werden; in dem erstern aber wird schon ein mittelmäßiges Vermögen gar öfters demselben nachtheilig. In einem freyen Staat muß der Reichthum nicht selten die Stelle der Verdienste vertretten, indem derselbe die Ermanglung nuzlicher Eigenschaften ersezen kan. Man findet in denselben bisweilen solche niederträchtige Gemüther, welche für Geld, Vatterland, Freyheit, Ehre und Ansehen verkaufen. Man sehnet sich mit grossem Verlangen nur nach solchen, die diese Schäze kaufen wollen. Die so dieses bezwingende Erzt in Menge besizen, und es mit verschwenderischer Hand austheilen, können sich selbst, ihren Verwandten und Anhängern gar leicht die höchsten Würden erwerben. = = Das Haus Medicis kan die Hoheit, welche es hernach in Italien und seinem Vatterlande erreichet, eben so wol seinem grossen Vermögen, welches eine Frucht seiner weitläuftigen Handelschaft war, als seinen Verdiensten zuschreiben.

schreiben. Vermittelst desselben machte es sich unter der Geistlichkeit, unter den Gelehrten, unter den Grossen und Geringen zu Florenz Freunde und Anhänger. Selbst mächtige auswertige Fürsten stuhnden diesem Hause seines Reichthums wegen zu Diensten, und beförderten nicht wenig seine Absichten. Doch einige andere Häuser, welche wegen ihren grossen Reichthümern ebenfalls mächtig waren, widersezten sich mit ihrem Anhang dem Hause Medicis, so viel sie immer konnten. Aus diesen Zwistigkeiten entstunden beynahe tägliche Unruhen: Je eine Partey suchte das Ansehen der andern zu schwächen. Mord, Empörungen, Landsverweisungen, mußten die Mittel seyn, durch welche die Freyheit zerstöret, und die eine Partey von der andern zu Grunde gerichtet wurde. Diese innerlichen Zerrüttungen verminderten das Ansehen der Republic Florenz bey den angränzenden Staaten, und verschafften dem Staat von Venedig nicht geringe Vortheile über dieselbe. Das Haus Medicis fand auch daselbst, so oft es in seinem Vatterlande von seinen heimlichen und öffentlichen Feinden verfolget wurde, einen sichern Aufenthalt. So selten aber zwey angrenzende mächtige Monarchische Staaten in wahrer Eintracht und Verbindung mit einander leben, = = so sehr ein jeder auf die Schwächung des andern alle Aufmerksamkeit anwendet: So stark können eben diese Grundsäze zwischen zweyen benachbarten freyen Staaten obwalten. Es kan seyn, daß beyde alle ihre Kräfte wider einen eigenmächtigen Fürsten vereinigen, wenn eine oder beyde von ihnen in Gefahr stehen, von demselben verschlungen zu werden. Wenn aber ein Freystaat selbst über einen andern

seines

seines gleichen einen Vortheil zu erhalten, sich Hofnung machen kan, so müssen die Grundsäze der Großmuth und der Billigkeit, den Grundsäzen des Eigennuzes und der Vergrösserung, in den geheimen Rathsversammlungen Plaz machen. Diejenigen, welchen die Geschichte von Athen und Lacedämon, Rom und Carthago, aus den ältern; von Venedig, und Genua, = = = aus den neuern Zeiten bekannt sind, werden mich allhier verhoffentlich keiner Unwahrheit beschuldigen. Die Republic Venedig muß sich auch von nicht zu verachtenden Italiänischen Geschichtschreibern den Vorwurf machen lassen, daß sie an den einheimischen Unruhen und Zerrüttungen zu Florenz nicht kleinen Antheil gehabt habe. Ob derselben diese Vorwürfe mit genugsamen Gründen, oder nicht, gemachet worden, will ich dermal nicht untersuchen. Gesezt aber, Venedig könnte von diesen Vorwürfen nicht genugsam gerechtfertiget werden, so kan dieser Staat keine andern Absichten hierbey gehabt haben, als den freyen Staat von Florenz von dem seinigen abhänglich zu machen. Diese Absicht wird auch dennzumal erreicht, wenn man einem wirklich unterdrükten Staat noch von aussen den Schein und den Namen der Freyheit überläßt. Ich kan mir gar nicht einbilden, daß die alte Römische Staatskunst von den neuern Italiänischen Staaten, in dem fünfzehenden und sechszehenden Jahrhundert gänzlich sey vergessen worden. Anfänglich begnügt man sich nur mit einer etwelchen Abhänglichkeit; vermeint man aber seine Herrschaft fest gesezt, und den Unterdrükten genug gedemüthiget zu haben, so wird das anfänglich leichte Joch immerzu schwerer gemacht; man kan an denen die

vor

vor weniger Zeit noch unsers gleichen gewesen, nun aber geringer worden, selbst den Schatten der Freyheit nicht mehr mit Gleichgültigkeit ertragen. Der Venetianische Staat hätte also eben so wenig sich ein Bedenken gemacht, Florenz seiner Freyheit zu berauben, so wenig dieses zu unternehmen einer seiner Bürger sich geschämet, wofern er nur so viele Zeit gehabt hätte, diejenigen Absichten, welche zu dieser den Weg bahnen sollten, vorher in Würklichkeit zu bringen. Man suchte mit der Stadt Pisa den Anfang zu machen. Diese von einem Mayländischen Herzog den Florentinern verkaufte Stadt, wollte sich der neuen Oberherrschaft nicht unterwerfen. Sie wünschte lieber, die vorige Unabhänglichkeit wieder zu erhalten. Sie wurde aber von der ganzen Macht der Republic lange Zeit belagert. Venedig unterstüzte sie mit so vieler Hilfe, daß die Belagerung zur Zeit des Cambrayschen Bündnisses noch dauerte. Hätte aber Pisa sich gleich der Macht der Florentiner entziehen können; wer würde sich wol überredet haben, daß Venedig derselben auch zur unabhänglichen Freyheit würde behilflich gewesen seyn? Hätte nicht die Stadt die genossene Hilfe mit dem Verlust ihrer Freyheit und der Ehre, Venedig als einer mächtigern Republic unterworfen zu seyn, bezahlen müssen? Die auf die Belagerung verwandten Unkosten, und der Verlust der Stadt, hätten also Florenz zweyfacht geschwächt; die Absichten von Venedig aber auf Florenz eben so sehr befördert.

Das Herzogthum Mayland war in diesen Zeiten ein rechter Glüks-Ball. Man weiß keinen einigen

gen Staat, wenn man das Königreich Neapolis ausnihmt, welcher in einer Zeit von dreyen Jahrhunderten so viele Veränderungen erlitten hat, als der Mayländische. Lange Zeit verheereten die Parteyen der Guelfen und Gibellinen, Italien. Mayland aber, Stadt und Land, mußten unter diesen greulichen Empörungen, da bald der Papst, bald der Kayser Herr in Italien seyn wollte, überaus leiden. Von den Zeiten Kayser Rudolfs von Habsburg, bis auf die Regierung der Kayser aus dem Hause Lützelburg, hatte Mayland den Schein einer freyen Republic, die immerwährenden Empörungen aber von Parteyen die sich um die Herrschaft stritten; = = der Zwang, daß ein jeder sich zu einer Partey schlagen, aber deßwegen seines Lebens, Ehre und Vermögens halber in Gefahr stehen mußte, = = und die Landsverweisungen, welche diejenigen, so auf eine kurze Zeit ihre Gegner unter den Fuß gebracht hatten, wider dieselben vornahmen, entrissen der Stadt Mayland das Wesentliche eines freyen Staats. Das Haus Visconti hatte sich so weit über die andern empor geschwungen, daß es mit dem Kayser Wenzel über die Oberherrschaft der Mayländischen Republic, seines Vatterlands, in Unterhandlung und Kauf tretten konnte. Die Fürsten aus dem Viscontischen Hause haben hernach, als sie Ruhe und Ordnung wiederum eingeführt hatten, Mayland sehr bereichert, sich selbst aber in Italien eine grosse Hochachtung erworben. Durch eine greuliche Kette von unnatürlichen Lasterthaten, wurde endlich das Viscontische Haus von dem Hause Sfortia ausgerottet. Dieses leztere sah die erlangte Oberherrschaft, als die Frucht seiner Lasterthaten

an.

an. Indessen wurde doch Mayland ein mächtiger Staat. Er begrif unter den Viscontischen und Sfortischen Fürsten beynahe alles, was ehemals unter dem Longobardischen Königreiche gestanden hatte. Die Unglüksfälle, welche auf die ehedem mächtige Republic Genua herabgestürzt waren, hatten dieselbe so tief erniedrigt, daß sie sich unter den Schuz der Herzoge von Mayland begeben mußte. Sie empfand auch ein Jahrhundert durch alle nachtheiligen Veränderungen, welche das Herzogthum Mayland betrafen. Diese Oberherrschaft über Genua erhob die Macht und das Ansehen der Herzoge von Mayland gar sehr. Sie hatten von dieser Zeit an einen grossen Einfluß, nicht nur in die Angelegenheiten von Italien, sondern auch der entferntern Staaten. Der Herzog Ludwig, mit dem Zunamen der Mohr, aus dem Hause Sfortia, war sich indessen wol bewußt, daß er nur durch Greelthaten mit Ausrottung des Viscontischen Hauses sich auf den Mayländischen Thron geschwungen. Er befürchtete deßnahen mit Recht, es möchten die benachbarten Staaten die Handlungen, durch welche er sich den Weg zur Regierung gebahnet, zu einem Vorwand gebrauchen, ihn derselben zu entsezen, und sich in seine Staaten zu theilen. Er wußte zwar wol, daß der Anwachs seines Staats, und sein Geld, mit welchem er aller Orten Verwirrungen anrichtete, mehr der Vorwurf ihrer Eifersucht und Hasses, als aber seine Handlungen waren, so lasterhaft dieselben auch immer gewesen sind. Doch er wollte seinen heimlichen und öffentlichen Feinden auch den Gebrauch dieses Vorwands, so viel er immer konnte, benehmen. Der Staat

von

von Venedig, und die Könige von Neapolis, waren diejenigen, wider welche er am allermeisten auf seiner Hut stehen mußte. Die leztern waren mit dem Viscontischen Hause verschwägert. Sie hatten deßnahen auf das Herzogthum ein weit besseres Recht als das Haus Sfortia. Sie rüsteten sich auch in geheim und öffentlich, den Herzog Ludwig anzugreifen. Der Papst und die Republic Venedig waren ihnen hierinn beförderlich: Der Papst darum, weil der Herzog mächtig war, und den Päpstlichen Befehlen nicht jederzeit gehorchen wollte. Venedig aber machte auf einige ihm sehr wol gelegene Städte des Herzogthums Anspruch, und war jederzeit in Begrif, denselben durch ein wolgerüstetes Heer, und durch heimliche Verständnisse in den Städten, den benöthigten Nachdruk zu geben. Genua seufzete unter dem Mayländischen Joch, und sehnte sich nach einer Erledigung, oder vielmehr nach einem neuen Herrn.

Alle diese Anschläge zu zernichten, spielete es der Herzog Ludwig so, daß Carl der VIII. König von Frankreich mit einem wolgerüsteten Heer, in welchem sich etliche tausend Eidsgenossen befanden, (ein Volk, dessen Tapferkeit allen benachbarten Staaten, nach desselben glüklichen Kriegen mit dem Herzog von Burgund, förchterlich war,) in Italien zog; sich in einem Feldzug des Neapolitanischen Königreichs bemächtigte, und also von dieser Seite dem Herzog Luft machte. Weil nun der Herzog durch Schwächung seines einen Gegners seine Sicherheit von dieser Seite erreicht zu haben vermeinte, die Franzosen aber Lust bezeugten, ihre Eroberungen

in

in Italien beyzubehalten; so war er der erste, der sich mit den Italiänischen Staaten vereinigte, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Er wurde hierzu durch besondere Beweggründe angestiftet. Der Herzog von Orleans, der nächste Erbe des Französischen Königreichs, machte von seiner Großmutter, einer Prinzeßin aus dem Viscontischen Hause, auf das Herzogthum Mayland starke Ansprüche. Es trieb auch jederzeit dieser Prinz den König an, ihn in den Besiz seines großmüterlichen Erbs einzusezen, den gewaltthätigen Räuber desselben aber zu vertreiben. Der König Carl, dem bisdahin alles nach Wunsch von statten gegangen, hatte auch für sich selbst nicht wenig Lust, das reiche Herzogthum zugleich mit Neapolis seiner Crone einzuverleiben, wenn ihm der Herzog durch das geschlossene Bündniß nicht zuvor gekommen wäre. Es war aber die Freude des Herzogs über den Abzug der Franzosen aus Italien, nur von sehr kurzer Dauer: Die Bosheit und Untreu, welche er an dem Haus Visconti begangen, und daß er den Franzosen den Weg nach Italien gewiesen, sollte ihm wiedergolten werden. Die Vorsehung wollte ihre Gerichte an einem Fürsten vollziehen, der sich durch die greulichsten Laster höchst strafbar gemacht hatte. Carl der VIII. starb; der Herzog von Orleans, der Rächer des Viscontischen Hauses, bestieg unter dem Namen Ludwigs des XII. den Französischen Thron. Seine ersten Königlichen Beschäftigungen zielten dahin, den Herzog Ludwig seines Herzogthums zu entsezen, und seiner Person und Königreich Recht zu verschaffen. Mit der Republic Venedig wurde ein Bündniß errichtet, und diesem Staat für die Dienste, welche

er zur Eroberung des Herzogthums beytragen sollte, ein wichtiger Theil desselben, die Städte Cremona, Bergamo, und Brescia mit ihren Gebieten, zur Vergeltung zugesagt. Der Herzog, der sich von allen seinen Bundsgenossen, den Kayser Maximilian seinen Schwager ausgenohmen, verlassen sah, welcher aber zu schwach oder zu langsam war, ihm zu bequemer Zeit Hilfe zu leisten, mußte sein ganzes Herzogthum in einem Monat in den Händen der wider ihn vereinigten Machten sehen. Ja nicht nur dieses: Er wurde selbst, da er in verstellter Kleidung aus seinen Staaten flüchten wollte, von den Franzosen entdekt. Er mußte seine übrige noch vieljährige Lebenszeit in einem engen Gefängniß hinbringen, und nach Verdienst für seine Lasterthaten gezüchtigt werden. Auf diese Weise hatte die Republic Venedig einen sehr beträchtlichen Theil des Mayländischen Herzogthums an sich gebracht. Dieses vermehrte ihre Hofnung, sich dereinst des übrigen zu bemächtigen. Die Franzosen machten sich bey ihren neuen Unterthanen gar nicht beliebt: Ihr Character, der zuerst nur die angenehme und einnehmende Seite desselben vorstellte, konnte die verhaßte, nemlich die Strenge und den Uebermuth, nicht lange verborgen halten. Das erschöpfte Herzogthum wurde durch die Französischen Beamteten mit aller Härte eines Siegers ausgesogen. Die Liebe der Unterthanen nahm täglich ab; und die Vertraulichkeit der Franzosen mit dem Mayländischen Frauenzimmer, erwekte bey den empfindlichen Männern Haß und Rache wider sie. Betrachtet man über dieses, daß Italien überhaupt, und das Mayländische Herzogthum insbesonder, in den damaligen Zeiten sehr wenige befestigte

festigte Pläze hatte, welche einen feindlichen Anfall aushalten konnten, = = daß die Erhaltung, oder der Verlust eines grossen Lands, von dem glüklichen oder unglüklichen Ausgang einer einigen Schlacht abhienge; daß der König Ludwig, um seinen Unterthanen nicht zur Last zu fallen, welche er wie ein zärtlicher Vatter seine Kinder liebte, seine meisten Völker aus dem Herzogthum wieder abgeführt, = = daß es ihm wegen grosser Entfernung sehr schwer fiele, über die Alpen zur bequemen Zeit, die benöthigte Verstärkung abgehen zu lassen, = = daß alle Italiänischen Staaten über die schnell anwachsende Macht der Franzosen in diesem Länd eifersüchtig waren, = = so wird man leicht gestehen, daß es der Republic, deren Bündniß mit Frankreich nicht allzu gewissenhaft gemeint war, gar nicht schwer hätte fallen müssen, die Franzosen zum zweyten mal aus Italien zu verbannen, sich selbst aber den Besiz des ganzen Herzogthums zuzueignen; oder wenigstens ihren Verbündeten nur so vieles davon abzutretten, als ihr auf eine Zeit wol beliebte.

Die Herzoge von Savoyen, Ferrara und Mantua, wie auch der Markgraf von Montferat, waren keine so mächtige Fürsten, daß sie der Macht von Venedig hätten Widerstand thun können. Der Markgraf von Montferat hatte zwar an die Republic Anfoderungen. Es war aber so fern, daß er zu seinem Zwek gelangte, daß er es vielmehr für ein Glük ansehen mußte, das Kriegsheer der Republic mit einer sehr eingeschränkten Macht anzuführen, und von derselben ein Gnadengeld zu ziehen. Der von Ferrara war schon von allen Seiten mit

Venetianischen Städten umzingelt, und deßnahen mehr ein Vasall von Venedig, als von dem Heiligen Stuhl. Der Herzog von Mantua bestund nur durch die mächtigern. Er mußte sich von denselben dahin ziehen lassen, wohin sie ihn haben wollten. Der Herzog von Savoyen, ob er gleich unter diesen Fürsten der mächtigste war, machte doch in Vergleichung mit Venedig, nur eine schlechte Figur. Der Beystand, welchen er andern hätte leisten können, wäre zu gering gewesen, einen Querstrich durch die Absichten und Hofnungen der Republic zu machen. Die Umstände hätten also niemals günstiger seyn können, dem Venetianischen Staat die Oberherrschaft über ganz Italien zu verschaffen, als solche ohngefehr um das 1508te Jahr waren. Ich habe es nicht für überflüßig angesehen, die damalige Beschaffenheit von Italien etwas weitläufig vorzustellen.

Um diese Zeit, nemlich um das Jahr 1508. hatte es das Ansehen, als ob alles sich zu dem Untergang des Venetianischen Staats vereinigen wollte. Nichts giebt ein überzengenders Beweißthum von der Schwachheit der Menschen und der Eitelkeit ihrer Anschläge, als daß ihre Grösse mit ihrem Fall auf das genaueste verbunden ist. Jahrhunderte werden erfodert, um einen Staat zu formen, ihn in Unabhänglichkeit zu sezen; und bey den angränzenden forchtbar zu machen. Aber nur eine geringe Zeit ist hinlänglich, das Gebäude, welches mit so vieler Zeit, mit so grosser Klugheit nnd Mühe aufgeführet worden, zu erschüttern, und gar oft gänzlich über den Haufen zu werfen. Man muß aber

auch

auch bey diesen Begebenheiten gestehen, daß die Vorsehung des Höchsten öfters die klügsten Anschläge der Menschen zernichte; = = daß Umstände die vor des Menschen Augen ganz verächtlich scheinen, in der allmächtigen Hand derselben überaus wichtig werden müssen, um einen Staat von seinem unvermeidenlich scheinenden Verderben zu erretten; und daß eben diese Vorsehung zur Erhaltung der Staaten solche Mittel zu bewirken wisse, welche nach dem Urtheil der Menschen, derselben Verderben nach sich ziehen sollten. Die damalige Geschichte des freyen Staats von Venedig rechtfertigt insbesonder die Richtigkeit dieser Gedanken, welche nur ein Thor in seiner eingebildeten Klugheit verlachet.

Papst Julius der II. aus dem Hause Roverra, that zu dem Bündniß oder vielmehr Verschwörung, welche wider diesen freyen Staat eiugegangen worden, den ersten Schritt. Dieser mehr zu einem Krieger und Staatsmann, als aber zu einem Bischof geschaffene Mann, sah mit Unwillen sein Vatterland Genua, oder vielmehr Savona, eine der Republic Genua zustehende Stadt, unter der Oberherrschaft der Franzosen. Diese Oberherrschaft hatten sie zugleich mit der Eroberung des Herzogthums Mayland an sich gebracht. Der Papst ware gleich allen seinen Vorfahren darauf bedacht, alle auswertigen Machten von Italien auszuschliessen. Es war ihm höchlich zuwider, daß er das Königreich Neapolis in den Händen der Spanier, das weitläufige Herzogthum Mayland aber in der Gewalt der Franzosen, also Italien unter die zwey mächtigsten auswertigen Völkerschaften getheilet sehen mußte. Alle

seine Anschläge vereinigten sich in diesem: Italien in verschiedene kleine Staaten zu vertheilen, sie unter einander, besonders aber wider die Ausländer, genau zu verbinden, selbst aber unter denselben das Haupt und der mächtigste zu seyn. Den Staat von Venedig sah er wegen seinem Reichthum, Macht, und besondern Absichten, welche dem Papst unmöglich konnten verborgen seyn, ob ihm gleich dieselben nicht gar anständig waren, als den bequemsten an, an der Ausführung seiner Anschläge Theil zu nehmen. Weil er aber selbst an diesen Staat nicht geringe Anfoderungen machte, so wollte er, daß derselbe dem Heil. Stul das seinige nicht länger vorenthalten sollte. Er begehrte, daß ihm die Venetianer vor allen Dingen die Städte und Schlösser, welche sie in dem Herzogthum Urbino, Ferrara, und dem Bolognesischen Gebiet, deßgleichen in der Aconitanischen Mark, nach dem Tode Papst Alexanders des VI. und des Cäsar Borgia, an sich gerissen hatten, gutwillig wiederum zurük stellen sollten. Die Republic aber war gar nicht geneigt, ihre Eroberungen so leichter Dinge fahren zu lassen. Da sie sich leicht beredete, daß der Papst für sich allzuschwach wäre, seinen Foderungen durch die Macht den benöthigten Nachdruk zu verschaffen; und da sie seine geistlichen Waffen jederzeit verachtet hatte, so schlug sie das Begehren des Heil. Vatters platterdings ab. Die Erbitterung dieses Abschlags wegen, war bey ihm so heftig, daß er von seinem ersten Vorhaben, die fremden Völker mit Hilfe der Venetianer aus Italien zu vertreiben, abließ. Er beschäftigte sich von dieser Zeit an nur mit Anschlägen, die von Venedig mit Hilfe der Franzo-

sen,

sen, und anderer grossen Machten auf das äusserste zu demüthigen, und sie also durch Gewalt zu demjenigen zu zwingen, was sie mit Gutwilligkeit zu thun verweigert hatten. Das Päpstliche Anwerben fande bey dem König in Frankreich gar bald Gehör. Der König bereuete es, daß er der Republic, welche ihm den Weg nach Italien eröfnet hatte, einen so wichtigen Theil des Herzogthums Mayland abgetretten. Er hatte nicht weniger starke Gründe zu fürchten, sie möchte entweder für sich selbst oder in Verbindung mit andern Lust haben, sich des ganzen Herzogthums zu bemächtigen. Er verhofte demnach durch Bekriegung der Republic nicht nur die abgetrettenen Städte wiederum zu erhalten, sondern sich auch des übrigen bestens zu versichern. Der König Ferdinand in Spanien war eben so willig, sich mit dem Papst und Frankreich wider Venedig zu verbinden. Er wünschte, sich in dem Besiz der Seestädte des Königreichs Neapolis zu sezen, um dadurch auch auf die Zukunft dieses Königreich seinen Nachkommen sicher zu überlassen, ohne den Venetianern die Summen zu bezahlen, für welche diese Seehäfen der Republic verpfändet waren. Der Kayser Maximilian konnte als Kayser so starke Anfoderungen an Venedig machen, als er nur wollte. Denn es ist unlaugbar, daß dieser Staat nach und nach einen schönen Theil des alten Longobardischen Königreichs, welches seit Otto des Grossen Zeiten, von dem Teutschen Kayserthum abhienge, an sich gerissen hatte. Als Herzog von Oestereich aber konnte er noch besondere Ansprachen an Venedig machen. Alles dieses wußte Julius der II. zu Erreichung seiner Absichten anzuwenden. Der

Kayser wurde gewonnen, dem grossen Bündniß beyzutretten, in Hofnung nicht nur die dem Teutschen Reich und seinem Hause entzogenen Länder wiederum zu erhalten, sondern sich noch auf Unkosten eines freyen Staats zu vergrössern, oder wenigstens seine die meiste Zeit erödete Schazkammer zu bereichern. Es war beynahe kein einiger Potentat, welcher nicht berechtigt gewesen wäre, der Republic ein ihm oder seinen Vorfahren entrissenes Land wieder zurük zu fodern. So war den Königen von Ungarn der gröste Theil des Königreichs Dalmatien von derselben entzogen worden. Das Haus Savoyen hatte wichtige Anfoderungen auf das Königreich Cypern, in dessen Besiz die Republic war. Man muß auch gestehen, daß das Recht des Hauses Savoyen auf diese Insel, nach Abgang der leztern Könige, mit welchen dieses Haus auf das genaueste verschwägert war, unstreitig gewesen wäre, wenn die Republic nicht lieber hätte wollen die Macht dem Recht vorziehen. Dieses Haus wurde ebenfalls wider Venedig gewonnen. Die Republic von Florenz hatte nicht weniger Ursache mit Venedig mißvergnügt zu seyn, und die Demüthigung dieses Staats zu wünschen, indem Venedig die einheimischen Unruhen zu Florenz bestens unterhalten, und dieselben zum Nachtheil dieses Staats sich zu Nuze gemacht hatte. Der Herzog von Ferrara beklagte sich, daß ihm von der Republic Rovigo und das Polesinische entzogen, er auch gezwungen worden in seiner Hauptstadt einen Venetianischen Stadthalter zu dulden.

So schwer es zum öftern hält, mächtige Fürsten, deren

deren Absichten einander entgegen sind, zu vereinigen; so leicht wurde dermal die Vereinigung zur Richtigkeit gebracht. Der Kayser, der Papst, die Könige von Frankreich und Spanien verbanden sich auf das genaueste mit einander wider die Republic Venedig. Ihre Begierde, diesen anwachsenden Staat zu schwächen, und denselben in seine alten engen Gränzen zu zwingen, war so groß, daß sie eine Zeitlang ihr Mißvergnügen, welches je einer wider den andern hatte, und ihre heimlichen Feindschaften vergassen. Hätten sich diese Fürsten, welche die mächtigsten in Europa waren, wider das Türkische Reich so genau vereiniget, als sie dieses wieder eine Handlung treibende Republic thaten, so wären sie menschlichem Urtheil nach stark genung gewesen, diesem förchterlichen Reich alle diejenigen Landschaften wieder abzunehmen, welche von demselben dem Griechischen Kayserthum, und andern Staaten der Christenheit waren geraubet worden. Das Bündniß wurde zu Cambray in grosser Stille den 10. December 1508. abgeschlossen. Um das Vorhaben desto geheimer zu halten, liessen die verbundenen Fürsten ausprengen, daß der Kayser als Vormund seines Enkels, Carls von Oesterreich, sich gefallen lassen, die zwischen ihm und dem Herzog von Geldern obschwebenden Irrungen gütlich beyzulegen. Man bemühete sich sorgfältig, jedermann in den Gedanken zu unterhalten, daß es auf nichts anders als auf Angelegenheiten so die Niederlande beträfen, abgesehen sey. Um dessen willen wurde die Stadt Cambray zum Ort der Zusammenkunft ausersehen. Hier wurde aber das berühmte Bündniß wider die Republic abgeschlos-

sen. Um die Kundschafter oder andere dienliche Leute desto besser zu betriegen, wurde anfänglich ein ewiger Friedens-Verglich zwischen dem Papst, dem Kayser, und den Königen von Frankreich und Spanien unterzeichnet. Dieser wurde auch wirklich bekannt gemacht. Aber ein zweyter Verglich wurde ebenfalls verabredet. Dieser enthielt ein Angrifs- und Vertheidigungs-Bündniß wider die Venetianer. Man war äusserst bemühet, den Innhalt desselben geheim zu halten. Man eilete damit so stark, daß jede Artikel in einer Zeit von wenigen Tagen in Richtigkeit gesezt wurden; gleich als wenn jeder der daran Theil nehmenden Fürsten in augenscheinlichster Gefahr gewesen wäre. Es wurden auch bald darauf die verabredeten Artikel von den Gesandten vor dem Altar mit vieler Feyrlichkeit beschwohren. Der Eingang des Bündnisses ist ganz sonderbar, nemlich: „ Daß, da die Türken durch „ ihre siegreichen Waffen je länger je weiter in „ Europa um sich griffen, und die ganze Christen„ heit in Gefahr stehe, von ihnen unterdrükt zu wer„ den, so erfodere es die unumgängliche Nothwen„ digkeit, daß die Christlichen Fürsten ihre Macht „ wider sie vereinigten; = = daß aber die Venetia„ ner durch ihre immerwährenden Gewaltthätig„ keiten dieser Vereinigung sehr mächtige Hinter„ nisse in den Weg legten. Man folgerte aus die„ sem, daß man ihnen dasjenige abnehmen müsse, „ dessen sie sich zur Ungebühr angemaßt hätten. Zu „ dem Ende hätte man sich verglichen, daß von die„ sem Raub der Papst Ravenna, Faenza, und „ Rimini haben sollte. Der Kayser sollte als Kay„ ser wieder bekommen Verona, Vizenza, und

Padua,

„ Pedua; als Erzherzog von Oesterreich aber
„ Trevigo und das Friaul. Des Königs in Frank-
„ reich, als Herzogs von Mayland Antheil, sollte
„ seyn Cremona, Gieradadda, Brescia, Cre-
„ ma, und Pergamo. Der König Ferdinand
„ von Spanien sollte wieder in den Besiz von Man-
„ fredonia, Trani, Monopoli, Brindes und
„ Otranto im Königreich Neapolis gesezt werden.
„ Die Herzoge von Ferrara und Savoyen, und
„ der Markgraf von Mantua, wenn sie es ver-
„ langten, sollten mit in das Bündniß aufgenohmen
„ werden. Der erstere, um Rovigo und das
„ Polesinische wieder zu erhalten; der andere,
„ um von den Venetianern das Königreich Cy-
„ pern wieder an sich zu bringen; und der dritte,
„ um sich eine Genugthuung zu verschaffen, die er
„ von den Venetianern zu fodern befügt war, ge-
„ wisser Ansprüche wegen, welche er an die Re-
„ public hatte. Endlich, daß alle diejenigen, wel-
„ che Anfoderungen an die Venetianer hätten, in
„ das Bündniß als Hauptttheile mit aufgenohmen
„ werden sollten, wenn sie sich binnen drey Mo-
„ naten meldeten. = =

„ Um dieses Vorhaben auszuführen wurde be-
„ liebt, daß wenn der König von Frankreich in
„ Person den 1sten April des folgenden 1509. Jahrs
„ mit einem Heer von 40000. Mann das Venetiani-
„ sche Gebiet betretten würde, der Papst ein Heer in
„ Romagna rüken lassen wolle; daß Ferdinand
„ ein Heer in der Lombardey, und eine Flotte
„ in dem Golfo haben, und der Kayser die Ve-
„ netianer von Seite Teutschlands angreifen wol-

„ le.

„ le. Weil aber der Kayser kurz vorher einen drey-
„ jährigen Stillstand mit ihnen geschlossen hatte,
„ so wurde gar leicht eine Ausflucht ausgesonnen,
„ denselben zu brechen: Der Papst sollte ihn als
„ Schuzherr der Kirche auffodern, ihr Eigenthum
„ zu vertheidigen. Endlich verpflichtete sich der Papst
„ Julius, mit allen Bannflüchen der Kirche wi-
„ der Venedig loßzudonnern. “

Muß man nicht über die Beweggründe dieses Bündnisses sich höchlich verwundern? Sind sie nicht überaus gottselig? der Ausbreitung der Christlichen Religion, und welch ein grosser Verdienst war nicht dieses! höchst vortheilhaft? Aber um die Türken aus Europa zu vertreiben, oder wenigstens zu schwächen, muß der Republic Venedig alles was sie auf dem festen Lande besizt, entrissen, und ihr nichts weiter als die blosse Stadt Venedig gelassen werden. Um der künftigen Ausbreitung der Christlichen Religion behilflich zu seyn, wird Venedig, welches doch so oft eine Vormauer der Christenheit wider die Türken war, mit allen Bannflüchen der Kirche belegt; es wird ihr aller Gebrauch des öffentlichen Gottesdiensts verbotten. Hat man nach einen stärkern Beweiß nöthig sich zu bereden, daß die Bündnisse der Fürsten eitele Blendwerke seyen? Die Ausflucht, den Stillstand zu zernichten, welcher zwischen dem Kayser und der Republic bestunde, fällt überaus in die Augen. Der Papst kan nach seinem Recht zu binden und zu lösen, Stillstand und Verträge ungültig machen, wenn die Ehre und der Nuzen der Kirche solches erheischen. Er hat Gewalt, die Fürsten ihrer Pflicht zu ent-

hin-

binden. = = Doch eines wurde bey diesen Veranstaltungen von dem Papst vergessen, für den obersten Feldherrn einen Hut und Degen zu weihen. Vielleicht war die geheime Kraft dieser heiligen Sachen in Ueberwindung der Feinde dazumal noch nicht so groß, als sie in der leztern Hälfte des sechszehenden, und in dem gegenwertigen achtzehenden Jahrhundert worden ist. Man wird leicht errathen, welcher Abgesandte von den verbundenen Fürsten bey diesem Bündniß die Feder geführt habe?

Dieses ist das Bündniß, welches die Republic Venedig, wo nicht auf den Grund zerstören, doch wenigstens auf das äusserste demüthigen sollte. Hätte auch unter den vereinigten Fürsten eine mehrere Treue obgewaltet; hätten menschliche Anschläge die Wege der Vorsehung zernichten können, so würde Venedig seinem Untergang nicht entgangen seyn. Bisdahin war unter so vielen mächtigen Fürsten niemals ein solch enges Bündniß wider einen nur mittelmäßig mächtigen Staat abgeschlossen worden. Nur die Zeiten, in welchen wir dermal leben, haben ein noch mächtigers, vielleicht aber eben so wenig dauerhaftes Bündniß wider einen einigen Fürsten, und zwar mehr wider seine Person als wider seine Staaten, erzwungen. Ein solches Bündniß als das vor Augen habende ist, wäre mächtig genug gewesen, das alte Rom in seiner grösten Herrlichkeit, mit Schreken und Furcht zu erfüllen. Venedig aber behielt jezt noch bey demselben seine Standhaftigkeit, welche diesen Staat von allen Zeiten her so sehr berühmt gemacht hatte. Die geheimen Artikel des Bündnisses waren dem Rath zwar noch nicht bekannt,

kannt; doch konnte ein Theil derselben seiner Scharfsichtigkeit nicht entgehen. Man verliesse sich auf seinen Reichthum, der in der That grösser, als bey allen wider sie vereinigten Fürsten war. Man machte sich nicht wenige Hofnung, durch Geld die Bundsgenossen zu trennen, einen Theil derselben, wo nicht gar auf seine Seite, doch wenigstens zur Unthätigkeit zu bereden. Man wünschte vornemlich den Kayser von demselben abwendig zu machen, nicht daß man seine Macht am meisten förchtete, sondern weil seine und seines Hauses Anfoderungen die begründtesten waren. Man stellte sich dieses, weil der Kayser jederzeit an Geld Mangel hatte, gar nicht als unmöglich vor. Man glaubte auch, daß, weil der König von Spanien die wenigste Lust zu diesem Bündniß bezeiget, so könnte auch derselbe noch wol gewonnen werden. Es hatte auch dieser Monarch die wenigste Ursache, die gänzliche Zernichtung der Republic zu betreiben. Es war ihm genugsam, wenn er das Königreich Neapolis, seine neue Eroberung in Italien, von Seiten der Venetianer in Sicherheit sezen, und sich ohne Bezahlung der Seestädte des Königreichs bemächtigen konnte, in deren Besizung sie annoch waren. Er hatte Ursache, auf den König in Frankreich eifersüchtig zu seyn; derselbe war durch den Besiz des Herzogthums Mayland schon in Italien mächtig. Er mußte erwarten, daß er sich in diesem Lande durch Unterdrükung der Venetianer noch mehr vergrössern; = = daß er alsdenn sich nicht säumen würde, seine und seiner Vorfahren Ansprüche auf Neapolis wieder hervor zu suchen, welche nicht schlechter als seine eignen auf dieses Königreich waren.

waren. Nahm also der König von Spanien Theil daran, Venedig zu schwächen, so machte er zu gleicher Zeit, zu seiner eignen Gefahr, einen muthigen Nachbar mächtig. Aus diesen Ursachen kam er auch seinen bundsmäßigen Verbindungen am allerschlechtesten nach. Zufrieden, seinen eignen Vortheil zu erhalten; die Seepläze seines Italiänischen Königreichs unter sich zu bringen; und die Republic durch die Furcht des gegenwertigen, oder eines andern Bündnisses, welchem sie zu widerstehen allzuschwach war, dahin zu vermögen, ihre Absichten auf Eroberungen fallen zu lassen, und sich dessen zu begnügen, was ihr von ihren alten Besizungen auf dem festen Lande gelassen würde.

Der Kayser Maximilian stellte sich gegen die Republic weit erbitterter, als ihm doch seine Macht ihr zu schaden zuliesse. Man fertigte demüthige Gesandschaften von Personen des ersten Rangs an ihn nach Inspruk ab, welche um seine Freundschaft und Vermittlung anflehen sollten. Man entschlosse sich gegen ihn zu den wichtigsten Anerbietungen von Geld, und wirklicher Abtrettung einiger Städte in Istrien. Doch in der Hofnung, wenn der Sturm sich in etwas gelegt, dieselben wiederum durch Geld, oder durch andere Wege in seine Gewalt zu bringen. Der Kayser aber, der so lang er konnte, an seinen Verbindungen standhaft halten wollte, ließ die Gesandten nur nicht vor sich kommen. Man bedrohete sie vielmehr mit der höchsten Kayserlichen Macht und Ungnade, wenn sie die Städte Verona, Padua, Vicenz mit ihren Gebieten, die Trevisayer-Mark, Istrien, und das Friaul nicht alsobald

bald abtretten würden. Weil man aber die Langsamkeit, die Kayserlichen Entschlüsse in Vollbringung zu sezen, und die Verlegenheit dieses Hofs in Ansehung vieler Kriegs-Bedürfnisse zu Venedig wol kannte, so gab man des grossen Eifers des Kaysers ungeachtet noch nicht alle Hofnung verloren, das Ungewitter von dieser Seite abzuwenden.

Der Papst, so kriegerisch er selbst für seine Person war, war doch in dem ganzen Handel am wenigsten förchterlich. Seine Unternehmungen hiengen von den Unternehmungen der stärkern ab. Seine Furcht, es möchte die Republic von Auswertigen, (welchen er in seinem Herzen mißgünstig war, die er nur zu Werkzeugen gebrauchen wollte, um die Republic gegen seine vätterlichen Foderungen gehorsam zu machen,) allzusehr erniedrigt werden, war nicht geringer als sie zu Venedig selbst seyn konnte. Denn mittelmäßige Fürsten handeln öfters bey wichtigen Unternehmungen mehr wider als nach ihren Neigungen. Sie verbinden sich mit solchen denen sie übel wollen, gegen diejenigen deren Aufrechthaltnng ihre eigne Sicherheit befestnet, und welche sie nur schwächer als sich selbst wünschen. Der Papst mußte überdas die Republic Venedig, weil sie in Italien lag, als seine ächte Tochter, den Kayser aber, nebst den Königen von Frankreich und Spanien, als seine Stiefkinder ansehen; indem dieselben nichts anders wünschen konnten, als entweder ihre veralteten Rechte auf Italien gelten zu machen, oder eben dieses Land selbst in Fessel zu bringen, den Papst aber Gehorsam zu lehren; da er hingegen selbst nur der mächtigste zu seyn, und keinen

nem stärkern über sich zu geben wünschte. Das meiste kam also in diesem Kriege auf den König in Frankreich an. Dieser war der hizigste, sich an Venedig zu rächen. Er bot wider diesen Staat aller seiner Macht auf. Er bekriegte eine Republic, durch deren Beystand allein er seine Eroberungen in Italien in Sicherheit sezen konnte. Er vereinigte sich wider dieselbe mit seinen heimlichen Feinden, welche nichts höhers als seine Verjagung aus Italien wünschten. Er machte sich die Rechnung, einen Theil von dem Mayländischen durch diesen Krieg zu erhalten, welchen er doch selbst der Republic abgetretten hatte, als sie ihm zur Eroberung des Ganzen behülflich gewesen war. Dieser König dachte auf gewisse Weise zu edelmüthig, als daß er sich vorstellen wollte, es könnte sich der Krieg mit dem Verlust des ganzen Herzogthums Mayland von seiner Seite enden. Dieses mußte sich aber in der That zutragen, weil er die so seine Feinde waren, für seine Freunde; die hingegen, welche seine besten Freunde werden konnten, für Feinde hielt. Er sandte einen eignen Wapen-Herold an den Venetianischen Herzog ab. Er ließ demselben durch ihn den Krieg ankünden, falls er sich weigern sollte, ihm die Städte Cremona, Brescia, Bergamo, mit ihren Gebieten abzutretten. Auf den Abschlag dieser Foderung aber rükte ein wolgerüstetes Französisches Heer alsobald in das Gebiet der Republic ein.

Der Krieg selbst wurde von dem König in Frankreich auf den 15ten April angefangen. Seine Völker rükten zu gleicher Zeit an fünf Orten in das

Gebiet der Republic ein. Alles gieng dem König nach Wunsch. Brescia, Cremona, Pergama, und andere Orte mehr fielen in wenigen Tagen in seine Gewalt. Julius der II. rükte gleichfalls, nachdem er die Republic in den Bann gethan, und ihre Unterthanen von dem Eid der Treu ledig gesprochen hatte, mit einem ansehnlichen Heer, in welchem sich etlich tausend Eidsgenossen befanden, zu Felde. Die Republic, welche seit einigen Monaten das Ungewitter, so sich wider sie zusammen gezogen, vorher sah, hatte sich um ihnen zu widerstehen, so gut als ihr möglich war, gerüstet. Sie hatte ein Heer von mehr als 20000. Mann auf den Beinen, welches der Zahl nach wenig geringer war, als das Französische. Es bestund aus dem Kern der Italienischen und Griechischen Völker, welche die Oberherrschaft der Republic erkannten. Es hätte also diese Macht dem Lauf der Französischen Eroberungen wol Einhalt thun können. Doch es zeigten sich bey diesen mißlichen Umständen das Nachtheilige einer Republicanischen Regierungs-Verfassung in seiner vollkomnen Stärke: So wol der Senat als die Feldherren konnten sich in ihren Rathschlägen nicht vereinigen. Diejenigen, so nur Staats-Männer waren, begnügten sich nicht damit, von den Geschäften so viele Wissenschaft zu erhalten, als ihrer Würde deßwegen zukam. Sie vermeinten berechtigt zu seyn, den Feldherren genaue Vorschriften zu ertheilen, und sie also einzuschranken, daß ohne ihre Einwilligung kein wichtiger Schritt von ihnen könnte unternohmen werden. Bey diesen so unzeitigen Mißverständnissen konnte man sich nicht vergleichen, an welchem Ort man den von allen

Seiten

Seiten eindringenden Feinden den stärksten Widerstand entgegen sezen wollte. Die Verwirrung wurde durch die stündlich einlaufenden übeln Nachrichten noch mehr vergrössert. Man entschlosse sich endlich, doch nicht in der besten Ordnung, dem Französischen Heer, bey welchem sich der König in eigner Person befand, entgegen zu gehen, ohne daß die Nothwendigkeit von Seiten der Venetianer eine Schlacht unumgänglich erfodert hätte. Es kam bey Agnadel nahe an dem Fluß Adda zu einer Hauptschlacht. Die Venetianische Macht wurde nach einem überaus tapfern Widerstand auf das Haupt geschlagen. Einer der Feldherren, Dalviano wurde gefangen, und der Graf von Petigliano zog sich mit den Ueberbleibseln des geschlagenen Heers, von welchem 10000. Mann ihr Leben eingebüßt hatten, so gut er konnte, in Sicherheit.

Man findet in den Geschichten sehr wenige Beyspiele, daß eine Schlacht so entscheidend gewesen, und für den überwundenen Theil so viele traurige Folgen nach sich gezogen habe, als diese für die Republic Venedig so unglükliche Schlacht an der Adda. Das siegende Heer bemächtigte sich in Zeit von fünfzehen Tagen alles desjenigen, so dem König in Frankreich laut dem Bündniß zu Cambray war angewiesen worden, ja noch gar eines weit mehrern. Zu Venedig aber sah man nichts als die ausgelassensten Würkungen des Schrekens und der Unordnung. Man loff auf die erste Nachricht von der Niederlage mit erbärmlichem Geschrey der S. Marcus-Kirche zu. Die Edeln kamen zwar zusammen, um sich zu berathen, was man in so schweren Fäl-

len thun könnte, um das Vatterland vor einem gänzlichen Umsturz zu vergaumen? Nach langwierigem Bedenken aber übertraf die Verzweiflung allen Rath. Wo man sich immer hin wandte, sah man weder genugsame eigne Hilfe, noch erkleklichen Beystand von Bundsgenossen. Dieses leztern Hilfsmittels war man gänzlich, und ohne die mindeste Hofnung solches zu erhalten, beraubt. In Ansehung des erstern aber wußten sie über den Rest des geschlagenen Heers, welchem durch die erlittene Niederlage Muth und Vertrauen gänzlich benohmen war, nicht, woher sie neue Kriegs-Völker aufstellen könnten? Man hatte Ursache zu förchten, es möchten die Unterthanen auf dem festen Lande, um den Trübsalen des Kriegs desto leichter zu entgehen, zur Aenderung der Herrschaft geneigt seyn, oder wenigstens nicht den grösten Willen bezeugen, alle Gefahr und und Ungemach, ihrer alten Herrschaft zu lieb zu übernehmen. Ja man stellte sich in dieser Verzweiflung auch das allerschreklichste vor, einen Aufstand in der Hauptstadt selbst. Grosse Staaten sind in der Zeit des Unglüks einzelnen Personen gleich: So lang alles nach Wunsch von statten geht, ist man mit der Rechtschaffenheit seiner Handlungen, und der Gesezmäßigkeit seiner Besizungen überaus vergnügt; oder man hat vielmehr die Rechtschaffenheit seiner Handlungen, und die Gesezmäßigkeit seiner Besizungen niemals anders als parteyisch untersucht. In dem Unglük und der Verzweiflung aber wachet das im Wolstand betäubte Gewissen auf, (der Leser entschuldige diesen Ausdruk, weil ihn die Natur der Sachen zugiebt.) Man stellt sich alles Gesezwidrige seiner Unternehmungen, alle Unterdrükungen,

welche man wider die geringern Stände des Vaterlands von Zeit zu Zeit vorgenohmen, in einem Augenblik vor; = = man siehet nichts als greuliche, aber zugleich wol verdiente Folgen, die ihren Grund in dem vergangnen haben. = = Man will den Rath der Vernunft und der Klugheit nicht anhören, weil man ihn für eine allzuschwache Arzney, wider das äusserste Elend der Verzweiflung hält. = = Die Edeln in der Stadt erinnerten sich, daß sie die Geringern lange Zeit gedrängt, von Ehren, Würden und Einkünften ausgeschlossen, sich selbst aber alles was dem ersten Ursprung nach gemeinsam seyn sollte, allein zugewendet haben. Sie stellten sich also in ihrer Verzweiflung den Tag der Widergeltung vor. Es lag ihnen demnach eine zweyfache überaus wichtige Sorge ob: Die Erhaltung der Republic; und denn die Erhaltung ihrer persönlichen Herrschaft, Würde und Vermögens. Vielleicht war auch bey den meisten die Sorge für die Erhaltung des leztern weit angstvoller und stärker, als für des erstern. = = Es merkte aber der Senat bey allen diesen schrekhaften Vorstellungen gar wol, daß man sich der äussersten Noth und Verzweiflung mehr mit wirklichen Hilfsmitteln, als mit weibischen Klagen entgegen sezen müßte. Bisdahin hatte die Republic nur einen der wider sie verbundenen Feinde zu bestreiten gehabt. Sie mußte aber förchten, daß der Kayser ebenfalls seine Foderungen mit bewehrter Hand zurük nehmen würde. = = Sie entschlosse sich demnach, den Papst und den König von Spanien durch alle nur ersinnlichen Mittel von dem Bündniß abzuwenden. Man

brachte Geld zusammen. An diesem mächtigen Mittel konnte es zu Venedig so leicht nicht mangeln; und durch dasselbe sah man sich bald wiederum im Stande, eine neue Macht den vereinigten Feinden entgegen zu sezen.

Der Kayser ließ auch wirklich seine Völker wider die Republic anrüken. Der glükliche Fortgang der Französischen Waffen, besonders die Schlacht an der Adda, hatte ihm hierzu Muth gemacht. Die Kayserlichen Feldherren bemächtigten sich aller Städte und Festungen in Istrien und dem Friaul. Auch der Papst brachte in der Anconitanischen Mark, und in der Landschaft Romagna alles dasjenige unter sich, was seinem Vorgeben nach von der Republic dem Heil. Stule war entrissen worden. Das Schloß zu Ravenna allein blieb noch in ihrer Gewalt. Die Spanischen Völker sezten sich zu gleicher Zeit in den Besiz aller Seehäfen, in Apulien und Calabrien, welche der Republic verpfändet waren. Der Herzog von Ferrara, und der von Mantua, welche lange Zeit von Venedig waren gedrukt worden, unterstunden sich dieselbe zu bekriegen. Diese Fürsten thaten dieses kraft eines Artikels in dem Bündniß zu Cambray, nach welchem jeder Fürst und Staat, dem die Venetianer das seinige entwendet hatten, dasselbe wieder an sich nehmen konnte.

So viele Feinde, welche so unversehens von allen Seiten auf die Republic losstürmten, sezten sie in unaussprechliche Verlegenheit. Sie wußte nicht, ob, und welchem Feinde, und an welchem Ort man

man Widerstand thun, oder ob man alles, nur die Hauptstadt ausgenohmen, den Feinden preis geben wollte? Die Verzweiflung und der niedergeschlagene Muth gewann in diesen Rathsversammlungen so sehr die Oberhand, daß man sich zu diesem leztern schimpflichen Weg entschloß. Die kleinmüthige Republic entsagte selbst aller Herrschaft auf dem festen Lande, sie verließ alle Städte und Festungen, man erliesse sogar alle Unterthanen ihrer Eides-Pflichten. Man gebot den Befehlshabern zu Padua, Verona, Vicenz und andern Städten, welche in dem Bündniß dem Kayser zuerkannt waren, auszuziehen, und dieselben sich selbst zu überlassen. = = Dieser Fürst hatte also nichts weiter zu thun, als Besazungen in die offen stehenden Städte zu legen. Alle Kriegs-Völker, welche in den verlaßnen Festungen und Städten gelegen, zoge man in die Hauptstadt, weil man in diesen greulichen Verwirrungen, so wol von dem armen Pöbel in der Stadt, als von den vielen Fremden einen Aufstand täglich besorgen mußte. Man wollte sich nach dem Verlust der Herrschaft zu Lande, mit der Herrschaft zur See begnügen; welche auch der Stadt in den damaligen Zeiten so leicht nicht konnte entrissen werden. Antonius Justiniani, einer der grösten Männer der Stadt, wurde als Gesandter zu dem Kayser gesandt, um die Republic gänzlich seiner Gnade und Schuz zu ergeben. Die Rede, welche dieser Gesandte an den Kayser gehalten, ist so demüthig und niedrig, zugleich aber so kriechendschmeichlerisch, daß sie gleichsam den verzweifelten Zustand der Republic noch übertraf. Ich werde daraus den vornehmsten Innhalt anführen: Nach-

dem der Gesandte die ehemalige Macht und Herrlichkeit der Republic vorgestellt, daß sie jederzeit eine Vormauer der Christenheit wider den Türkischen Erbfeind gewesen, und demselben mit grossem Muth „ und Darstrekung alles ihres Vermögens widerstanden, so wurde sie auch, (sezte er hinzu) in „ diesem Krieg den Muth nicht gänzlich haben sinken lassen, wenn sie sich nur allein wider den „ König in Frankreich hätte vertheidigen sollen: „ Nachdem sie aber mit tiefstem Schreken vernohmen, daß Seine Kayserliche Majestät, Dero blosser Name allein schon furchtbar wäre, mit seinem unüberwindlichen Kriegs-Heer wider sie im „ Anzug sey, sey ihr der Muth so sehr entfallen, „ daß sie sich nicht allein nicht getraue zu siegen, „ sondern nicht einmal auf ihre Vertheidigung bedacht zu seyn. = = Sie lege derohalben die Waffen hin, und seze alle ihre Hofnung auf Ihrer „ Majestät unaussprechliche Gnade, oder vielmehr „ göttliche Frömmigkeit, und zweifle nicht, sie werden bey derselben den allerbesten Rath für ihre „ verfallenen Sachen finden. = = Sie bitten hoch „ und theuer, durch diesen demüthigen und unterthänigen Fußfall, im Namen des Herzogs, des „ Raths und des Volks von Venedig, Ihro Kayserliche Majestät wolle doch ihre verderbten Umstände mit gnädigsten Augen ansehen, und denselben in Gnaden rathen und helfen. = = = Sie „ wollen alle Friedens-Bedinge die Ihro Majestät ihnen auferlegen, willigst eingehen, und dieselben „ für recht ehrlich, der Billigkeit und Vernunft gemäß achten. = = Aber (sezte der Gesandte hinzu,) „ wir sind vielleichi würdig, daß wir uns selbst

eine

„ eine Strafe sezen: Es sollen wiederum an Euer
„ Majestät als den rechtmäßigsten und obersten
„ Herrn fallen, alle diejenigen Städte, welche unsere
„ Vorfahren dem Heiligen Römischen Reich, und
„ dem Erz-Herzogthum Oesterreich entzogen haben:
„ Und damit die Aufrichtigkeit unsrer Gesinnungen sich
„ desto unwiderruflicher bezeige, so wollen wir die-
„ sem Darbieten noch hinzufügen, alles was wir
„ auf dem festen Lande besizen, und alle Rechte
„ darzu übergeben, wie wir dieselben auch mögen
„ erlangt haben. Ueber das wollen wir jährlich Euer
„ Majestät und allen Euern Nachkommen in Ewig-
„ keit fünf hundert Pfund Gold zum Tribut erle-
„ gen, und allen Euern Geboten, Gesezen, Aus-
„ schreiben = = willig gehorchen. Beschüzet uns
„ nur vor dem Hochmuth derjenigen, zu denen wir
„ uns zuvor verbunden hatten, und die jezund un-
„ sere ärgsten Feinde sind; die nichts anders suchen,
„ als daß sie Venedig gar vertilgen wollen. = =
„ So wir nun durch diese höchste Gnade Euerer Kay-
„ serlichen Majestät unsere Erhaltung erlangen wer-
„ den, wollen wir Euer Majestät einen Vatter,
„ Stifter und Erhalter unserer Stadt nennen, und
„ unsern Kindern jederzeit das Angedenken davon
„ erneuern. = = Es wird neben andern nicht ein
„ geringer Lob seyn, daß Euer Majestät der erstes
„ sind, welchem die Stadt Venedig einen Fußfall
„ gethan, unter dessen Oberherrschaft sie sich bege-
„ ben, und welchen sie als einen Gott und Erret-
„ ter hält und ehret. = = Hätte der Allmächtige un-
„ sern Vorfahren den Sinn gegeben, daß sie an-
„ dere ihr Gut in Ruhe genieſſen lassen, so stünde
„ nun unsere Stadt in hohen Ehren, und würde

„ alle andern freyen Städte in Europa weit über-
„ treffen; jezt aber muß sie äusserst gedemüthiget,
„ und in den erbarmenswürdigsten Umständen seyn,
„ voller Schmach, Schande und Spott, da sie in
„ einem Augenblik allen vorigen Ruhm, und alle
„ erhaltenen Siege verlohren. = = Aber damit ich
„ wieder dahin komme, wo ich angefangen, so
„ stehet es, allergnädigster Kayser, in Euerer Ge-
„ walt, daß Höchstdieselben Euerer Stadt Vene-
„ dig verzeihen, und durch diese Gnade Euch einen
„ solchen Namen und Lob machen, als ihm nim-
„ mermehr keiner durch Siege erworben hat. Die-
„ ses Lob wird weder Zeit noch Alter aus dem
„ Gedächtniß der Menschen hinreissen, sondern man
„ wird zu allen Zeiten Euer Majestät als den al-
„ lergnädigsten, und mächtigsten Potentaten erken-
„ nen. Wir die Einwohner von Venedig, wol-
„ len unser Leben, unsere Erhaltung, und die Frey-
„ heit, Handel und Wandel treiben zu dörfen, al-
„ lein den unvergleichlichen Eigenschaften, der Gnade
„ und Dapferkeit Enerer Kayserlichen Majestät, so
„ lange wir bestehen, verdanken. = = =

So äusserst verzweifelt sah man zu Venedig die Umstände der Republic an. Durch diese äusserste Verzweiflung dahin gerissen, ließ man sich zu Schritten verleiten, welche nicht nur, wie hernach die Erfahrung gewiesen, sehr übereilet, sondern auch höchst schimpflich waren. Alle festen Pläze verlassen, die Unterthanen seiner Pflichten entlassen, = = einen sclavischen Fußfall vor einem Feinde thun; der, weil er gar keinen Widerstand fand, übermüthig und unbiegsam war, = = sich selbst beschuldigen,

daß

daß man durch Unrecht und Gewalt zu seinen Besitzungen gelangt, = = sich dem Sieger auf willkührliche Gnade hin ergeben, = = aus der Unabhänglichkeit sich in die Unterthänigkeit versezen, = = ein Glied des Teutschen Reichs werden, = = = sich zu einem schimpflichen Tribut verstehen, = = waren gewiß solche Uebereilungen, und so kleinmüthig-schimpfliche Handlungen, daß die Republic bald hernach Ursache fand, sie höchlich zu bereuen; denn was gewann sie mit allem diesem kleinmüthigen Betragen? Dieses: Daß sie ihre Feinde nur noch übermüthiger und härter machte. Man kan zwar mit Grund muthmassen, daß die Absicht der Republic bey der dem Kayser angetragenen gänzlichen Unterwerfung so gar lauter nicht gewesen sey. Ohne Zweifel hofte sie durch diese demüthigende Handlung den Kayser von dem Bündniß abzuziehen, und ihn mit Frankreich zu entzweyen, diese Entzweyung aber sich selbst nuzbar zu machen. Ihre Abgeneigtheit gegen den Kayser war weit geringer, als gegen den König in Frankreich. Sie erkannte und gestunde feyrlich durch ihren Gesandten, daß sie das Haus Oesterreich geschädiget, und demselben viele Städte und Festungen in Istrien, und dem Friaul ohne habende Rechte entzogen; ohne dasjenige zu rechnen, was sie dem Römischen Reich selbst, von dem Lombardischen Königreich vorenthalten hatte. = = Sie mußte deßnahen eingestehen, daß der Kayser sie mit Recht bekriege, und zu seinen Foderungen genugsame Befügnisse habe. Den Angrif des Königs in Frankreich hingegen sah sie ganz anders an. Sie hatte diesem König den Weg nach Italien geöfnet; = = ohne ihr Bündniß hätte er sich in den

Beß-

Besiz des Herzogthums Mayland nicht sezen können. = = Sie hatte denjenigen Theil des Herzogthums, welchen sie bey dem Anfang des Kriegs inne gehabt, mit des Königs guten Willen erhalten. = = Sie hätte sich auch in diesem Bündniß glüklich geschäzt, wenn der König die Städte, welche er ihr freywillig abgetretten, nicht wiederum zurük gefodert hätte. Weil demnach die Republic ohne ihre Schuld mit dem König zerfallen war, so hatte sie mindere Neigung, auch geringere Hofnung, wiederum mit ihm ausgesöhnet zu werden. Ins Gegentheil konnte sie mit Grund vermuthen, wenn sie den Kayser als Kayser und als Erzherzog von Oesterreich befriedigte, so würde ihn die Ehre, daß die Republic sich vorzüglicher an ihn, das Haupt aller Christlichen Potentaten, als an den König in Frankreich ergäbe, = = daß sie wiederum an das Römische Reich gebracht würde; = = daß sie demselben einen jährlichen wichtigen Tribut erlegen wolle, deßwegen er sich mit Recht Augustus, und Mehrer des Reichs betitteln könnte; solchergestalt schmeicheln, daß er mit ihr einen besondern Frieden schliessen, ja vielleicht gar, (weil er doch dem König in Frankreich nicht zum allerbesten trauete), ihr zu Wiedererlangung derjenigen Städte in Geheim behülflich seyn würde, deren sich der König über sie bemächtigt hatte. = = Es ist auch ganz wahrscheinlich, der Kayser hätte diese Anerbietungen der Republic willig angenohmen, wenn er es einseitig hätte thun können. = Allein er war des Beystands des Königs an Geld, Geschüz, und Volk unumgänglich benöthigt. Derselbe gab mit seinen Waffen dem Bündniß den vornehmsten Nachdruk. Es wollte also nicht

ange=

angehen, daß der Kayser dem König in Frankreich von dieser Seite allein alle Last des Kriegs überlassen hätte. = = Aus diesen Gründen verwarf er die ihm von dem Venetianischen Rath und Volk angebottene Unterwerfung mit Uebermuth, und mit dem Stolz eines Siegers.

Zu gleicher Zeit, als die Republic sich an den Kayser ergeben wollte, trat sie ohne fernern Widerstand alle Seepläze in dem Königreich Neapolis, an den König in Spanien aus Noth ab. Dieser König war von allen Bundsgenossen der einige, welcher ohne Unkösten zu wagen, nur durch den Französischen Sieg allein, sich dasjenige zuhalten könnte, was er als das seinige wider die Republic in Ansprach nahm. = = So bald ihm auch solches überlassen worden, ließ er seine Völker nicht weiter wider die Republic handeln. Er konnte ins Gegentheil nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, daß dieselbe, besonders von dem König in Frankreich, auf das äusserste getrieben würde, weil ihm dessen anwachsende Macht je mehr und mehr verdächtig werden mußte. An den Papst wurde ebenfalls ein bevollmächtigter Gesandter abgeordnet, daß er demselben alles was er an die Republic verlangte, abtretten sollte. Die Citadelle von Ravenna war aber noch der einige feste Plaz, dessen sich die Päpstlichen Völker noch nicht hatten bemächtigen können, und welcher durch diese Uebergabe in des Papsts Gewalt fiele. Denn in Venedig hielt man für rathsam, alles was man zu beschüzen zu schwach war, zu verlassen und abzutretten, und durch diese freywillige oder gezwungene Abtrettung, sich bey

einem

einem Theil der Feinde noch ein Verdienst zu machen. Der Papst aber wollte diese gezwungene Abtrettung gar nicht als ein Verdienst ansehen: Denn da ihn der Venetianische Gesandte und die Cardinäle dieser Nation baten, Seine Heiligkeit möchte nun die Republic des Kirchenbanns entlassen, weil sie Seiner Heiligkeit in vier und zwanzig Tagen nach derselben Befehl die Städte wieder zurük gegeben; war die Antwort: „ die Republic hätte dem Gebott Seiner Heiligkeit nicht in allen „ Theilen gehorchet, denn sie hätte ihm noch Artikel vorgeschrieben. [Sie wollte nemlich die Besazung und das Geschüz zu Ravenna, vor der Uebergabe heraus ziehen.] Sie wäre nicht allein schuldig, die Städte selbst zurük zu geben, sondern „ auch alle Nuzung, so sie daraus gezogen; wie „ auch alle Geistlichen- und Kirchen-Güter, welche „ sie in dem Gebiet der Hauptstadt an sich gebracht.“ Solch einen überaus genauen Gehorsam glaubte dazumal der Papst, von einer sich demüthigenden und reuenden Tochter zu fodern, sich berechtigt!

Doch der Papst, der nunmehr seine Absichten erreicht, welche zu erhalten er dieses fürchterliche Bündniß gestifftet hatte, war von dieser Zeit an auf Mittel bedacht, wie er die Venetianer von einem gänzlichen Untergang retten könnte. Der glükliche Fortgang der Kayserlichen und Französischen Waffen erwekte bey ihm mehr Besorgniß, als er sich vermerken zu lassen getrauete. Er wollte Venedig nur gedemüthiget, nicht aber gänzlich entkräftet haben. Es war ihm ganz ungelegen, wenn auf den Umsturz derselben sich neue Machten in Italien erheben

heben sollten, welchen zu widerstehen er allzuschwach war, und von denen er Gesezе hätte annehmen müssen. In solche mißliche Umstände verwikeln sich mittelmäßige Fürsten gar leicht, wenn sie aus Eifersucht gegen andere, denselben solche mächtige Waffen zuziehen, welche endlich ihnen selbst den Umsturz, oder die Sclaverey drohen. Der Herzog Ludwig von Mayland hatte sich vor wenigen Jahren, als er die Franzosen unter Carl dem VIII. in Italien lokte, in gleichen Umständen gefunden. Die gleiche Macht, welche ihn retten und befestnen sollte, wurde die Quelle seines eignen Verderbens. Julius der II. fand genugsame Ursachen, noch ehe dieser Krieg zu Ende gieng, es zu bereuen, daß er die Französische Nation wider einen Italiänischen Staat zum Krieg aufgehezet hatte. = = Weil er aber, so viel in seinen Kräften stunde, dem gänzlichen Verderben der Republic vorbauen wollte, so nahm er das demüthige Schreiben des Senats an. Er hätte auch dieselben wiederum in die Gemeinschaft der Kirche, und der Gläubigen aus diesem Vorwand aufgenohmen: Daß die Stadthalter JEsu Christi nicht in Gewohnheit hätten, denjenigen mit Härte zu begegnen, welchen ihre Sünden leid wären, = = welche um Gnade und Verzeihung flehen, und sich allen Befehlen derselben gehorsam unterwerfen, = = wenn ihm nicht die Gesandten der übrigen wider die Republic verbundenen Machten widerstanden, und vorgewendt hätten, „ ihr gemeines Bündniß „ vermöchte, es sollte der Papst nicht eher aufhö„ ren, die Republic mit geist- und weltlichen Waffen „ zu verfolgen, bis alle Theile von dem gemeinen „ Feinde für alle ihre Anfoderungen vollkommen

befrie-

„ befriediget wären : Nun aber wäre der Kayser
„ noch nicht zu gänzlicher Erreichung seiner Absich-
„ ten gelanget. “

Es war aber dieser Stral von Hofnung, daß das Bündniß könnte getrennet werden, für die Republic in ihren damaligen kläglichen Umständen, ein würklicher Trost. Von dieser Zeit an fieng sie an, sich mit einer Großmuth und Standhaftigkeit ihrer Angelegenheiten anzunehmen, welche die Verzagtheit und Verzweiflung noch übertraf, mit welcher sie nach der Schlacht an der Adda die Hand von allem abgezogen hatte.

Der Kayser, der lieber ein Zerstöhrer der Republic, als ein Beschüzer derselben seyn wollte, sezte inzwischen seine Eroberungen bis gegen die Hauptstadt fort. Verona, Vincenza, Padua, und andere wichtige Städte mehr, wurden von seinen Völkern ohne den geringsten Widerstand eingenohmen. Die Einwohner von Trevigo besassen allein so viele Standhaftigkeit, daß sie unter sich selbst beschlossen, sich von ihren alten Herren nicht trennen zu lassen. Sie widersezten sich den Kayserlichen Völkern, welche allzuschwach waren, diese wichtige und nur zwey Meilen von Venedig entfernte Stadt mit Gewalt zu erobern. Auf gleiche Weise hätten auch die andern grossen Städte können erhalten werden, wenn die Republic in ihrer äussersten Verlegenheit denselben nicht ausdrüklich gebotten hätte, sich zu ergeben. Der Kayser verließ sich einig auf den Sieg des Königs in Frankreich, und auf das Schreken seines Namens, wodurch er verhofte Venedig

selbst

selbst unter seine Gewalt zu bringen. Diese Mittel aber können höchstens nur in dem ersten Schreken und Verwirrung für eine kurze Zeit dienlich seyn. Hat man sich aber von seiner Betäubung wiederum erholet; oder hat der Feind seine in den Schlachten erhaltene Vortheile sich nicht durch Eilfertigkeit wol zu Nuze gemacht, so werden denn dieselben Mittel überaus kraftlos, und verliehren von Tage zu Tage von ihrer ersten Wirkung. Hingegen unterließ der Kayser ein weit kräftigers Mittel, welches seine Eroberungen hätte vergrössern, und ihm dieselben versichern können, nemlich eine zahlreiche, und richtig besoldete Armee zu unterhalten. Die Unterlassung desselben aber war das wichtigste Rettungs-Mittel der Republic. Ueberdas verliesse sich der Kayser auf das Französische Geld, durch welches seine Völker sollten bezahlt werden. Wenn aber der König eine Summe an die Kayserlichen Gesandten ausgezahlt hatte, so foderten sie sogleich wiederum eine neue. Da nun dieses mit des Königs Sparsamkeit nicht übereinstimmte, so gabe solches zu der erfolgten Kaltsinnigkeit die erste Veranlassung. Diese wurde bald darauf durch eine zweyte Veranlassung noch mehr vergrössert. Beyde Bundsgenossen, der Kayser und der König Ludwig, hielten für dienlich, sich wegen der Fortsezung des Kriegs persönlich mit einander zu unterreden. Die Stadt Garda, welche auf den Gränzen beyderseitiger Herrschaften lag, wurde zu dem Ort der Zusammenkunft bestimmt: Der König langte zwar auf verabredete Zeit, mit dem grösten Theil seiner Völker zu Garda an; der Kayser hingegen entausserte sich bey der verabredeten Zusammenkunft zu erscheinen, unter

dem Vorwand, es hätte sich in dem Friaul etwas neues zugetragen, welches seine Gegenwart daselbst unumgänglich erfoderte. Dieses machte den König nicht wenig auf den Kayser unwillig. Die erste Frucht dieses Unwillens war, daß der König einen Theil seiner Völker aus dem Gebiet der Republic zurük nahm, und nach Mayland abgehen ließ; wodurch denn die Kayserlichen Absichten sehr gehemmet wurden.

Die Venetianer, die nunmehr ihrer alten Standhaftigkeit gemäß zu handeln anfiengen, machten sich das Mißverständniß der Feinde, und die Schwäche der Kayserlichen Besazungen in den eingenohmenen Städten bestens zu Nuz. Die Einwohner dieser Stadte hatten gar nicht alle Liebe gegen ihre vorige Herrschaft verlohren, ob sie gleich von derselben ihrem eignen Schiksal waren überlassen worden. Es wurde der Republic gar leicht gemacht, ein heimliches Verständniß in denselben zu unterhalten. So bald auch ihre aus Dalmatien an sich gezogene Völker vor Padua, Vincenz und andern Städten sich sehen liessen, machten die Bürger wider die schwache Besazung einen Aufstand, und zwangen sie, die Städte zu übergeben. Dieser glükliche Anfang erwekte zu Venedig einen neuen Muth. Die Freude war auch daselbst wegen Wiedereroberung der Stadt Padua so groß, daß man zum Angedenken derselben ein jährliches Freuden- und Dank-Fest bestimmte. Freylich war die Eroberung dieser Stadt von der äussersten Wichtigkeit. Sie war den damaligen Zeiten nach eine starke Festung, und weil sie nur zwey Teutsche Meilen von der Hauptstadt

entfernt

entfernt war, gleich so wie Trevigo, so wurde sie durch ihre Lage die stärkste Vormauer derselben, und gab der Stadt eine neue Sicherheit.

Der König in Frankreich hatte um diese Zeit Italien verlassen, und war in sein Königreich zurük gereiset. Er vernahm daselbst den Abfall der Städte Padua und Vincenz. Er wußte aber selbst nicht recht, ob er sich über diesen Umstand mehr freuen oder betrüben sollte? Er wollte den Kayser in Italien nicht mächtig haben, weil alsdenn seine Italiänischen Staaten, auf welche der Kayser als oberster Lehensherr jederzeit einen Anspruch machen konnte, in Gefahr gestanden wären. Er wünschte vielmehr, denselben von sich abhänglich zu sehen. Da er vermeinte, daß seine neuen Eroberungen genugsam gesichert seyen, so wäre ihm nicht zuwider gewesen, wenn der Kayser und die Republic durch Fortsezung des Kriegs ihre Völker solcher Gestalt geschwächet hätten, daß er nach seinem Willen über beyde den Meister hätte spielen können. In dieser Absicht schluge er dem Kayser die Belagerung der Stadt Padua vor, welche von dem Rath zu Venedig neuerdingen stark befestiget, mit einer zahlreichen Besazung aus dem vornehmsten Adel, und mit allen erforderlichen Nothwendigkeiten ausgerüstet war. Ja er unterstüzte ihn mit Geld und Kriegsvölkern; jedoch so, daß dieselben zur Wiedereinnahm der Stadt nicht zulänglich waren. Der Kayser mußte auch die Belagerung mit grossem Verlust, nachdem er seine vornehmste Macht drey Wochen lang vergeblich angewendet hatte, aufheben; wodurch denn der Krieg nach dem Wunsch des Königs in die Länge gezogen wurde. Durch

Aufhebung der Belagerung wurde nicht nur Venedig selbst, so lange noch der Krieg dauerte, in vollkommene Sicherheit gesezt; sondern es ereigneten sich auch bald darauf solche Veränderungen, welche die Bundsgenossen von einander trennten, der Republic gewunnene Sache gaben, den König in Frankreich aber seines Herzogthums Mayland, welches ihm doch so sehr am Herzen lag, und zu dessen Erhaltung er sich in diesem Krieg verwikelte, gänzlich beraubten.

Der Papst war entschlossen sich mit der Republic auszusöhnen, und vermittelst derselben den König in Frankreich selbst, aus Italien zu vertreiben; den Herzog von Ferrara aber seines Landes zu entsezen. Er wollte sein Stammhaus Rovera zu fürstlicher Macht erheben. Die Anverwandten der Päpste in diesem Jahrhundert sollten Ursache haben, sich zu erinnern, daß einer aus ihrem Hause die Statthalterschaft Christi auf Erden bekleidet habe. Von dem erstern wurde er bisdahin nur noch durch den Widerstand der vereinigten Bundsgenossen abgehalten. In dem folgenden 1510ten Jahr aber, sezte er alle Betrachtungen gegen dieselben hintan, entliesse die Republic des Kirchen-Banns, und machte mit ihr einen besondern Frieden, dessen vornehmste Bedingnisse waren: „ Es sollte den Päpstlichen „ Unterthanen erlaubt seyn, mit aller Freyheit das „ Adriatische Meer zu beschiffen, und zwar also, daß „ wenn sie auch anderer Volker Waaren auf ihren „ Schiffen führten, sie doch unangefochten, und „ keinen Zoll abstatten dörften. = = Der Streitig„ keiten zwischen dem Päpstlichen Stuhl und dem

„ Her-

„ Herzog von Ferrara, sollte die Republic sich gar
„ nicht mehr beladen; auch keinen Vice-Dominum
„ oder Stadthalter ferner in dieser Stadt halten. « «

Durch diesen Frieden, der in den damaligen Umständen ein grosser Vortheil für die Republic war, gewann sie so viel, daß, ob sie gleich alle Früchte einer vieljährigen Bemühung verlohre, sie dennoch das mächtige Bündniß so wieder sie angesponnen war, trennen konnte. Hätte sie sich ein Jahr vorher entschliessen können, dem Papst einen Theil seiner Städte zurük zu geben, und sich vor der Gefahr in die Zeiten zu schiken, so wäre gewiß das Bündniß zu Cambray niemals wider sie zu stande gekommen. Doch es ist auch dennzumal noch Klugheit, wenn man die begangenen Staatsfehler, so gut als es die Umstände zulassen, verbessert; und wenn man mit dem Verlust eines Theils das mehrere, und die Hauptsache zu erretten trachtet. Sie konnte nunmehr Hofnung haben, sich auch die andern Feinde ab dem Halse zu schaffen. Mit dem König in Spanien stunde sie durch Abtrettung der Seehäfen, in Apulien und Calabrien, auf gewisse Weise in Friede, obgleich derselbe durch einen besondern Vertrag noch nicht war bekräftiget worden. Es konnte auch dieser Potentat keine fernere Anfoderungen an die Republic machen; es war ihm vielmehr an ihrer Erhaltung nicht wenig gelegen. Aus dieser Ursache wollte er auch niemals in die von dem Kayser und dem König in Frankreich vorgeschlagene Belagerung der Stadt Venedig selbst, seine Einwilligung geben. Es vermochte zwar dieses je mehr und mehr überhand nehmende Mißverständ-

niß, daß sich der Kayser und der König in Frankreich, um der Sicherheit ihrer beyderseitigen Eroberungen wegen, neuerdingen mit einander verbanden. Der Papst aber ließ je mehr und mehr sichtbar werden, daß seine Anschläge, und geheimen Verbindungen wider Frankreich gerichtet seyen. Er suchte auf dem Reichstag zu Augspurg durch seinen Legaten, die Teutschen Fürsten zu bereden, daß sie vor allen andern Geschäften, mit Venedig Frieden machten. Weil aber dieses den Kayserlichen Absichten zuwider war, so mußte der Legat auf Befehl des Kayfers sich von dem Reichstag entfernen; wodurch aber die Erbitterung auch zwischen diesen beyden Bundsgenossen nur grösser wurde.

Die Venetianer wurden durch dieses Mißverständniß, und durch den geheimen Beystand des Papsts, (denn er hielte doch noch nicht für zuträglich, sich öffentlich für dieselben zu erklären,) so muthig, daß sie die Belagerung der wichtigen Stadt Verona unternahmen, welche aber zu ihrem Nachtheil von den Französischen Völkern noch zu rechter Zeit entsezet wurde. Vincenz, welches die von Venedig wieder unter sich gebracht hatten, mußte sich auf das neue an den Kayserlichen Feldherrn, den Fürsten von Anhalt, ergeben. Es war dieses zwar ein neuer Stoß für die Republic. Der Papst aber machte ihr Hofnung, sie mit dem Kayser, ungeachtet alles Widerstands des Königs in Frankreich, auszusohnen. Hätte sich dieselbe entschliessen können, Verona dem Kayser zu überlassen, so würde auch der Friede bald zu Stande gekommen seyn. Der Papst wandte alles an, um sie zu dieser Abtret-

tung

tung zu bereden, doch vergeblich; die Republic wollte den Hafen Triest und andere Städte in Istrien und dem Friaul, welche wirklich in des Kayſers Gewalt waren, dahin geben; anerbotte auch für Verona eine groſſe Summe Gelds: Die Unterhandlung aber wurde abgebrochen, weil der Kayſer, ob er gleich an Geld groſſen Mangel hatte, ſich doch nicht entſchlieſſen konnte, Verona zu miſſen.

Der König in Frankreich hatte durch ſeine Sparſamkeit, welche in einer friedlichen Republic eine lobenswürdige Eigenſchaft, in einem mächtigen und kriegeriſchen Staat aber zu einem ſchädlichen Fehler wird, die Eidsgenoſſen wider ſich aufgebracht. Die Könige Carl der VIII. und der damalige Ludwig der XII. hatten dem kriegeriſchen Betragen dieſes Volks vornemlich ihre Siege und Eroberungen in Italien zu danken. Die Eidsgenoſſen wußten dieſes gar wol, und erwarteten danahen von dem König eine Erhöhung ihres Solds, und der Jahrgelder, welche laut den Verträgen, den Ständen dieſer Republic bezahlet wurden. Der König weigerte ſich deſſen, theils aus unzeitiger Sparſamkeit, theils aus Stolz. Der Papſt aber wußte dieſes Mißverſtändniß zum Nachtheil des Königs, und zu Widerherſtellung der Republic Venedig klüglich anzuwenden. Er unterließ gar nichts, wodurch er die Eidsgenoſſen gänzlich von Frankreich abziehen, mit dem Heil. Stuhl, Spanien und Venedig aber zu einem genauen Bündniß bewegen möchte. Er wollte vornemlich die Tapferkeit dieſer ſtreitbaren Nation gebrauchen, um den König in Frankreich, vor welchem er ſich zu förchten anfieng, um das Mayländiſche Herzogthum

zu bringen. Er schmeichelte denselben auf alle nur ersinnliche Weise; = = er legte ihnen prächtige Titel bey, welche in diesen Zeiten auch dem stolzesten Ehrgeiz eine erwünschte Nahrung waren. Die Eidsgenossen erhielten die Benennung der Beschüzer der Freyheit der Kirche: Der Papst begab sich unter ihren Schuz. Er schikte verschiedene geistliche Personen aus, welche ab allen Canzeln wider den König in Frankreich predigen sollten. Jedermann hörte diese Kriegsprediger mit der grösten Begierd an, weil sie nach den damaligen Leidenschaften der Nation redeten, welche selbst von dem König persönlich war beleidiget worden, als ihren Läufern in dem Mayländischen ihre Briefschaften erbrochen, und zwey derselben ermordet worden. Es war gleich, als wenn man in der Eidsgenoßschaft die alten Creuzzüge wider erneuern wollte. Es drängte sich jeder herzu, um wider Frankreich die Waffen zu ergreifen.

Gleichwie drey Jahre vorher die mächtigsten Potentaten von Europa ihre absonderlichen Streitigkeiten für eine Zeitlang hinlegten, um sich, zum Theil wider ihre Neigungen, wider die Republic Venedig zu verbinden; so geschah es nun auch dermal, daß die mächtigsten Völker mehr durch einen blinden Trieb ihrer Leidenschaften, als aber aus genugsamen Staatsgründen sich wider den König in Frankreich verbündeten. Und gleich wie der Papst der Anstifter des Bündnisses zu Cambray war, und alles anwendte, um dem Venetianischen Staat aller Orten Feinde zu erweken, so war er ebenfalls der Urheber des neuen Bunds wider Frankreich. Dazumal

zumal merkte dieser König, daß er sich wider Venedig mit seinen Feinden vereiniget. Neben dem Papst wurde die Republic Venedig, der König Ferdinand von Spanien, der schon so oft Ludwig den XII. hintergangen hatte; der König in Engelland Heinrich der VIII. und die Stände der Eidsgenossenschaft mit zu dem Bündniß gezogen. Ludwig der XII. aber und der Kayser Maximilian waren noch Freunde, und verbündeten sich frischerdingen wider den Papst. Es verblieben also diejenige Machten noch mit einander wider Venedig vereinigt, deren Staats-Absichten einander gänzlich zuwider waren, und welche um derselben willen einander so oft bekrieget hatten. Der König in Frankreich hielt es vor ein Glük, ein Lehentrager des Kayfers und des Römischen Reichs, wegen des Herzogthums Mayland zu seyn. Die Versicherungen des Kayfers, den König mit diesem Herzogthum zu belehnen, waren die vornehmste Ursache, daß derselbe sich mit dem Kayser wider Venedig erklärte; und eben diese Lehens-Ertheilung, oder vielmehr nur die Versicherung derselben, hielten ihn, nachdem das Bündniß zu Cambray getrennet war, an der Partey des Kayfers fest. Man kan sich mit Recht über diese neue Verbindung aufhalten; der Kayser war weder mächtig noch reich, noch standhaft in seinen Verbindungen; und als Kayser und Erbe des Hauses Burgund konnte er weder den Papst noch den König in Frankreich mächtig wünschen. Auf der andern Seite war eben so vieles widersprechendes: Der Papst, der um seine besondern Absichten zu erreichen, mit kaltem Blut ganz Italien in die äusserste Zerrüttung gebracht, und dieses Trauerspiel noch ein-

mal zu erneuern im Begrif stunde, war bey seinen Absichten im höchsten Grade wankelmüthig. So sehr er sich Mühe gab, um sich Bundsgenossen zu erwerben, eben so leichtsinnig konnte er dieselben wieder verlassen, wenn sich seine Leidenschaften änderten. Denn nur diese, und nicht Staats-Ursachen waren die Beweggründe seiner Verbindungen. Der König in Spanien war niemals ein Freund von Frankreich, er war aber auch kein Freund des Papsts. Von der Republic Venedig hatte er erhalten, was er immer mit Recht fodern konnte, um dessen willen wurde er aber noch kein aufrichtiger Freund dieser Republic. Mochte er gleich zugeben, daß Frankreich geschwächt würde, so wäre es ihm doch zuwider gewesen, wenn der Papst und Venedig dadurch mächtig worden wären. Seine Haupt-Absicht war, andern die Mühe zu lassen, sich selbst aber, durch ihm eigenthümliche Künste und Unterhandlungen allen Vortheil allein zuzuheben. Venedig hatte bey diesem neuen Bündniß zum Theil die Rache wider den König in Frankreich, zum Theil aber die Widererlangung seines Antheils an dem Herzogthum Mayland, zum Hauptgemerk. Die Eidsgenossen liessen sich durch persönliche Erbitterungen die sie von dem König erhalten, und weil sie ihr voriges Betragen bereueten, da sie in dem Dienst des Herzog Ludwigs von Mayland, wider ihre Landsleute, die in dem Französischen Heer dienten, nicht fechten wollten, in dieses Bündniß mit einflechten. Denn von dem Papst hatten sie wenig Vortheil zu hoffen, wol aber Verwirrungen in ihrem eignen Lande zu beförchten. Die Könige von Spanien und Engelland waren

ihnen

ihnen beynahe ganz unbekannt. Mit Venedig aber verband sie eine gemeinsame Absicht, lieber einen besondern Herzog in Mayland, als aber den König in Frankreich zum Nachbar zu haben.

Dieses Bündniß, welches man den Heiligen Bund nennte, aus dem Vorwand, weil durch dasselbe die Rechte der Kirche sollten beschüzt werden, welche doch von keiner Macht angetastet wurden, hatte zur Haupt-Absicht das Herzogthum Mayland zu erobern. „ Nach dem achten Artikel des-
„ selben, wurde der Papst berechtiget, diejenige
„ Städte des Herzogthums, welche ehedem der
„ Republic Venedig angehört hatten, nach seinem
„ Gefallen einem der Bundsgenossen, welchem er
„ wollte, zuzukennen; Er mußte sich aber durch ei-
„ nen geheimen Artikel anheischig machen, solche
„ den Venetianern zu übergeben. „ “ Dem Kayser, dessen man noch nicht versichert war, wurde eine gewisse Zeit bestimmt, vor deren Verlauf er sich erklären sollte, ob er in dem Heiligen Bündniß, wider den König in Frankreich seinen Bundsgenossen, mit begriffen seyn wollte, oder nicht? Es währete auch nicht mehr lange Zeit, bis der Kayser sich von dem König Ludwig trennete.

Die Republic Venedig konnte es vornemlich diesem neuen Bündniß zuschreiben, daß sie wiederum zu ihren verlornen Städten in der Lombardey und dem Herzogthum Mayland gelangte. Denn als die Eidsgenossen sich in dem Jahr 1512. des ganzen Herzogthums bemächtigten, so fielen auch diejenigen Städte, welche die Franzosen über die Republic

public gewonnen hatten, in derselben Gewalt. Weil aber die Absicht der Eidsgenossen nicht dahin gienge, mehrere Eroberungen für sich selbst in Italien zu machen, als sie zu einer Vormauer ihrer eignen Lande von dieser Seite unumgänglich nothwendig fanden; so liessen sie es mit gutem Willen geschehen, daß den Venetianern ihre verlornen Städte, durch den Cardinal von Sitten wieder zugestellt wurden. Nunmehr hatten sich dieselben aller Städte, welche sie vor dem Bündniß zu Cambray in der Lombardey besessen, wider bemächtiget; Verona und Trevigo ausgenohmen, welche allein noch in des Kayfers Gewalt geblieben waren. Wenige Jahre nachher 1517. wurden auch diese zwey Städte, nach dem sie vorher eine grosse Summe Gelds erlegt hatten, wiederum unter ihre vorige Herrschaft gebracht.

Also endigte sich das förchterliche Bündniß von Cambray wider die Republic Venedig, mit dem Verlust des Herzogthums Mayland auf Seiten König Ludwigs des XII. Nach den Urtheilen der Menschen sollte dieser Staat durch dasselbe gänzlich über den Haufen geworfen werden. Die Vorsehung bestimmte aber etwas anders. Man kan verschiedene Umstände bemerken, welche alle, obgleich die einen in mehrerm die andern in geringerm Grade, zu der Erretung der Republic beygetragen haben. Eine der vornehmsten ist unstreitig diese: Daß der Türkische Kayser an dem Bündniß zu Cambray keinen Antheil genohmen hat. Ob es gleich in diesen Zeiten für eine Fluch-würdige That gehalten wurde, wenn sich eine Christliche Macht mit den Türken zur Unterdrükung einer andern vereinigt hätte;

hätte; so wird man doch leicht eingestehen, daß die Verbitterung bey dem Papst, und dem König in Frankreich wider die Republic stark genug gewesen, um auch zu diesem verabscheuten Bundsgenossen Zuflucht zu nehmen. Der allzu grosse Haß aber dieser beyden Fürsten, hatte das Bündniß zu Cambray so eilfertig zu Stande gebracht, daß man nicht Zeit genug hatte, auch diese fürchterliche Macht, welche dazumal ihren höchsten Gipfel erreichet hatte, wider die Republic zu verhezen. Man machte zwar in dem Lauf des Kriegs Anschläge, um den Kayser zu Constantinopel zu bewegen, Venedig zu bekriegen: Denn als der Herzog von Mantua, der in dem Französischen Heer wider die Republic diente, von derselben in einem Gefechte war gefangen worden, so trachtete man durch Vermittlung des Kayfers Selim des 11ten, bey welchem der Herzog in besonderer Hochachtung stunde, seine Erledigung zu erhalten. Der Großvezier begehrte an den Venetianischen Consul zu Constantinopel, er sollte ihm versprechen, daß der Herzog von seiner Republic die Freyheit wieder erhalten sollte; da aber dieses zu versprechen ausser seiner Gewalt war, bedrohete er den Consul und die Republic mit aller Macht des Kayfers. So bald man zu Venedig von diesen Drohungen Nachricht erhielte, machte man sich kein Bedenken, um diesen Preis die Türkischen Waffen von sich abzulehnen. Denn mit einer mittelmäßigen Armee und Flotte hätten die Türken in weniger Zeit sich aller Landschaften und Inseln, welche den Venetianern in der Levante zustunden, bemächtiget, in dem sie aller Orten aus den Festungen den grösten Theil ihrer Besazungen und Schiffe nach der

Haupt-

Hauptstadt gezogen hatten. Man muß aber von den Türken zugeben, daß sie selten die mit ihnen angrenzenden Christlichen Machten dannzumal mit Krieg überziehen, wenn dieselben schon mit andern Machten im Kriege verwikelt sind. Niemals haben die Türken, wenn das Haus Oesterreich mit der Crone Frankreich in die hartnäkigsten und langwierigsten Kriege verwikelt war, an denselben zum Nachtheil des erstern Theil genohmen, ob es gleich zum öftern derselben anscheinender Vortheil erheischt hätte, keine müßigen Zuschauer dieser Kriege zu seyn. Sie unternahmen vielmehr ihre Kriege wider dieses mächtige Haus nur dennzumal, wenn es von allen Seiten her Frieden hatte. Die zwey Kriege, welche die Türken in diesem Jahrhundert mit den Kayfern aus dem Haus Oesterreich nach geendetem Spanischen und Polnischen Succeßious-Krieg in den Jahren 1716. und 1737. geführt, können für andere zum Beyspiel dienen. Ob sie diese bey den Krieg führenden Europäischen Machten so sehr erwünschte Gelegenheit, eine angrenzende Macht zu bekriegen, wenn sie schon mit andern in Krieg verwikelt ist, darum unterlassen, weil sie ihren eignen Vortheil nicht kennen? oder ob sie sich mächtig genug achten, ihre Feinde allein, ohne Verbindung mit andern zu besiegen? oder ob man zu Constantinopel gewissenhafter sey als zu W. * * will ich andern zu entscheiden überlassen.

Eine andere Ursache, welche zur Erhaltung der Republic gedienet, war, daß der König in Frankreich seinen grossen Sieg an der Adda nicht schnell genug verfolgte, noch daß die Spanische Flotte,

welche

welche in dem Meer-Busen creuzete, sich vor der Hauptstadt sehen liesse. Wenn immer ein Zeitpunct gewesen ist, in welchem diese so lang geblühete Republic hätte können zernichtet werden, so ist es gewiß unmittelbar nach dieser auf ihrer Seite so unglüklichen Schlacht gewesen. Bestürzung, Muthlosigkeit, Verzweiflung, und alle förchterlichen Leidenschaften, welche freye Staaten zu den Zeiten eines grossen Unfalls zu überfallen pflegen, waren bey dem Senat so groß, daß er eine Zeitlang nicht die allermindeste Wahrscheinlichkeit mehr vor sich sah, den Staat zu erhalten. Weil aber der König in Frankreich, der eher siegen, und Eroberungen zu machen, als den Sieg zu nuzen, und das Eroberte zu erhalten wußte, diese für ihn unschäzbaren Augenblike durch sein Zaudern entfliehen ließ; besonders da seine Erstaunung über die Folgen seines Siegs, ob er auf die Hauptstadt einen Versuch thun, oder ob er dieses unterlassen sollte? so groß war, daß er keinen festen Entschluß fassen konnte; so war auch nach wenigen Stunden die Gelegenheit unwiderbringlich verlohren, welche, wenn sie von Ludwig dem XII. klüglich wäre festgehalten worden Venedig unterthan würde gemacht haben; da er sie aber entwischen ließ, diese Stadt frey und unabhänglich erhalten hat.

Es war aber auch das Mißtrauen, und die heimliche Eifersucht zwischen den Bundsgenossen, ein wichtiger Umstand, welcher die Republic retten half. Der Papst und der König in Spanien, sahen mit nicht geringem Unwillen an, daß der Kayser und der König in Frankreich ihre Eroberungen allzuweit

treiben

treiben wollten. Der Papst wollte diese beyden Fürsten nur als seine Werkzeuge gebrauchen, um die ihm entrissenen Städte und Landschaften wieder an sich zu bringen. Diese Werkzeuge aber waren für ihn allzuscharf, als daß er sie nach seinem Willen hätte regieren können. Sie als die mächtigern wollten vielmehr den Papst, als den schwächern, nach ihrem Willen stimmen. Doch der Papst verließ das Bündniß, er vereinigte sich mit Venedig, und entzweyete sich mit diesen beyden Machten. Der Kayser mißgönnte Ludwig dem XII. seine Eroberungen, der unter allen Bundsgenossen sich zuerst in den Besiz der Städte sezte, welche ihm die vorgenohmene Theilung der Venetianischen Lande anwieß. Der König hingegen unterstüzte den Kayser, welcher wegen Geld-Mangel nur wenige Völker hatte, auch sich der Zeit und Umstände nicht schleunig genug bediente, und ausser Stand war, daß er dasjenige, was ihm die Verzweiflung der Venetianer freywillig überliesse, behaupten konnte. Der König mochte wol zugeben, daß der Kayser sich der Landschaft Istrien und des Friauls bemächtigte: Sollte er aber ferner in der Lombardey festen Fuß gewinnen, so sah er sein Herzogthum Mayland alsdenn in Gefahr stehen. Er wusste wol, daß der Kayser ihm nicht mit gutem Willen die Belehnung darüber zu ertheilen verheissen hatte, sondern weil er sich dieser Formalitet, welche ihm doch keine Macht noch Sicherheit gab, gegen einen Bundsgenossen nicht wol weigern konnte; und weil es dem Kayser an Kräften mangelte, ihm solches mit Gewalt zu entreissen. = = Diese Eifersucht, welche der Republic nicht unbekannt seyn konnte, feuerte ihren nieder-

niedergeschlagenen Muth wiederum an. Sie zog aus Dalmatien und den Inseln, welche sie in Sicherheit glaubte, alle ihre Völker zusammen; die Hofnung, den grösten Theil des Verlornen wieder zu erhalten, vermehrte sich täglich. Man getraute sich, wegen der Feinde schlechten Einigkeit, nicht mehr Vertheidigungs- sondern selbst Angrifs-weise zu handeln: So groß hierbey die Hofnung war, so übertraf doch der glükliche Fortgang dieselbe noch weit mehr.

Die schwachen Besazungen, welche der Kayser in den eingenohmenen Städten hielte, war der Republic zu Widerherstellung ihrer Angelegenheiten ebenfalls überaus vortheilhaft. Venedig konnte Padua und Vincenz, die zwey wichtigsten Städte, der Gewalt des Kaysers, ohne starke Macht anzuwenden, wieder entziehen. Eben so mußte auch die von dem Kayser vergeblich vorgenohmene Belagerung von Padua, den Muth der Republic sehr erhöhen. Wäre diese Belagerung glüklich von statten gegangen, so hätte sich Venedig abermals an dem äussersten Rand des Verderbens gesehen. Dieses abzuwenden, wurde die Stadt auf das äusserste vertheidiget. Die Errettung derselben lag jedem Venetianer sehr am Herzen, denn aus jedem Hause wurde eine Person zur Vertheidigung derselben in die Besazung geordnet. Ob Venedig durch diesen Anschlag die Republic Bern nachahmen wollen, als dieselbe ehemals in ihrer grösten Gefahr, um die Stadt Laupen zu erhalten, die gleiche Anordnung gemacht hatte? Oder ob sie von selbst auf dieses äusserste Vertheidigungs-Mittel gefallen? steht

dahin. Dieses ist gewiß, daß beyde Republiquen hiedurch das Verderben von ihren Hauptstätten abwendeten.

Das Bündniß selbst, so groß auch die Macht der Verbündeten war, verursachte mehr Schreken, als daß es wirklichen Schaden that. Das feste Land der Republic wurde von der Macht der Bundsgegenossen, gleich als von einem reissenden Strom überschwemmet, der Staat selbst aber in höchste Bestürzung gebracht. Die Gewalt dieses Stroms aber wurde auch in kurzer Zeit gebrochen, und bey nahe unschädlich gemacht. Man hat ein gleiches Beyspiel, mit beynahe gleicher Wirkung, in einem sehr ähnlichen Umstand nur vor wenig Jahren sich wiederholen gesehen. Wahr ist es, daß wenn der Krieg von den vereinigten Machten wider Venedig so viele Jahre als Monate wäre fortgesezt worden, die Republic nach allem Anschein gänzlich hätte untenliegen müssen. Die vorigen Zeiten weisen dem nachdenkenden Leser wunderbare Begebenheiten auf: Die allerneusten aber thun eben dieses mit noch mehrerm Recht. Schon sechs Jahre waltet wieder eine einige Macht das allerförchterlichste Bündniß; das einige seines gleichen aus den alten und neuern Geschichten. Diese einige Macht steht, von einer höhern Hand unterstüzt, bis auf jezt unüberwindlich fest. Die wider sie verbundenen Machten stehen nach Verlauf sechs blutiger Jahre nunmehr noch eben daselbst, wo sie bey dem Ausbruch des Kriegs gestanden. Es gewann zwar in dem leztern dieser sechs Jahre einen starken Anschein, daß dieser heldenmüthige Fürst

endlich

endlich der überwiegenden Macht seiner Feinde weichen müsse. Verschiedene seiner Vestungen giengen verlohren. Seine Länder wurden durch vielfältige blutige Schlachten erödet. Ein Theil derselben, welche die harten Bedrükungen der Feinde empfanden, sahen mehr Wüsteneyen als wolbevölkerten Städten und Dorfschaften gleich. Seine Feinde stimmeten schon Siegeslieder an, sie theilten sich in seine Staaten, und sprachen das Endurtheil über ihn und seine Völker! Doch die über ihn so herrlich wachende Vorsehung trate wider aller Menschen Vermuthen ins Mittel, zu einer Zeit, da auch die Scharfsichtigsten fürchteten, daß sein an Rettungs-Mitteln sonst unerschöpflicher Geist nunmehr dem hartnäkigen Vorsaz der wider ihn verbündeten Machten nachzugeben gezwungen sey. Die Vorsehung foderte eine Monarchin, welche sich als seine unversöhnlichste Feindin erwiesen hatte, von dieser Welt ab. Ihr Thronfolger wird ein eben so feuriger Freund des bedrängten Helden, als die verstorbne Fürstin seine bittere Feindin gewesen war. (*)

(*) Es wurde dieses im Junius des 1762sten Jahres geschrieben, folglich früher als die nachher erfolgte Detbronisation in dem Rußischen Reiche zu Stande kam. So wichtig nun diese Thron-Veränderung ist, so hat es doch bis dahin noch keinen Anschein, daß dadurch dem wahren Nordischen Helden neue Gefahren zuwachsen sollten. Es gewinnet vielmehr das Ansehen, als wenn die Vorsehung den wahren Vortheil des Rußischen Reichs, mit der Erhaltung und guten Nachbarschaft des grossen Helden fest vereinigen wolle.

Das mächtige Bündniß wird durch diese so unvermuthete Veränderung, welche der oberste Weltregent veranstaltet, getrennet. Nunmehr darf man mit Zuversicht hoffen, es werde das Ende dieses ausserordentlichen und blutigen Kriegs, für den grossen Fürsten, welcher die Bewunderung seiner eignen Unterthanen, seiner Freunde, und selbst seiner Feinde, so sehr verdienet, eben so glüklich seyn, als es zulezt der bisher beschriebene für die Republic Venedig war. Um den Unglauben zu beschönen, hat man sich schon längst über den Mangel der Wunderwerke in der der Gnade und in der Natur beklagt. Sollten wol die folgenden Zeiten sich auch noch über diesen Mangel mit Recht beschwehren können, da solche so augenscheinlich sichtbar sich den gegenwertigen offenbaren? Ich sehe nur eine einige Ausflucht vor; wenn man nemlich die Wunder der gegenwertigen, in den spätern Tagen als unmöglich und unwahrscheinlich gänzlich läugnen will.

Auch die Ruhe und Eintracht, welche in der Hauptstadt während den Unruhen von aussen herrschte, gab der Republic Zeit, ihre Aufmerksamkeit auf die Verbesserung ihrer Angelegenheiten zu wenden. Zu allen diesen vortheilhaften Umständen kam noch der neue Heilige Bund, in welchem die Republic eine Hauptpartey vorstellte. Der glükliche und schnelle Lauf der Eidgenößischen Eroberungen in dem Herzogthum Mayland, erwarb ihr die Städte Brescia, Cremona, Bergamo wiederum. Ohne dieses Bündniß, und ohne die Eidgenößischen Waffen hätte

die

die Republic noch viele Zeit und Geld anwenden müssen, um sich den Besiz dieser Städte zu verschaffen.

Es ist zwar ganz gewiß, daß die Republic durch das Bündniß von Cambray nicht wenig geschwächt worden; daß sie ihre Absicht, sich die Herrschaft über Italien zu erwerben, erstiken, = = = und die Italiänischen Staaten von dieser Zeit an nicht mehr beunruhigen dorfte. Es ist aber nicht zu läugnen, daß ihre Herrschaft in Italien von eben dieser Zeit an, weit mehr ist befestnet worden, als sie vorher gewesen war; und daß sie sich durch diese Einschränkungen, welche die Bundsgenossen von Cambray, und sie selbst, sich sezten, ihr alle nur zuerwünschende Sicherheit für das Künftige verschaffet haben. Denn nur eine grosse und angreiffende Macht ist dem Neid und Mißgunst ausgesezt; da hingegen eine mittelmäßige, welche nur auf ihre Selbst-Vertheidigung bedacht ist, den Neid und die Mißgunst gänzlich entkräftet. Es werden aber vielleicht einige Leser gedenken, daß die Erfahrung der neuesten Zeiten, eine nicht geringe Ausnahm von dieser sonst beynahe allgemeinen Bemerkung mache.

Das Bündniß zu Cambray endigte sich wie viele andere Bündnisse von dieser Art: Diejenige Macht, welche bey demselben das allermeiste zu gewinnen hofte, hatte den allergrösten Nachtheil. Der König in Frankreich mußte ein Spiel der Unbeständigkeit seiner Bundsgenossen werden. Er konnte nicht nur nichts von denen Venetianischen Landen behaupten, er mußte noch darzu sein Herzogthum Mayland als

ein Opfer dahin geben. Die Grundsäze, nach welchen die Fürsten gar oft ihre Handlungen einrichten, haben nichts wenigers als einen dauerhaften Grund: Sie hängen von ihren Leidenschaften, und gar selten von dem wahren Wol ihrer Staaten ab. Sie sind deßnahen sich selbst widersprechend, weil der Grund derselben, unsere Leidenschaften, sich immerdar widersprechen. Die Hand des Höchsten bedienet sich derselben, um die Menschen zu überzeugen, daß sie die Herzen der Fürsten in ihrer Gewalt habe, und daß es mehr bey ihr als bey den irrdischen Fürsten stehe, die Völker der Erde zu zernichten, = = zu schwächen, = = oder zu erhöhen. = = Denn auch hier hiesse es: Rathschlaget, dennoch soll euer Rath zu nichte werden: Schlaget an, dennoch soll es nicht bestehen. Julius der IIte dieser so unruhige Papst, der vornehmste Betreiber des Bündnisses wider Venedig, und hernach wider den König Ludwig, wurde von der Vorsehung im Jahr 1514. abgefodert. Aus kriegerischer Neigung, und wegen eigennüzigen Absichten, das Haus Roverra, welches ihm den Ursprung gegeben hatte, zu erhöhen, wurde das grosse Bündniß wider die Republic von ihm angezettelt. Er genosse zwar das grausamste Vergnügen Blut zu vergiessen, Städte zu belagern, zu erobern, Italien zu verwirren, Venedig an den Rand seines Untergangs zu treiben, sein Kriegsheer in Person anzuführen, Bündnisse zu machen, und wider zu zernichten. = = Allein er konnte es doch nicht dahin bringen, daß das von ihm so sehr zerrüttete Italien wiederum beruhiget, die fremden Machten von der Beherrschung desselben ausgeschlossen; er selbst aber

und

und seine Nachfolger auf dem Stul des H. Petrus, zu unumschränkten Schiedrichtern dieses so fruchtbaren Welttheils erhoben würden. Die Macht der fremden Fürsten stiege vielmehr von dieser Zeit an in Italien zu einer solchen Höhe, welche die Thronfolger Julius des IIten mehr als einmal in Furcht und Schreken sezte, und diese ihrer Einbildung nach über alle weltlichen Thronen erhabenen Fürsten demüthig zu werden lehrete. Zu diesem Joch bahnete so wol der kriegersche Geist als die wankelmüthige Unbeständigkeit Julius des IIten wider seine Absichten den Weg. Selbst die Vorsehung wollte ihn in seinem Alter ihre gerechte Rache wegen dem von ihm veranlaßten Blutvergiessen fühlen lassen. Nicht nur mußte er die empfindliche Kränkung erdulden, daß die über seine harte Regierung mißvergnügten Cardinäle in dem Jahr 1511. eine allgemeine Kirchen-Versammlung nach Pisa unter Begünstigung des Kayserś, und des Königs in Frankreich, ausschrieben, und ihn mit Entsezung von dem Päpstlichen Stule bedroheten: Sondern er mußte auch noch 1512. die gänzliche Niederlage seiner Kriegs-Völker bey Ravenna durch Ludwig den XIIten welchen er so sehr beleidiget hatte; die Plünderung und Verheerung des Kirchenstaats, und darmit die Zernichtung aller seiner weitaussehenden Anschläge, erfahren. Sein Haus wurde durch ihn nicht vergrössert. Auch hierbey mißlungen ihm alle gemachten Entwürfe. Es mußte sich mit dem mittelmäßigen Stande, in welchem er sich schon bey seiner Erhöhung auf dem Päpstlichen Stule befand, begnügen. So viele empfindliche Züchtigungen zogen seinem von heftigen Leidenschaften geplagten Geist ein schmerzhaftes und

auszehrendes Fieber zu. Seine grauen Haare mußten mit Herzenleid in die Grube versenkt werden. Er starb verhaßt, von keinem Menschen, ja nicht einmal von seinen Anverwandten bedauert. Diß ist ein Zoll, der nur wolthätigen, nur friedfertigen Fürsten von der Nachwelt abgetragen wird, auf welchen das Angedenken Julius des IIten nicht den mindesten Anspruch zu machen befügt ist.

Abhandlung

über die

Europäische Geschichte,

von

1515 bis 1530.

Abhandlung

über die

Europäische Geschichte,

von 1515. bis 1530.

Ist jemals ein kurzer Zeitraum an wichtigen Begebenheiten, an grossen Veränderungen der Staaten, an grossen Geistern, welche so wol den höchsten Stand, als auch den geringern Ständen Ehre machen, merkwürdig und fruchtbar gewesen, so ist es unstreitig die Zeit von dem Jahr 1515. bis auf das Jahr 1530. Man erstaunet über die grosse Anzahl wichtiger Begebenheiten, welche ein jedes Jahr dieses kurzen Zeitraums unvergeßlich machen. Ich halte derowegen dafür, es werde einem jeden Liebhaber des nüzlichen Theils der Geschichte nicht unangenehm seyn, wenn ihm dieser so merkwürdige Zeitpunct durch eine besondere Abhandlung vorgestellt wird. Ich werde dieses mit so vieler Kürze auszuführen trachten, als nur immer die grosse Menge wichtiger Veränderungen und Begebenheiten zulassen kan. Bevor ich aber die besondern Veränderungen bemerke, wird es nicht ausschweifend seyn, wenn

ich

ich einige allgemeine Betrachtungen vorher gehen lasse.

I. Bey dem Anfang dieses Zeitraums lehten noch alle Europäischen Staaten in Eintracht mit der Römischen Kirche. Die Päpste, welche den Stul des Heil. Petrus besassen, wurden noch von jedermann als die unmittelbaren Stadthalter JEsu Christi auf Erde verehret. Ihre Befehle wurden beynahe aller Orten als unfehlbar, und als Aussprüche JEsu Christi mit gröster Ehrerbietung angenohmen. Die allgemeine Herrschaft dieser obersten Häupter der Kirche schien so vest gegründet zu seyn, daß nichts vermögend seyn sollte, sie zu erschüttern und zu schwächen. Es mußte aber während diesem Zeitpunct diese so lange Zeit unbeweglich und fürchterlich gewesene Herrschaft nicht wenig von ihrem Glanz und Macht verliehren. Beynahe wurde sie durch geistliche und weltliche Waffen über den Hauffen geworffen. Viele Staaten entzogen sich gänzlich aller Verbindung mit der Römischen Kirche, und kündigten den Römischen Päpsten allen Gehorsam auf, welchen doch ihre Väter so lange Zeit und so willig geleistet hatten.

II. Alle Staaten in Europa wurden bey dem Anfang dieses Zeitraums annoch nach Gesezen regiert, zu deren Beobachtung die Regenten selbst gehalten waren. Diese Landes- und Staats-Geseze verbanden die Fürsten, ihre Unterthanen bey allen wichtigen Sachen zu Rath zu ziehen; und ohne derselben Einwilligung in keine Unternehmungen sich einzulassen, welche dem Staat verderblich seyn könnten.

ten. Man kan deßnahen behaupten, daß dazumal kein einiger Fürst, Frankreich allein auf gewisse Weise ausgenommen, nach seiner Willkühr und eigenmächtig, in seinem Reich, und mit seinen Staaten habe handeln können. Kein Teutscher Kayser hatte sich vor Carl dem Vten unterstanden, in Teutschland eigenmächtig zu verfahren, und Fürsten und Ständen nach seinem Wolgefallen Geseze vorzuschreiben. Derjenige, dessen Ansehen und Macht zum ersten mal durch eine Capitulation von den Wahlherren eingeschränkt wurde, war auch der erste der solche hintan sezte, jedoch nicht auf eine ihm allzuvortheilhafte Art. Die Königreiche Ungarn, Böhmen, Schweden, Dänemark und Polen, waren Wahlreiche; die Könige derselben waren sehr streng an die National-Geseze gebunden, indem ihre Wahl schon von sich selbst eine Verkommniß zwischen dem König und der Nation voraus sezet. Die Könige von Castilien und Arragonien, mußten die Staats-Geseze ihrer verschiedenen kleinen Königreiche in Ehren halten, kraft welcher sich die Stände berechtigt hielten, das Betragen der Könige zu beurtheilen, und von denselben in wichtigen Sachen Rechenschaft zu fodern. Die Könige von Engelland hatten kein Recht, ohne Vorwissen und Einwilligung des Parlaments neue Geseze anzuordnen, und alte hintanzusezen, oder gar abzuschaffen. = = Die Könige von Frankreich waren die einigen, welche in diesem Zeitpunct sich von allen Gesezen unabhänglich zumachen, das ganze Königreich aber ihrer Willkür zu unterwerffen, anfiengen. Hätte nur jederzeit ein König von dem Character Ludwigs des XIIten den Französischen Thron beherrschet, so wäre diese un-

umschränk-

umschränkte und willkührliche Macht in der Gewalt eines Vatters geblieben, welcher für das wahre Beste seiner Unterthanen die seine Kinder waren, äusserst besorgt war. Es wurde aber die unumschränkte und gesezlose Gewalt in den Händen Franz des Isten und seiner Thronfolger, mehrmal zu nicht geringem Nachtheil der Unterthanen mißbraucht.

III. Dieser Zeitpunet wird durch den ersten Ausbruch der Feindseligkeiten, zwischen den Prinzen aus dem Hause Oesterreich und den Königen in Frankreich, merkwürdig. Mißgunst und Eifersucht waltete zwar schon seit der Zeit, da die reiche Burgundische Erbschaft in das erstere Haus fiele, zwischen beyderseitigen Staaten; das Feuer aber, welches heimlich unter der Asche verborgen lag, kam nicht eher als unter Carl V. und Franz I. zu einem schädlichen Ausbruch. Diese Eifersucht beyder Häuser mußte die unselige Ursache werden, daß Teutschland, Frankreich, Spanien, Italien, und die Niederlande bey 200. Jahren auf das erbärmlichste verheeret, und den Einwohnern dieser Länder alles nur erdenkliche Elend zugefüget wurde.

IV. Künste und Wissenschaften, welche bisdahin von dem Erdboden gleichsam waren verdränget worden, und nur noch zum Theil in Italien einen etwelchen Schuz von einem anwachsenden Fürstlichen Hause genossen, bereiteten sich den Eingang in alle Staaten von Europa. In einigen Ländern erhielten sie einen schnellern, in andern zwar einen langsamern Wachsthum. Diejenigen Staaten, welche bisdahin als der Hauptsiz der Dummheit und Unwissen-

heit

heit und Unwissenheit betrachtet wurden, konnten eine Menge in allen nüzlichen Wissenschaften geübter Männer darstellen; da hingegen die schönen Künste in eben diesen Staaten, doch wegen besondern Ursachen einen langsamern Fortgang erhielten. Unglaublich ist es, wie so grosse Veränderungen eben diese Wissenschaften und Künste in den Sitten der Einwohner verursacht haben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kan ich nunmehr die besondern mit mehrerm Vortheil vorstellen.

Zu den kriegerischen Auftritten dieses Zeitpuncts gab Franz der I. König in Frankreich die erste Gelegenheit. Dieser Fürst war von der Vorsehung mit allen denjenigen vortreflichen Eigenschaften des Gemüths und des Cörpers ausgerüstet, welche einen mächtigen Staat, wenn dieselben weislich angewendet werden, glüklich machen können. Er besaß eine vollkommene Kenntniß seines Königreichs, und genugsame Klugheit vor sich selbst zu regieren. Er wußte von der Schwäche und Stärke desselben sich richtige Vorstellungen zu machen: Er liebte den Krieg, so wie viele seiner Vorfahren: Seine persönliche Dapferkeit, und Wissenschaft aller einem Feldherrn dienlichen Sachen war nicht gering. Schon unter diesem König würde Frankreich den höchsten Gipfel des Ruhms, der Macht, und der wahren Glükseligkeit erreicht haben; wenn derselbe mehr einen nüzlichen als nachtheiligen Gebrauch seiner vortreflichen Naturgaben gemacht hätte. Ist es aber für das menschliche Geschlecht nicht ein bedauerns-

dauernswürdiger Umstand, daß die grösten Geister, welche vor andern aus von der Vorsehung bestimmt scheinen, andere glüklich zu machen, sich selten ihrer Bestimmung würdig erweisen; = = daß grosse Tugenden von eben so grossen Fehlern begleitet werden, welche den erstern das Gleichgewicht halten, wo sie nicht gar von denselben überwogen werden; = = = und daß grosse Fürsten nicht jederzeit diejenigen sind, welche, um ihre Staaten glüklich zu machen, ihre schädlichen Leidenschaften aufzuopfern sich bemühen! So war Franz der Ite. Frankreich war unter der Regierung desselben allen Gattungen des Elends ausgesezt; und die grossen Eigenschaften des Königs trugen mehr zu seinem Jammer und Armuth, als zur Vermehrung seiner Macht und Glükseligkeit bey. Schon in seiner frühen Jugend ergab sich der König den Wollüsten, dem Frauenzimmer, und den Lieblingen. Diese Leidenschaften zogen alle diejenigen traurigen Folgen nach sich, welche einen Staat auf das äusserste entnerven und beunruhigen müssen. Die Regierungs-Geschäfte wurden entweder gänzlich hintan gesezt, oder aber dem Frauenzimmer und den Lieblingen überlassen. = = Diese ereiferten sich wider einander: Der Geist der Parteylichkeit wurde in dem geheimen Rath des Königs alleine befolget, und ihm zu Lieb oder zu Leid das wahre Beste des Königreichs aufgeopfert. Die Macht der Parteyen und der Lieblinge beyderley Geschlechts war so groß, daß an den edelsten und verdientesten Männern schreyende Ungerechtigkeit verübet, sie von der Führung der Geschäfte entfernet, untaugliche aber an deren statt in den Königlichen Rath aufgenohmen wurden.

Die

Die Einkünfte der Krone und des Königreichs wurden verschleudert; und die Schazkammer befand sich eben dannzumal entblösset, wenn das Beste des Köntgreichs es erfodert hätte, daß dieselbe reichlich versorget seyn sollte. * * *

Zu diesen grossen Tugenden, so wol als Fehlern kam noch, daß der König von eben derjenigen schädlichen Leidenschaft, gleich in dem Anfang seiner Regierung geplaget war, welche dem Königreich unter den beyden leztern Regierungen Carls des VIIIten und Ludwigs des XIIten höchst unglüklich und beschwehrlich war: Er wollte Italien, wenigstens einen grossen Theil dieses reichen Lands, mit seinem Königreich vereinigen. Kaum hatte er in dem Jahr 1515. den Thron in Besiz genohmen, als er diese seine Lieblings-Leidenschaft in ihrer grösten Stärke sehen ließ. Er beschloß bey sich, die Eroberung des Herzogthums Mayland zu unternehmen.

Die Eidgenossen hatten einige Jahre vorher den jungen Prinz Maximilian Sfortia in dieses sein vätterliches Herzogthum, wider den Willen des Königs Ludwigs des XIIten eingesezt, und durch die heldenmüthige Schlacht bey Novarra in dem Besiz desselben befestnet. Diese kriegerischen Republicaner hatten sich mit dem sogenannten Heiligen Bund anheischig gemacht, das Mayländische Herzogthum für das Haus Sfortia zu beschüzen. Der muthige König in Frankreich, welcher die kriegerische Dapferkeit der Eidgenossen gar wol kannte, liesse sich durch diese wichtige Hinderniß von seinem

Vorhaben gar nicht abschreken; er hoffete vielmehr, diese Nation zu einer Unthätigkeit zu bringen, wo nicht gar auf seine Seite selbst zu ziehen. Es gelang ihm, in das Herzogthum einzubrechen, und unter den Eidgenossen Zweytracht zu erweken. Die Machten, aus welchen der Heil. Bund bestunde, besonders der Papst Leo der Xte, waren ihm heimlich gewogen. Der Kayser Maximilian wurde theils durch sein Alter, theils durch die ihm jederzeit anhangende Unentschlossenheit, und den Mangel des Gelds, etwas wichtiges zu unternehmen auser Stand gesezt. Der König hatte also auser den Eidgenossen keinen andern Gegner wider sich. Diese liessen sich durch den Cardinal von Sitten, obgleich einige Stände aus ihnen sich schon mit dem Könige vergliechen hatten, verleiten, zwey Stunden vor der Sonne Untergang, das stark verschanzte, und mit schwerem Geschüz reichlich ausgerüstete königliche Lager nur mit einigen Feldschlangen anzugreifen. Die Schlacht war eine der hizigsten, welche bey Jahrhunderten in Italien vorgegangen. Die Franzosen wurden aus ihren Verschanzungen herausgetrieben, auch ein Theil ihres Geschüzes unnüz gemacht. Die einbrechende Nacht gebot beyden Theilen einen Anstand. Von Mayland und dem Französischen Lager giengen Läufer ab, daß der König geschlagen sey. Bey Anbruch des zweyten Tags erneuerten die Eidgenossen mit Vortheil den Angrif. Während dem Gefechte fielen ihnen einige tausend frisch angekommene Venetianische Völker in die Seite; dieses war die Ursache, daß sie endlich dem König das Feld überliessen; doch also, daß kein Mann, weder von der Reuterey noch von dem Fußvolk sich getraute ihnen nachzusezen.

Diese

Diese blutige Schlacht bey Marignan hatte für den König, so wol vortheilhafte als nachtheilige Folgen: Weil die Eidgenossen, da sie sich von dem Heil. Bund betrogen sahen, sich nicht mehr ohne Nuzen, für einen zur Regierung untüchtigen und undankbaren Fürst wollten aufopfern lassen; so vergliechen sie sich mit dem König, sich des Herzogthums nicht mehr zu beladen, naher Hause zu ziehen, und mit ihm in Freundschaft zu leben. Der Herzog Maximilian, der durch diesen Abzug der Eidgenossen seine einigen Beschüzer verlohr, sah sich also genöthiget, seine Person und ganzes Herzogthum an den König auf Wilkuhr zu übergeben.

Auf diese Weise erlangte der König, durch den einigen Abzug der Eidgenossen seinen vornehmsten Wunsch, seine Macht in Italien auszubreiten, und sich durch den Besiz des Herzogthums Mayland den Italienischen Fürsten fürchterlich zu machen. Er konnte auch mit Grund sich in dem ruhigen Besiz desselben versichert glauben, weil er die Eidgenossen aus Feinden zu Freunden gewonnen hatte, indem diese ihn vornehmlich in dem ruhigen Besiz dieses reichen Lands hätten stöhren können: So wie sein Vorfahr, Ludwig der XIIte, dieses zu seinem nicht geringen Leidwesen erfahren hatte.

Aber eben dieser glükliche Fortgang seiner Italienischen Unternehmungen verleitete ihn zum Uebermuth und zur Verwegenheit. Er schmeichelte sich gar zu sehr, daß er die Eidgenossen, welche bisdahin in allen Schlachten unüberwindlich gewesen waren, habe zwingen können, seiner überlegenen

Macht und Geschüz auszuweichen. Er hielte sich und seine Nation von dieser Zeit an gegen einen jeden Feind für unüberwindlich. Man muß auch gestehen, daß ihm dieser Sieg, samt der auf denselben erfolgten Eroberung des Herzogthums Mayland, in ganz Europa Ehrfurcht und Ansehen erworben habe. Man sah ihn von dieser Zeit an, als den Schiedrichter von Italien, und den grösten Fürsten in Europa an. Er hatte noch keinen seines gleichen, der es mit ihm aufnehmen konnte. Der künftige Erbe von der Spanischen Monarchie, und den Burgundischen Landen hatte sich auf dem grossen Schauplaz noch nicht einmal zeigen, vielweniger berühmt machen können. Franz der Iste hätte deßwegen seinen erlangten Ruhm und Eroberung in Ruhe geniessen können, wenn er von dieser Zeit an seinen Ehrgeiz in Schranken zu sezen gewußt hätte. Doch welcher junge König, dem wichtige Unternehmungen bey dem Antritt seiner Regierung nach Wunsch gelungen sind, hat die eingebildete Ehre, ein Sieger und Eroberer zu seyn, der wahren Ehre, sein Land in Ruhe zu regieren, und seine Unterthanen durch den Frieden glüklich zu machen, jemals aufopfern wollen? Dieser Vorzug, welchen Franz der falschen Ehre vor der wahren gab, mußte nothwendig die Quelle vielfältigen Unheils werden, welche nicht allein sein Königreich, sondern auch seine Person sehr drükten, und den erworbenen Ruhm nicht wenig verdunkelten.

Der Kayser Maximilian der Iste hatte 1518. dieses Irrdische verlassen. Sein einiger Prinz Erz-Herzog Philipp war schon seit 1506. in die Ewigkeit hinüber gegangen. Sein hinterlaßner erstgeborner

borner Prinz Carl hatte seit zwey Jahren seine mütterliche Erbschaft, die wichtige und weitläufige Spanische Monarchie nach dem Tode seines mütterlichen Großvatters, Ferdinands des Catholischen in Besiz genohmen. Dieser junge König hatte von der Vorsehung eben so vortrefliche Leibs- und Gemüthsgaben, aber wenigere Fehler als der König in Frankreich Franz der Iste, erhalten. Beyde waren beynahe in gleichem Alter. Beyde besassen ein grosses Maas von Ehrgeiz. Je einer machte auf einen Theil der Staaten des andern nicht geringe Ansprüche. Carl besaß damals nebst allen Königreichen der Spanischen Monarchie, auch noch die Königreiche Neapolis, Sicilien, Sardinien und Navarra; und von seiner Großmutter vätterlicher Seite, war er der einige Erbe der Niederländischen Provinzen, und der Freyen Grafschaft Burgund. Der König in Frankreich aber machte wegen seiner Crone auf einige der Niederländischen Provinzen, weil sie von derselben zu Lehen giengen; wie auch auf die Königreiche Neapolis und Sicilien, deren ersteres von seinen zwey nechstvorhergehenden Vorfahren Carl dem VIIIten und Ludwig dem XIIten erobert worden, lezteres aber eine lange Zeit von den Prinzen von Anjou regiert wurde, nicht geringe Ansprüche. Navarra aber, welches wenige Jahre vorher von dem König Ferdinand, dem Französischen Hause Albret war entzogen worden, trachtete er entweder mit seiner Crone zu vereinigen, oder wenigstens einem Französischen Prinzen wiederum zuzuwenden. Der König in Spanien hergegen wollte nicht nur alle diese Länder, auf welche Frankreich einen Anspruch machen konnte, bey

der Spanischen Monarchie beybehalten; sonder er scheint auch schon vor seiner Erwehlung zur Kayserlichen Würde den Entschluß gefaßt zu haben, mit erster Gelegenheit sich des Herzogthums Mayland zu bemächtigen. Kan man sich also wol wundern, daß diese zwey mächtigen Fürsten diesen Zeitpunct durch ihren beyderseitigen Ehrgeiz und Eifersucht berühmt gemacht haben; da der eine von ihnen keinen grössern, der andere aber keinen seines gleichen neben sich dulden wollte?

Der erledigte Kayserthron in Teutschland mußte zu dem Ausbruch dieser bis dahin noch heimlich gehaltenen Eifersucht beyder grossen Könige die wichtigste Veranlassung werden. Der König in Frankreich sezte alles daran, um bey dieser Wahl über seinen Mitwerber den Vorzug zu erhalten. Seine Freygebigkeit, seine persönliche Dapferkeit, und die bey Marignan erworbene Lorbern, redeten ihm bey einem Theil der Teutschen Nation vor dem König in Spanien das Wort. Die Französischen Schäze wurden freygebig verschwendet, um durch dieselben die Churfürsten ihm günstig zu machen. Selbst die Eidgenößische Nation, welche dazumal noch ein Glied des Teutschen Reichs war, und bey demselben in nicht geringem Ansehen stunde, wurde aufgefodert, ihm bey den zu Frankfurt versammelten Churfürsten das Wort zu reden. Carl hingegen, der bisdahin durch persönliche Eigenschaften von seinem Gegner verdunkelt wurde, verließ sich darauf, daß er von seinen Vättern aus Teutschem Geblüt herstammte; daß aus seinem Hause schon sechs Herren zu Römischen Kayserrn erwehlt

worden;

worden; und daß er in Teutschland wichtige Reichsländer besaß. Seine Macht, welche von Teutschland entfernt, und durch einen persönlichen Ruhm noch nicht vergrössert war, half ihm auch nicht wenig zur Erlangung des Kayserthums. Die Churfürsten hatten weniger Ursache zu fürchten, von ihm als von dem unternehmenden König in Frankreich unterjochet zu werden, dessen Staaten mit Teutschland angränzend waren. Sie scheueten sich weniger, an einem Spanischen König ein Oberhaupt zu haben, dessen Staaten, ob sie gleich weit grösser als des andern waren, doch von Teutschland weiter entfernt lagen. Carl wurde also, doch vornemlich auf Anrathen des Churfürsten von Sachsen, seinem Gegner, dem König in Frankreich, bey der Kayserwahl einhellig vorgezogen.

Bey dieser wichtigen Wahl kan man das großmüthige Betragen des Churfürsten von Sachsen, Friederichs des Weisen, nicht genugsam bewundern: Oder welcher Fürst hat jemals mit so ruhmwürdiger Großmuth eine so reizende Crone, die erste von Europa, ausgeschlagen, um welche sich zwey der mächtigsten Könige auf alle nur erdenkliche Weise bewarben? Die Churfürsten, welche den erhabnen Geist dieses vortreflichen Fürsten kannten, wollten ihm freywillig die höchste Würde auftragen. Welch eine grosmüthige Seele erfodert es, eine auf die rechtmäßigste Weise angetragene Hoheit, welche einem Fürstlichen Hause den höchsten Rang verschaffet, von sich abzulehnen! Eine Würde und Hoheit, welche man gar leicht auch auf seine Nachkommen hätte versezen können! Wie viele geseguete Folgen hät-

te nach menschlichem Urtheil diese Wahl in der Person des Churfürsten von Sachsen in Teutschland hervorbringen können! Wie so viele einheimische Kriege, zu welchen die Religion den Vorwand gab, wären aller Wahrscheinlichkeit nach hierdurch vermitten worden! Doch die höchste Vorsehung will gar öfters die kurzsichtigen Menschen nicht aus solchen Begebenheiten, die ihnen in einem vortheilhaften Licht sich darstellen, ihre weisen Wege bewundern lassen. Sie kan der Kirche und den Staaten Ruhe und Glükseligkeit auch durch solche Mittel gewähren, welche uns hierzu als die allerverkehrtesten anscheinen. Friederich der Weise beliebte vielmehr den versammelten Churfürsten durch viele Gründe, den König in Spanien zu dem Oberhaupt des Römisch-Teutschen Reichs zu erwehlen, und sein uneigennüziger Rath wurde angenohmen. Da also Carl der Vte die Kayserliche Krone vornemlich auf die Empfehlung des Churfürsten zu Sachsen erhielte, wird es denn nicht jederzeit ein ärgerlicher Fleken in dem moralischen Character dieses Kayſers verbleiben, daß er den Sohn dieses Churfürsten gezwungen, die Waffen wider ihn zu ergreifen; = = daß er denselben samt seinen Nachkommen der Churfürstlichen Würde entsezt; = = daß er ihn des grösten Theils seiner Länder beraubt; = = ihn als einen seiner Unterthanen zum Schwert verurtheilen lassen; und daß er den gefangenen Churfürsten fünf Jahre lang, durch ganz Teutschland und die Niederlande zur Schau herum geführt; und nur endlich durch die Waffen gedrungen, der schmählichen Gefangenschaft entlediget hat? Wie so schwer wird es oft auch grossen Geistern, Großmuth mit Groß-

muth

muth zu vergelten! Wie oft behalten die unedeln Leidenschaften über die wahrhaft verehrungswürdigen die Oberhand!

Man bemerket zum Erstaunen, wie so sehr der höchste Regent der Welt sich in diesem kurzen Zeitpunct von 1515. bis 1530. dem Hause Oesterreich günstig erzeigt; und wie so stark der Anwachs von Landen und Königreichen gewesen, welche demselben während dieser Zeit zugefallen. Diese Vermehrung der Macht des Hauses Oesterreich ist einer derjenigen Umstände, welche diesen Zeitraum vorzüglich merkwürdig machen. Es hatte beynahe das Ansehen, als ob dieses hohe fürstliche Haus der Vorsehung vor allen andern aus angelegen sey; = = daß alle wichtigen Begebenheiten in der Welt demselben allein vortheilhaft werden; = = und daß die Erlöschung anderer Königlichen und Fürstlichen Häuser ihm allein zur Vergrösserung dienen, und es zu derselben einigen Erben und Nachfolger bestimmt sey. Gewiß ist es, daß kein anderes Fürstliches Haus in Europa, sich eines so schnellen Wachsthums und mächtiger Ausbreitung, in einer so kurzen Zeit, die nur ein halbes Mannsalter beträgt, rühmen kan, als das Erzherzoglich-Oesterreichische. Carl der Vte hatte, wie ich schon oben bemerkt, von seiner Mutter Johanna, einer Tochter und einigen Erbin des Königs Ferdinands von Arragonien, und der Isabella von Castilien, die gesamten Spanischen Königreiche auf seine Person gebracht. Diese überaus wichtige Erbschaft wurde dadurch noch ansehnlicher, daß die verschiedenen Königreiche Castilien und Arragonien, mit denen davon abhangenden

Landschaften, in der Person Carls des Vten zum ersten mal vollkommen vereiniget wurden, da sie bis dahin bey acht- und mehr hundert Jahren von einander waren getrennet, oder wenigstens nur für eine sehr kurze Zeit vereinigt gewesen. Von diesem mächtigen Spanischen Königreiche hiengen dazumal noch drey andere nicht zu verachtende Königreiche, nemlich Neapolis, Sicilien, und Sardinien ab, welche ihren Besizer so wol in Italien als auf der Mittelländischen See fürchterlich machen konnten. Von allen diesen weitläufigen Königreichen konnte Carl An. 1516. nach dem Absterben seines mütterlichen Großvatters, des Königs Ferdinand, ruhigen Besiz nehmen. Da nun die Vorsehung ihn auch noch An. 1519. zu dem Kayserlichen Thron in Teutschland berief, so wurde er dadurch der mächtigste Potentat in Europa, der nur immer seit Carl dem Grossen diesen Thron besessen hat. Das Haus Oesterreich aber erreichte in seiner Person den höchsten Gipfel der Macht, des Ansehens und der menschlichen Herrlichkeit.

Ludwig der IIte König von Ungarn und Böhmen, wurde An. 1526. von den Türken in der Schlacht bey Mohaz erschlagen. Dieser unglükliche Fürst hinterließ bey seinem Absterben keine Kinder, auf welche er seine beyden Wahlkönigreiche hätte bringen können. Die einige Prinzessin Schwester desselben Anna wurde an den Erzherzog Ferdinand, den jüngern Bruder Carls des Vten vermählt. In Betrachtung dieser Vermählung wurde Ferdinand von den Ständen des Königreichs Böhmen einhellig, wie ingleichem von dem grössern Theil der Ungari-

Ungarischen Magnaten zu ihrem König erwehlt: Daß also auf diese Weise das schöne Königreich Böhmen, nebst denen ihm einverleibten Landschaften, Schlesien, Mähren, und der Lausniz, ohne Schwertstreich an das Haus Oesterreich fielen. Ungarn aber nebst den damit verknüpften Landschaften und Königreichen, Croatien, Bosnien, Servien, Sclavonien, Dalmatien, Siebenbürgen, und einem Theil der Bulgarey, mußten zwar grösten Theils mit dem Schwert erobert werden, weil ein Theil derselben sich lieber an die Türken, als aber an das Haus Oesterreich ergeben wollte. Betrachtet man nun, daß der neue König Ferdinand und seine Nachkommen die Mittel zu finden gewußt, diese zwey ansehnlichen Wahlreiche in ihrem Hause erblich zu machen, und dieselben ganz unumschränkt zu regieren; so kan man sich über die ungemein schnelle, mächtige und glükliche Ausbreitung dieses Hauses nicht genugsam verwundern: Besonders wenn die damalige Macht desselben, mit der sehr mäßigen Macht und Ländern eben dieses Hauses, zu den Zeiten Kayfers Friederichs des IIIten Anno 1476. kurz vor der Vermählung des Prinzen Maximilians, mit der Burgundischen Prinzeßin und Erbin in Vergleichung gesezt wird. Dazumal besaß dieses hohe Haus nicht eine einige Herrschaft ausser Teutschland: In Teutschland aber stunden demselben die Herzogthümer Oesterreich, Cärnten, Crain, Tyrol, und einige nicht gar beträchtliche Grafschaften in Schwaben zu. Da nun Carl der Vte, seinem Bruder dem König Ferdinand eben diese stammvätterlichen Landschaften in Teutschland freywillig abtrat, vielleicht um die Eifersucht

ferſucht der Teutſchen Fürſten auszuweichen, wenn die geſamte Oeſterreichiſche Macht in ſeiner einigen Perſon vereinigt wäre, ſo mußten ſolche in Vereinigung mit den Königreichen Ungarn und Böhmen einen neuen ſehr mächtigen Staat in Europa ausmachen, der keinem andern an Macht und Gröſſe dörfte nachgeſezt werden. Doch auch mit dieſen Königreichen erreichte die Vergröſſerung des Hauſes Oeſterreich in dieſem kurzen Zeitpunct noch nicht ihr Ende. Ich werde in gegenwärtiger Abhandlung noch von einer ſehr wichtigen Vermehrung der Länder und der Macht dieſes Hauſes zu reden, Gelegenheit haben.

Durch den Vorzug, welchen der Spaniſche Monarch vor dem Franzöſiſchen bey der Kayſerwahl gewonnen hatte, war der Krieg zwiſchen dieſen beyden Machten ſchon als richtig beſchloſſen. Der weſentlichſte Vortheil, welchen ſich der König in Frankreich von der mißlungenen Kayſerwahl verſprechen konnte, war, daß er als oberſter Lehensherr über das Mayländiſche Herzogthum, dieſe ſeine gemachte Eroberung mit mehrerer Sicherheit hätte beſizen können. Der neu erwehlte Kayſer aber hielt es für ſeine Schuldigkeit, dieſes dem Römiſchen Reich in Italien entriſſene groſſe Lehen wiederum mit demſelben, oder eigentlich mit dem Lauf der Zeiten mit den übrigen Staaten ſeines Hauſes in Italien zu vereinbahren. Dieſes mußten die dringenden Urſachen ſeyn, welche das Elend eines viele Jahre dauernden Kriegs, und die Verwüſtung ganzer Länder rechtfertigen, oder wenigſtens entſchuldigen ſollten. Der gemeine Mann hat vielfältige Urſachen ſich zu bereden, daß die groſſen Machten mit dem Elend

und

und mit der Glükseligkeit ganzer Nationen nur ihr Gespött haben; = = = daß ihre mund = und schriftlichen Versicherungen, welche sie bey dem Antritt ihrer Regierungen sehr freygebig von sich stellen, daß sie Vätter ihrer Unterthanen seyn, und derselben Wolfahrt sich eben so sehr als ihre eigene angelegen seyn lassen wollen; = = = mit Vorsaz von ihnen hintangesezt werden, oder daß sie niemals im Ernst solche Gesinnungen gehabt haben. Was könnte dem Teutschen Reich grosses daran gelegen seyn, ob der König in Frankreich, oder der König in Spanien, Besizer des Herzogthums Mayland wäre; Wenn nur derjenige, der dieses Reichs-Lehen besaß, das Römische Reich als obersten Lehens-Herrn erkannte, ..und deßwegen demselben die schuldige Pflichten leistete? War nicht Ludwig der XIIte ebenfalls eine Zeit lang in dem ruhigen Besiz dieses unglüklichen Lands, und zwar mit bestem Willen des Kayfers Maximilian, welcher dem König die Belehnung und Erkennung als Herzog von Mayland für eine grosse Summe Gelds verheissen hatte? So groß auch der Stolz des Königs Franz des Isten, und so groß seine Eifersucht wider den Kayser war, würde er sich wol geweigert haben, den Kayser und das Reich als seinen Lehenherrn zu erkennen, wenn er alsdenn des ruhigen Besizes des Herzogthums hätte gewiß seyn können?

Papst Leo der Xte, ein Fürst, der auf der einen Seite eben so liebenswürdige Eigenschaften besasse, wenn man die Proben seiner Freygebigkeit, seines Verstands, seine Liebe zu allen schönen Künsten und Wissenschaften, und seinen feinen Wiz sich vor=

vorstellt; als er auf der andern Seite verabscheuenswürdig aussiehet, wenn man sich seines so starken Hangs zur Leichtsinnigkeit, zu allen Arten der Wollüste und Ausschweifungen, und seiner höchstschädlichen Begierde, seine Anverwandten zu bereichern, erinnert: Dieser Papst wollte der Schiedrichter in den Zwistigkeiten dieser beyden mächtigen Fürsten seyn. Doch es mangelten ihm zwey zu einem so schweren Amt unentbehrlich nothwendige Eigenschaften: Er konnte sich nicht von der Parteylichkeit frey machen, er war aber sehr unentschlossen, welche Partey er ergreifen sollte? Bald war er dem König in Frankreich günstig, und wünschte dessen Obermacht in Italien über den Kayser; in der Hofnung, daß desselben Macht, mit der Päpstlichen vereiniget, der Kayserlichen in Italien das Gleichgewicht halten würde. Bald aber mußte diese Neigung für Frankreich, seinem und seines Hauses besondern Eigennuz weichen. Diese Leidenschaft, die so mächtig bey ihm war, hoffete er stärker befriedigen zu können, wenn er die Kayserliche Partey hielte. Er war deßnahen zum öftern unentschlossen, welchen Fürsten er begünstigen wollte? und doch konnte er nicht ohne Partey bleiben. Die zweyte Eigenschaft, welche ihn zu dem Schiedrichter-Amt untüchtig machte, war der Mangel an Macht. Unter seinem Vorfahr Julius dem IIten, weil derselbe von einem kriegerischen Geist beherrschet war, schien die Päpstliche Macht gar nicht verächtlich zu seyn. Leo aber liebte mehr die Künste des Friedens, als des Kriegs. Er ließ deßnahen die nur sehr mittelmäßige Päpstliche Macht nach und nach in Verfall kommen. Dieses mußte nothwendig sein

Anse-

Ansehen bey den beyden grossen Fürsten, welche auf dem Punct stuhnden, einander anzugreifen, schwächen. Denn die Zwistigkeiten grosser Herren werden nicht durch Gesezе und das Recht, sondern durch eine zahlreiche und tapfere Armee entschieden; und nur der, so eine solche aufzubringen und zu erhalten tüchtig ist, kan mit Nachdruk der Schiedrichter seyn. Der Papst Leo war also zu schwach, die Wagschale fest zu halten, welche die Streitigkeiten des Kayſers Carl und des Königs in Frankreich in Bewegung sezten.

Dasjenige aber, was dem Papst unmöglich war, fiel dem König in Engelland Heinrich dem VIIIten gar leicht. Engelland hat sich von dieser Zeit an gerühmet, daß es das nachdruksamste Mittel in seiner Gewalt habe, zwey im Krieg begriffene Machten aus einander zu sezen, oder wenigstens das Gleichgewicht auf diejenige Seite zu lenken, welche es seinen Absichten für die dienlichere fand. Die Lage von Engelland, sein Reichthum, seine zahlreichen Flotten, und die Leichtigkeit, ein grosses Heer aufzubringen, machten die Könige desselben zu einem so wichtigen Schiedrichter-Amt ungemein geschikt. Der damalige König vereinigte auch in seiner Person weit mehrere hierzu nothwendige Eigenschaften, als immer ein anderer regierender Herr. Beyde Theile suchten auch mit grösstem Eifer die Freundschaft dieses Monarchen zu gewinnen. Beyde grosse Fürsten schmeichelten seinem Liebling dem Cardinal Wolsey, der bey dem König alles galt, und ohne dessen Rath derselbe nichts wichtiges unternahm.

Die Cardinäle führten um diese Zeit beynahe in allen Monarchien das Regierungs-Ruder. Der Cardinal Wolsey, ein Mann von dem allerniedrigsten Herkommen, regierte siebenzehen Jahre lang das Königreich Engelland mit einer beynahe unumschränkten Gewalt. Da er seine Erhöhung mehr einem eigensinnigen und wollüstigen Fürsten, als aber grossen und tugendhaften Eigenschaften zu danken hatte, so war er einig darauf bedacht, den heftigen Leidenschaften seines Königs in häuslichen und geringern Sachen zu willen zu leben, und seinen eignen Willen gänzlich zu verläugnen, wenn er merkte, daß der König seinen harten und unbiegsamen Kopf an eine Sache gesezt hatte. In Staatssachen aber, und bey der Verwaltung der innern Angelegenheiten des Königreichs, hatte er nicht nöthig, so viele Behutsamkeit und Selbstverläugnung zu beobachten; der König konnte bey denselben gar leicht Rath und Widerspruch annehmen, oder vielmehr sezte er auf diesen seinen Liebling ein blindes Vertrauen. Dieses Vertrauen des Königs machte den Cardinal äusserst hochmüthig. Diesen Hochmuth legte er auch dennzumal nicht ab, wenn er mit den mächtigsten Fürsten, in Person oder durch Gesandte Geschäfte abzuthun hatte; er dorfte verlangen, daß die Könige mit ihm, als wie mit ihres gleichen handeln sollten. Diejenigen, so die Freundschaft und das Bündniß des Königs in Engelland suchten, mußten sich auch zu diesen übermüthigen Foderungen eines Fleischers-Sohns, welchen das Glük zum Erzbischof von York, Cardinal-Groß-Canzler und ersten Minister gemacht hatte, bequemen. Carl der Vte legte ihm in seinen eigenhändigen Briefen den Titul eines

Vaters

Bruders bey. Der König in Frankreich, wollte er es nicht gänzlich mit Engelland verderben, mußte ein gleiches thun. Niemals hat ein Mann von geringer Herkunft, das Schmeichelnde und Reizende der weltlichen Hoheit stärker genossen, als der Cardinal Wolsey.

Der Cardinal Ximenes war in dem Anfang dieses Jahrhunderts bey der Königin Isabella von Castilien in eben so hohem Ansehen, als Wolsey in Engelland. Er vermochte auch bey dem König Ferdinand ungemein viel. Nach dem Tode der Königin regierte er Castilien samt den übrigen darzu gehörigen Landschaften, während der Minderjährigkeit Carls des Vten, mit uneingeschränkter Gewalt. Mit seinen grossen Einkünften, welche er aus dem Erzbistum Toledo, und andern Abteyen zoge, handelte er ganz haushälterisch; und zwar, welches an einem Ordensmann eine ungemein seltene und deßwegen ruhmliche Eigenschaft war, zum besten des Königreichs und der Wissenschaften. Er schoß zu der grossen Unternehmung wider die Mauren in Granada An. 1492. aus seinen Einkünften die erfoderlichen Summen zusammen. Bey einem andern Krieg wider die Moren in Africa, wurde die Spanische Armee von ihm auf sechs Monat besoldet. Spanien hat dieser patriotischen Großmuth des Cardinals die Eroberung der Festungen Masalquivir, und Oran auf den Africanischen Küsten zu danken. Die hohe Schule zu Alcala, mit der daselbst befindlichen kostbaren Bibliothec, ist ebenfalls sein Werk. Die Biblia Complutensia, in Lateinischer, Griechischer, Hebräischer, und Chaldäischer Sprache,

che, zu deren richtiger Ausgabe die allerältesten Handschriften, mit grösten Unkosten angeschaffet worden, machen sein Angedenken in der gelehrten Welt unvergeßlich, nnd legen seiner Sparsamkeit zum Besten der Wissenschaften einen unverwelklichen Nachruhm bey. Doch dieser grosse Mann besaß unter der äusserlichen Larve der Demuth, einen gewaltigen Stolz. Er legte, ob er gleich Cardinal und Erzbischof war, seinen Franciscaner-Ordens-Habit niemals ab. Die Grossen aber mußten dennoch seinen Stolz empfindlich tragen. Denn er ließ sich öfter vernehmen, „ daß er den Stolz der Spanischen „ Grandes mit seinen hölzernen Schuhen zu Boden „ tretten wolle. “ Carl der Vte entfernte aber diesen grossen Mann vom Hofe, so bald er nach dem Tode des Königs Ferdinand, die Spanische Regierung selbst angetretten hatte. Er hatte sich aber an das Hofleben und die Hoheit so sehr gewohnt, daß es ihm in seinem weitläufigen Erzbistum zu enge ward; so daß er aus Verdruß, weil er nicht ein mehrers zu regieren hatte, Anno 1517. sein Leben endigte. Carl der VIte nahm an seiner statt seinen Lehrmeister, den bekannten Cardinal und nachherigen Papst Hadrian der Vte von Uetrecht zu seinem ersten Minister an. Er vertraute diesem rechtschaffenen Mann nicht allein die Regierung seines Vatterlands der Niederlande, sondern auch des Königreichs Spanien. Es giengen auch alle wichtigen Unternehmungen des Kayfers, in der Zeit, da der Cardinal von Utrecht das Ruder führte, ganz glüklich. Der Cardinal Granvella bekleidete hernach in den leztern Jahren eben dieses Monarchen das wichtige Amt eines ersten Ministers,

und

und besaß ebenfalls das Kayserliche Vertrauen, wie wol mit geringem Verdienst, in einem ausnehmenden Grade. Weil aber die Zeit, da dieser Cardinal den grossen Schauplaz betrat, schon über die Schranken fällt, welche dieser Abhandlung gesezt sind, so enthalte ich mich eine weitläufigere Schilderung von ihm zu machen.

Der Cardinal Martinusius war erster Minister und Regent über einen Theil des Königreichs Ungarn, bey dem König Johann von Zapolia, welcher dem König Ferdinand, Carls des Vten Bruder, mit Hilf der Türken diesen Thron streitig machte. Er erhielt bey dem Ferdinand nach dem Tode des Königs Johannes die gleiche hohe Bedienung. Es war aber das Ende dieses klugen, und für das Beste seines Vaterlands überaus wol gesinneten Cardinals, seinen Verdiensten um dasselbe und seinen Herrn den König Ferdinand, gar nicht gleich. Es hat auch der an ihm verübte Mord dem König Ferdinand wenig Ehre gebracht.

Auch der König Franz der Iste hatte an dem Cardinal Du Prat einen obersten Minister. Das Angedenken desselben aber ist so wenig in Frankreich, als des Cardinals Wolsey in Engelland im Segen. Er bezeigte sich nicht allein gegen seines gleichen, gegen geringere und höhere sehr übermüthig, sondern er verleitete auch den König zu vielen dem Reich sehr nachtheiligen Handlungen. Denn, damit er sich in der Königlichen Gnade festsezte, gab er ihm bey dem Anfang des Italiänischen Kriegs, weil kein Geld in der Schazkammer, und die Kö-

niglichen Einkünfte sehr vernachläßigt waren, den Rath, die Gerechtigkeit zu verkaufen, und eine neue Cammer von zwanzig Räthen aufzurichten, wodurch die so genannte Tournelle, oder peinliche Cammer dem Parlament zu Paris, wie auch allen andern Gerichten beygefügt wurde. Er war es, welcher dem König den Grundsaz beybrachte, daß er für sich selbst Macht hätte, der alten Regierungs-Art zuwider Kopfsteuern zu fodern, und neue Anlagen zu bestimmen, ohne erst die Reichsstände zu Rath zu ziehen. Er vergaß aber seiner selbst bey diesen Anlagen, und neuen Mitteln Geld einzutreiben, gar nicht. Er sammelte für sich beynahe königliche Schäze. Denn er hatte die Absicht, dereinst den Päpstlichen Thron zu besteigen. Um dieselbe desto sicherer zu erreichen, und sich bey dem Päpstlichen Stuhl Verdienste zu machen, überredete er den jungen König, als derselbe im Jahr 1514. mit dem Papst Leo dem Xten, in Bologna sich unterredete, die sogenannte Sanctio pragmatica abzuschaffen, und das berüchtigte Concordat einzugehen. Dieser dem Reich schädlichen Rathschläge wegen sagte hernach der König zu ihm: „ Dieser Vergliech wird, wie ich fürchte, mich und „ euch in die Hölle stürzen. “ Doch was ist ein Cardinal nicht anzurathen fähig, um die dreyfache Crone zu erhalten, und die Gesandten gecrönter Häupter zu seinen Füssen liegen zu sehen! Nach dem Tode Clemens des VIIten eröfnete er dem König seine Gedanken, die Päpstliche Crone auf sein Haupt zu sezen. Der König stellte seinem ersten Minister die Schwierigkeiten vor, welche seine Absichten beynahe unmöglich machen mußten. Die Vornehmsten derselben war der Geldmangel, und

die

die durch den Krieg erschöpften Kräfte des Königreichs. Der Cardinal aber hatte diesem Mangel zur Erreichung seiner Absichten, doch zum Schaden des Königs und des Reichs, schon vorgebauet. Er vertrauete dem König, daß er in seinem eignen Schaz schon mehr als 400000. Thaler zu eben diesem grossen Werk beyseits gelegt. Aber eben dieses unvorsichtige Zutrauen entwendete ihm den Königlichen Beystand. Er mußte sterben, ohne die Päpstliche Crone erlangt zu haben.

Gustav Troll, Erzbischof von Upsal in Schweden, war unter der blutdurstigen Regierung Christians des IIten Königs von Dänemark, Schweden und Norwegen, Regent des Schwedischen Königreichs. Er hatte an den unmenschlichen Ungerechtigkeiten, welche von 1516. bis 1521. in Schweden vorfielen, den allerwichtigsten Antheil. Die Nordischen Geschichtschreiber haben unumstößlich erwiesen, daß dieser Erzbischof die natürliche Neigung des Königs zum Blutvergiessen noch mehr durch seine Rathschläge angefachet habe. Seine Absicht gieng dahin, sein Vaterland Schweden, durch Beraubung seiner Freyheit, = = = durch unerhörte Plünderungen, = = = und Hinrichtung des vornehmsten Adels in immerwährende Knechtschaft zu verstossen. Die Zeit aber machte alle diese ungerechten und unnatürlichen Entwürfe zu schanden. Schweden sezte sich in Freyheit; der Erzbischof wurde verjagt, seiner Gewalt und Erzbistums entsezt Er starb als ein Flüchtling ausser seinem Vaterlande, von jedermann als das Werkzeug der unmenschlichsten Tyranney verachtet und verabscheuet

Man muß die Ursache, daß so viele Cardinäle und Geistliche in dieser Zeit die mächtigsten Monarchien regiert haben, nicht in einer grössern Zuneigung der Fürsten gegen diese Kirchenväter, vor Männern aus andern Ständen, und besonders vor solchen, die dem Kriegsstand Ehre machten, suchen. Die Könige hatten keine Gründe vor sich, um deren willen sie einem Feldherrn die Führung ihrer Angelegenheiten entziehen, und dieselben den Händen eines Geistlichen anvertrauen sollten. Die wahre Ursach aber, daß dieses doch geschah, ist wol diese: daß die Geistlichen, die frühzeitig zu den Wissenschaften angeführt wurden, weit tüchtiger waren, die Reichs-Angelegenheiten zu verwalten, als die Feldherren oder andere Hofbediente. Das Licht der Wissenschaften war noch nicht allgemein aufgestekt. Man mußte nur allmählig die Vorurtheile der Menschen gegen die Wissenschaften bestreiten. Der geistliche Stand, der diesen Schaz gleichsam allein in seiner Bewahrung hatte, suchte ihn dem grössern Haufen zu hinterhalten, und so wenig als möglich gemeinnüzig zu machen.

Zwey von diesen Cardinälen, welche dazumal das Staatsruder führeten, richteten ihre Absichten auf die Päpstliche Crone. Wolsey in Engelland, und Du Prat in Frankreich. Beyde verfehlten ihres Zweks; weil nur Stolz, nur Uebermuth ihnen diese herrschsüchtigen Gedanken eingeflößt hatte. Der Cardinal von Uetrecht aber, der vielleicht niemals einen Wunsch nach der Päpstlichen Hoheit gethan, erhielte dieselbe ohne sein eigenes Bemühen. Carl der Vte wollte hierdurch an seinem Lehrmeister Dank-

barkeit

barkeit beweisen. Er bezeugte aber auch dadurch vor aller Welt, daß er von klugen Ministern bedienet werde; da er einen Mann zu dem Haupt der Kirche erheben konnte, welcher dieser Ehre würdig, der aber in Rom beynahe gänzlich unbekannt war.

Franz der Iste fieng endlich An. 1520. die Thätlichkeiten des Kriegs zuerst an, nachdem dieselben seit der Kayserwahl von Tage zu Tage zu dem Ausbruch reifer geworden waren. Er überfiel das kleine Königreich Navarra. Seine übrige Kriegsmacht stund in bester Bereitschaft, auch den Krieg in Flandern, und in das Königreich Neapolis zu spielen. Navarra mußte sich in wenig Tagen ergeben. Es hatte aber Franz den gleichen Fehler wo Carl der VIIIte und Ludwig der XIIte an sich. Er vernachläßigte die gemachten Eroberungen; gleich als wenn Eroberungen machen, und solche wiederum verliehren, bey ihm gleichgeltende Sachen gewesen wären. Navarra wurde ohne Widerstand wiederum weggenohmen, so bald sich nur die Kayserlichen Völker daselbst sehen liessen. Papst Leo trat auf die Seite des Kayserś, weil der König in Frankreich ihn durch Zurükfoderung von Reggio zu unrechter Zeit mißvergnügt machte. Mayland stund auf dem Punct sich zu empören, weil die Französische Herrschaft in diesem Herzogthum gar zu streng und gewalthätig mit den Unterthanen verfuhr. Genua aber empörte sich wirklich, die Französischen Völker wurden aus dieser Stadt ausgejagt. Es wurde unter Kayserlichem Beystand ein neuer Herzog erwehlt, und der Stadt die bis dahin verlorne Freyheit wiederum erwor-

ben. Der König in Engelland trat mit dem Kayser wider den König in ein Bündniß. Carl reißte selbst nach Engelland, um die Landung auf Frankreich durch seine Gegenwart und Vorstellungen noch mehr zu beschleunigen. Die Republic Venedig, welche es bisdahin mit Frankreich gehalten, verließ ebenfals diese Partey. Dadurch verlor der König seine vornehmste Stüze in Italien. Der Kayser konnte alle diese glüklichen Zufälle eben so wol der hohen Vorstellung, welche sich die benachbarten Staaten von seiner Macht machten, als der ungemeinen Vorsichtigkeit seiner Minister zuschreiben. Diese gewannen durch ihre wol ausgedachten Entwürfe in dem Cabinet, ihrem Herrn eben so viel, als seine Feldherren in dem Feld. Er hatte beynahe zu gleicher Zeit das Vergnügen, seinen Minister den Cardinal Adrian von Uetrecht, nach dem Tode Leo des Xten auf den Päpstlichen Stuhl erheben zu lassen, wodurch Frankreich abermal eine sehr empfindliche Wunde geschlagen wurde. Die Kayserlichen Völker thaten aus den Niederlanden einen Einfall in die Picardie; dadurch machten sie nicht nur die Anschläge des Königs Franz zu nichte, dem Kayser in den Niederlanden Geschäfte zu erweken; sondern sie breiteten auch den Schreken bis nach Paris aus. Frankreich wurde also durch die Kayserliche Macht, und durch die Geschiklichkeit der Spanischen Minister, von einem Ende des Königreichs bis zum andern gedrängt.

Sollte es möglich seyn, daß der König, da sein Königreich von dem Kayser und Engelland, auf allen Seiten angefallen wurde, seinen Wollüsten nachge-

gehen; = = daß er die benöthigten Geld-Summen, welche auf die Beschüzung des Königreichs sollten verwendt werden, mit verschwendrischen Händen an seine Buhlschaften und Lieblinge verschlendern, = = und daß er doch noch Muth genug besizen könnte, so mächtigen Feinden Widerstand zu thun? Doch geschah dieses leztere, so widersprechend es auch scheint. Der König sammelte durch Verkaufung der Gerichts-Bedienungen neue Summen; man entzog einigen reichen Kirchen und Klöstern ihre überflüßigen Reich- und Heiligthümer, und ließ sie zu Geld umschmelzen. Diese zwey Mittel retteten das Königreich aus der ihm drohenden Gefahr; ob sie gleich den äussersten Verfall der Einkünfte genugsam zu erkennen gaben. Auf den Gränzen der Picardie machte man so gute Anstalten, daß die Engelländer nicht tief in das Königreich eindringen konnten. In Flandern so wol als auf der Seite von Spanien wurden die Kayserlichen Völker so stark beschäftigt, daß es ihnen unmöglich fiel, grosse Eroberungen zu machen. Ob es dem König von Engelland ein wahrer Ernst gewesen, dem König in Frankreich allzu wehe zu thun? lasse ich dahin gestellt seyn. Es mag seyn, daß es Heinrich dem VIIIten nicht am Willen gefehlt, einen Theil des Französischen Königreichs wiederum an Engelland zu bringen, so wie dieses zur Zeit seiner Vorfahren geschehen war: Es hatten sich aber die Umstände mit den Zeiten so geändert, daß es den Engelländern überaus schwer konnte gemacht werden, ich will nicht sagen, grosse Eroberungen in Frankreich zu machen, aber doch selbige wider Willen der Französischen Könige in die Harre zu behaupten. Hein-

rich der VIIIte wünschte freylich Frankreich so zu schwächen, daß es Engelland zu keiner Zeit die von ihm erlittenen Trübsalen widergelten könnte; er wollte aber auch den Kayser auf Unkosten Frankreichs nicht so mächtig machen, daß sein eignes Königreich von der so schnell anwachsenden Macht des Hauses Oesterreich hätte erzittern müssen. Dieses war ohne Zweifel die wahre Ursache, daß der König in Engelland der an der Festung Calais den Schlüssel zu Frankreich in seiner Gewalt hatte, für seinen Verbündeten nicht so vieles that, als er sonst wol hätte thun können. Nur in Italien giengen die Sachen des Königs unglüklich. Es kam aber auf diesen Italiänischen Feldzug beynahe alles an. In dem Herzogthum Mayland gieng alles, bis auf das Schloß zu Cremona verlohren. Der König erkannte, wie vieles ihm an der Erhaltung dieses Herzogthums gelegen wäre. Er wollte um deßwillen die Vertheidigung desselben in eigner Person übernehmen. Wenn Könige tüchtig sind, das Amt eines Feldherrn in Person würdig zu versehen; wenn sie die Anführung ihrer Kriegsvölker selbst übernehmen, so kan man beynahe im Voraus vor gewiß annehmen, daß die Hauptunternehmungen desselben nach Wunsch von statten gehen werden. Man siehet sich die erfahrensten Feldherren aus, welche unter dem König dienen sollen. Man läßt es an keiner nothwendigen Sache mangeln. Geld-, Kriegs- und Mund-Vorrath, Geschüz - werden zu bester Zeit, und im Ueberfluß angeschaft. Vor alle nur erdenkliche Verfälle wird alle nur mögliche Vorsorge gemacht. Doch auch diese durch die Erfahrung mehrmahl bestetigte Wahrheit leidet doch bisweilen starke

Ausnah-

Ausnahmen. Der König und sein Reich empfanden dieselben auf eine sehr harte Art. Die Geldsummen, welche aus den erkauften Gerichtsbedienungen und Kirchenzierathen gesammelt worden, und die Ausgaben des erstern Feldzugs endlich bestritten hatten, waren zu den folgenden Feldzügen, welchen der König in Person beywohnen wollte, nicht mehr zulänglich. Die Anweisung des Cardinals Du Prat, daß man die Unterthanen mit neuen Auflagen beschweren sollte, wurde ohne Widerstreben angenohmen. Wenn Könige das Elend kenneten, welches der Krieg dem nüzlichsten Theil ihrer Unterthanen verursachet, könnten sie wol unnöthige Kriege führen? Nur das dismalige Zeitalter kennet einen Fürsten, der seine nothgedrungene Vertheidigungskriege ohne besondere Beschwerden seiner Unterthanen führen kan. Seine Großmuth und vätterliche Zärtlichkeit kan es nicht zugeben, daß seine getreuen Unterthanen durch Kriegsanlagen gedrengt werden; vielmehr ersezet er durch seine vortrefliche Staatshaushaltung, das Elend, welches denselben von unmenschlichen Feinden zugefüget wird. Das sechszehende Jahrhundert aber wußte noch gar wenig von solchen landesvätterlichen Gesinnungen. Die Könige von Frankreich haben sich seit den Zeiten Franz des Isten das Recht angemaßt, ihre Unterthanen mit Schazungen, ohne Zustimmung der Stände zu belegen. In den meisten andern Königreichen war dieses harte Majestäts-Recht, welches so sehr mißbraucht wird, noch nicht eingeführt. Die Könige und ihre Räthe waren noch nicht durchgehends sinnreich, ihre Unterthanen zu verderben. Es hat aber dieses Majestäts-Recht dem Königreich

reich Frankreich seit 200. Jahren unendlichen Schaden zugefügt.

Bevor aber der König seinen Feldzug in Italien vornahm, ereignete sich in Frankreich eine Begebenheit, welche nicht wenig zu den grossen Unglüksfällen beytruge, welche in diesem Land dem König selbst und seinem Heer auffstiessen. Diese bestunde in der schreyenden Ungerechtigkeit, welche dem Herzog Carl von Bourbon, einem Prinzen vom königlichen Geblüt, von der königlichen Frau Mutter und dem König selbst, angethan wurde. Die Mutter des Königs hatte sich in ihrem Wittwenstand in diesen Prinz verliebt, ihre Liebe wurde aber nicht mit Gegenliebe belohnet. Diese erste Leidenschaft verwandelte sich, wie es gemeiniglich bey einer verschmäheten Liebe geschieht, in Haß und Rache. Die königliche Mutter entschlosse sich, ihrem Liebhaber, von dem sie sich verachtet sah, nicht nur die Gnade des Königs zu entziehen, sondern denselben gänzlich unglüklich zu machen, ja ihn so weit zu bringen, daß er endlich das Königreich verlassen müßte. Niemals ist ein Anschlag von solcher Art mit beleidigenderer Ungerechtigkeit ausgeführt worden; aber auch niemals ist eine verübte Ungerechtigkeit empfindlicher widergolten worden, als diese. Die Mutter des Königs warf dem Herzog einen Rechtshandel an, welcher nach dem Geständniß aller Rechtsgelehrten, auf Seite des klagenden Theils alle Beweisthümer der höchsten Ungerechtigkeit an sich hatte. Welcher Richter aber besizet so viele Grossmuth, eine Mutter des regierenden Königs zu verfällen? Richter, welche in Rechtfertigungen von

Perso=

Personen ihres Stands, der strengsten Gerechtigkeit nachwandeln, können in ihren Gesinnungen wankend gemacht werden, wenn sie Urtheile über königliche Personen ertheilen müssen. Der dermalige Rechtshandel betraf aber die meisten liegenden Güter des gesamten Bourbonischen Hauses. Die Richter, welchen man durch alle Mittel zusezte, sprachen dem Herzog und seinem Hause alle diese Güter ab. Der König, von dem der verfolgte Connetabel eine Milterung dieses harten Urtheilspruchs erwartete, war so sehr von seiner Mutter wider ihn eingenohmen, daß er ihm sein Gesuch gänzlich abschluge, und ihm den Zutritt zu seiner Person nicht einmal gestatten wollte. Geringe Personen ziehen sich, wenn sie ungerecht handeln, gemeiniglich vielfältigen Verdruß und Verminderung ihrer wahren Ehre bey allen rechtschaffenen Menschen zu. Wenn aber Könige so weit können verblendet werden, daß sie die Gerechtigkeit, welche sie auch dem geringsten ihrer Unterthanen schuldig sind, in Ungerechtigkeit und Härte verwandeln; so sind denn auch die Folgen, die aus einem solchen Betragen entspringen müssen, so wol für ihre Personen, als für ihre Staaten, öfters mit weit mehrerm Schimpf und Unheil begleitet, als sie bey geringen Personen seyn können. Nur Menschen von der großmüthigsten Denkungsart können offenbare Ungerechtigkeiten mit Gedult ertragen, und die Selbstrache unterdrüken: Wie sehr gering aber ist nicht in allen Ständen die Anzahl solcher großmüthig denkender Menschen! Ist aber der Unrechtleidende noch darzu ein Mann von grossen Verdiensten, der dem Vatterland unbelohnt die wich-

tigsten

tigsten Wolthaten erzeigt hat ; wie groß wird denn die Schande , welche deswegen auf den Urheber der Ungerechtigkeit unauslöschlich zurük fällt ; und die Gefahr , daß dieser Ungerechtigkeit wegen der ganze Staat in Verwirrung gesezt worden ! Der Herzog von Bourbon wurde auch wirklich durch dieses gewaltthätige Verfahren gezwungen , sich dem Kayser in die Arme zu werfen , und seinen geheimen Anträgen Gehör zu geben. Er verließ in Geheim das Königreich , welchem er in der Schlacht bey Marignan ausnehmende Dienste erzeigt hatte ; massen er das vornehmste Werkzeug war , daß das königliche Heer in dieser blutigen Schlacht seinen Stand wieder die tapfern Eidgenossen behaupten konnte. Die Erbitterung war bey dem König wegen dieser Flucht anfänglich so groß , daß er den Schaden , welcher dadurch seinem Reich bereitet wurde , nicht einsehen wollte. Der Kayser hingegen nahm diesen grossen Flüchtling mit offenen Armen auf. Er versprach ihm auch genugsame Gelegenheit , seiner persönlichen Rache wider den König in Frankreich ein völliges Genügen zu thun. Der Kayser und der König in Engelland , welche noch immer Bundsgenossen blieben , machten mit ihm einen Entwurf , Frankreich zu zertrümmern ; das alte Königreich Arelat , welches ein Lehen des Römischen Reichs gewesen war , wieder aufzurichten , und ihn zum König über dasselbe zu erheben. Die Provence und das Dauphine hatten ehedem den vornehmsten Theil dieses in den mittlern Zeiten berühmten Arelatischen Königreichs ausgemacht. Der Connetable von Bourbon hatte auch auf die

erstere

erstere dieser Landschaften besondere rechtsbegründete Anfoderungen.

Um diesen Entwurf auszuführen, wurde dem Herzog die oberste Anführung des kayserlichen Heers anvertraut. Er überschwemmte mit demselben sogleich die Provence, eroberte Toulon, und belagerte Marseille. Vor dieser Stadt aber hatte er den Verdruß, zu sehen, daß seine Anschläge strandeten. Der König Franz wurde nicht so fast durch die Gefahr, welche seinem Reich obschwebete, gedrungen, die Feinde zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen; als vielmehr aus Erbitterung wider den Herzog, und zur Vernichtung seiner ehrgeizigen Anschläge. Er erhielt auch seinen Zwek: Die Belagerung wurde mit grösstem Verlust aufgehoben, die schon beynahe eroberte Provence verlassen, und wenigstens für eine Zeitlang die Wiederaufrichtung des Königreich Arelat ins Vergessen gesezt. Dieser erwünschte Umstand beförderte bey dem König den schon vorher gefaßten Entschluß, den Krieg in eigner Person in Italien zu führen. Der Anfang des 1525sten Jahrs war für seine Waffen ganz beglükt. Clemens der VIIte, der sich vor der anwachsenden kayserlichen Macht in Italien fürchtete, trat mit dem König in ein Bündniß. Die Stadt Mayland, nebst andern Städten mehr, wurden eben so schnell erobert, als sie in dem vorigen Jahre verlohren gegangen waren; und das feindliche Heer, welches von dem Herzog von Bourbon, von Launoy. Unter König von Neapolis, und dem Marggraf von Pescaira, den versuchtesten Feldherren dieser Zeit angeführt wurde, hatte sich auf die Gränzen des Herzogthums

zurük

zurük gezogen. Alles dieses vermehrte den Muth des Königs. Aus allzu sicherm Vertrauen, daß er von einem zurük weichenden Feind keinen Widerstand mehr zu besorgen hätte, theilete er sein Heer in verschiedene Haufen ab, um die noch übrigen Städte desto schneller unter seinen Gehorsam zu bringen. Dieses war der erste Fehler. Mit dem stärksten Haufen belagerte er selbst in dem Hornung, also noch in dem Winter, die Stadt Pavia. Dieses war die zweyte Veranlassung seines Unglüks. Er glaubte nicht, daß der zurükweichende Feind, während der Zeit, daß seine Völker von einander allzuweit entfernt waren, er selbst aber sich mit der Belagerung von Pavia beschäftigte, seine Kräfte sammeln, und auf seinen geschwächten Haupthaufen einen neuen Anfall unternehmen würde. Allein was ist bey einem erbitterten Feind, der Tag und Nacht auf Rache lauert, auszurichten unmöglich? Der Connetable von Bourbon war nur in der Absicht zurük gezogen, um theils die Hize der Franzosen an den Mayländischen Städten sich abkühlen zu lassen; theils auch aus dem Königreich Neapolis, und Teutschland, neue Verstärkung an sich zu ziehen. Mit solcher fiel er mit der Kühnheit eines Hannibals, die königlichen Völker in ihren Verschanzungen an. Diese fochten unter den Augen eines selbst dapfern Königs mit gröster Unerschrokenheit. Der Herzog von Bourbon liesse sich mit seinen dapfern Unterbefehlhabern zurük treiben; er that aber dieses mehr aus Vorsaz, als aus Noth gedrungen. Er kannte die erste Hize seiner eignen Landsleute, welche er selbst oftmals angeführt hatte. Er wußte gar wol, daß ihre allzugrosse Hize in dem

ersten Anfall alles vor sich herzutreiben, von einem gegenseitigen klugen Feldherrn überaus wol könnte genuzt, und daß dem Französischen Haufen ein beynahe erhaltener Sieg leichtlich könnte aus den Händen gewunden werden. Der König liesse sich auch wirklich von diesem ihm an List und Erfahrenheit weit überlegenen Feinde berüken. Er zog sich aus seinem verschanzten Lager heraus. Er wollte den seiner Vorstellung nach fliehenden Feind gänzlich zu Grund richten. Dieses war der wichtigste Fehler, welchen der König an diesem auf die spätesten Zeiten merkwürdigen Tag begienge. Der Connetable hatte diesen Fehler kaum bemerket, als er sich von seiner verstellten Flucht zurük wandte, den König muthig angrif, und seine Völker in solche Unordnung brachte, daß er nothwendig fand, sich wiederum nach seinem verschanzten, und mit Geschüz best verwahrten Lager zurük zu ziehen. Es wurde ihm aber so heftig zugesezt, daß der Zurükzug schon einer Flucht ähnlich war. Er wurde bis unter die Canonen seines Lagers verfolget. Weil aber dieselben, aus Forcht den König selbst und die seinigen zu schädigen, nicht konnten auf den Feind abgebrannt werden, so wurden sie auch für den König unnüzlich. Die kayserlichen Völker drangen sich zugleich mit den königlichen in das Lager hinein. Endlich wurde der König nach einer ruhmlich erzeigten Dapferkeit, von dem Herzog von Bourbon zum Gefangenen gemacht. Dieses war der Ausgang der so berühmten Schlacht bey Pavia, welche sich auf den 24sten Hornung des 1525sten Jahrs zutrug. Die noch übrigen hin und wieder in dem Herzogthum zerstreuten Französischen Haufen, wurden auf diese auf-

ferordentliche Nachricht von der mißlungenen Schlacht, und der Gefangenschaft des Königs mit Furcht und Schreken erfüllt. Aller Orten verliessen sie die Städte, und zogen sich in gröster Eile, noch von den siegenden kayserlichen Feldherren verfolgt, über das Gebirg in Frankreich zurük. Der König aber wurde anfänglich auf dem Schloß Vizzigetne so lange verwahret, bis von dem Kayser aus Spanien neue Verhaltungsbefehle eintrafen, da denn der König denselben zufolge nach Madrid abgeführt wurde.

Also mußte König Franz der Iste auch selbst das Ungemach des Kriegs, und die betrübten Folgen desselben an seiner eignen Person empfinden. Gemeinlich fällt das Elend des Kriegs auf die unschuldigen Unterthanen. Gehet es bey demselben glüklich, so werden sie doch von dem Landesherrn durch starke Auflagen, durch beschwerliche Dienste, Fuhren = = mitgenohmen. Gar oft werden sie ihrer besten Kinder und ihrer Nahrung beraubet. Wird aber der Krieg unglüklich geführt, bricht der Feind in das Land ein, so empfindet denn zumal der unschuldige Bürger und Unterthan alle Last des Kriegs zehenfach, welche er vorher einfach erduldet hat. Haus, Güter, Ehre und Leben, stehen vor dem erbitterten Soldat, der sich nunmehr als Sieger alles für erlaubt hält, in stündlicher Gefahr. Selten nihmt der Landsherr, der Urheber dieses Elends, an den Trübsalen seiner getreuen Unterthanen den mindesten Antheil. Er fährt fort in seiner gewohnten Weichlichkeit und Ueberfluß zu leben. Seinen schädlichen Vergnügungen darf auch

in

in der Wuth des Kriegs nicht das geringste entzogen werden. Die Unterthanen reichen den lezten Heller zur Errettung des Staats her, der Fürst aber läßt von seinen Verschwendungen nicht ab. Die seinigen versprizen ohne Murren aus Liebe zum Vatterland ihr Blut, da der Fürst ganz unbesorgt sich mit seinen Schmeichlern erlustiget. Bisweilen kan er gar das vielfältige Elend derjenigen, deren Vatter er seyn sollte, mit kaltem Blut, und ohne Bewegung sehen und hören. Das Flehen und Aechzen der Unglüklichen ist wenig vermögend, sein hartes Herz zu bewegen, dem verderblichen Krieg, von dessen Jammer er nichts empfindet, ein Ende zu machen. Dieses ist der gewohnte Lauf der meisten Kriege in unserm Welttheil. Der König und seine Minister, welche diese traurigen Flammen ohne Noth anblasen, wissen alles Ungemach derselben auf diejenigen zu welzen, welche auch zu Friedenszeiten die Beschwerden des Staats tragen müssen. Doch bisweilen trefen auch die Gerichte der Göttlichen Vorsehung ganz empfindlich auf diejenigen, welche dieselben verursachen. Dadurch rechtfertigen sich diese sehr oft unerforschlichen Gerichte auch in den Urtheilen kurzsichtiger Menschen. Das Leben dieser Zeit, welches mehr Jammer und Ungemach, als Vergnügen und Glükseligkeit mit sich führet, würde dem grossen Haufen unerträglich werden, wenn, besonders bey Landplagen, nur die Unschuldigen leiden, die Schuldigen hingegen leer ausgehen, = = wenn nur die, so an derselben Veranlassung und Ausbruch den mindesten Antheil tragen, der Vorwurf der Züchtigungen dieser Zeit seyn sollten; die Grossen aber nur zur Rechenschaft und Be-

strafung in jener Welt sollten aufbehalten werden. Geschieht es gleich selten, daß Könige und Fürsten, die durch Leichtsinn und Herrschsucht ihre Staaten in Feur und Flammen gesezt, und ihre Unterthanen in unwiderbringliches Verderben gestürzt, selbst persönlich darunter leiden müssen; so sind doch diese seltenen Beyspiele kräftig überzeugende Beweißthümmer von der höchsten Gerechtigkeit der Vorsehung, weil sie in dem Gedächtniß und den Geschichten der Völker immerzu zeugen, und in unverweslichem Angedenken bewahret werden. = =

Der nach Madrit gefangen abgeführte König in Frankreich empfande in seiner gefänglichen Verhaft, welche fünfzehen Monat dauerte, alles Ungemach, welches ein unglüklicher Krieg als unausweichliche Folgen desselben nach sich ziehet. Carl der Vte, dieser glükliche Fürst, welchem bisdahin alles, so wie er es wünschte, von statten gegangen, = = = der bis auf diesen Tag nur in seinem Cabinet gearbeitet, oder der vielmehr nur die klugen Rathschläge seiner Staatsbedienten durch sein Ansehen bekräftiget hatte; niemals aber sich auf dem grossen Schauplaz des Kriegs sehen lassen, betruge sich anfänglich gegen seinen königlichen Gefangenen ganz übermüthig und hart. Seine Staatsbedienten hatten ihm diesen Rath ertheilt: „ Wenn er den gefangenen König sich auf immerzu wollte zu einem wahren Freunde machen, so sollte er denselben ohne alle Bedinge auf freyen Fuß stellen: Wollte er aber von seinem Glük so viel Nuzen ziehen, als ihm die Verwirrungen in Frankreich während seiner Gefangenschaft unausweichlich verschaffen würden,

den, so sollte er denselben lebenslang gefangen behalten; wenigstens so harte Bedingnisse auferlegen, als er nur möchte.“ Allein der Kayser besaß nicht so viele Großmuth der Seele, daß er den erstern Rath hätte befolgen können, der doch für seine und seiner Staaten künftige Ruhe, wie auch für seinen Nachruhm der zuträglichste gewesen wäre. Er glaubte, so etwas zu thun, wäre der Staatsklugheit zuwider, und würde ihm mehr Schimpf als Hochachtung zuwenden. Der andere Rathschlag aber bedunkte ihn gar zu grausam. Es kam ihm allzu hart vor, ihn seine ganze Lebenszeit gefangen zu halten. Weil also der Kayser weder die Edelmüthigkeit noch die Grausamkeit auf das äusserste betreiben wollte, so hielt er vor das sicherste, die Mittelstrasse zwischen beyden ihm gegebenen Rathschlägen zu erwehlen. Aber eben diese Mittelstrasse, welche der Kayser zu erwehlen vermeinte, war die Ursache, daß weder die eine noch die andere seiner Absichten konnte erreicht werden. Selten wissen die Menschen sich der glüklichen Umstände vorsichtig genug zu bedienen. Es wird ihnen viel leichter, aus dem Unglük wahren Vortheil zu erlangen. * *

Die Einsamkeit sezte indessen dem gefangenen König so heftig zu, daß er in eine schwere Krankheit verfiele. Carl gestattete ihm keine Gesellschaft als die seinige. Doch die Gesellschaft des Siegers ist dem besiegten unerträglich; er siehet das Leben gleichgültig an, wenn er nur mit seinem Kerkermeister, den er als die einige Ursache seines Elends betrachtet, Umgang haben soll. Diese Krankheit war indessen vermögend, die Härte des Kayſers zu erweichen.

then. Er mußte fürchten, daß die Schwermuth oder gar der Tod des König, ihm nicht allein den immerwährenden Haß von ganz Frankreich, sondern auch von dem übrigen Europa zuziehen würde. Aus Betrachtung dessen wurde er weit menschlicher gegen den königlichen Gefangenen; er verstattete ihm die Gesellschaft seiner Schwester, der Herzogin von Alencon. Dieses geänderte Betragen schafte ihm so viele Leibs- und Gemüthsruhe, als eine Person in seinen Umständen, welche kurz vorher eines prächtigen Hoflebens, und königlicher Ergezlichkeiten täglich gewohnt ware, erwarten konnte. Doch die eigentliche Ursache, welche dem Kayser in seinem Betragen gegen den gefangenen König eine Veränderung anriethe, war die Vereinigung verschiedener Machten wider ihn, zum Vortheil des Gefangenen. Ganz Europa war über das Uebergewicht, welches der Kayser durch seine beglükten Waffen über Frankreich erhalten hatte, erstaunt. Die meisten wünschten zwar, daß diese zwey grösten Machten ihre Kräfte durch einander schwächen möchten: Mit Gleichgültigkeit konnte man aber nicht zusehen, daß eine derselben die andere verschlingen sollte. Scheuen gleich die unpartheyischen Machten, an einem Kriege bey desselben Ausbruch Theil zu nehmen, so erfodert es doch die Vorsicht seiner Selbsterhaltung, in dem Fortlauf desselben einer schnell um sich greifenden Macht, welche andern die Fesseln drohet, Schranken zu sezen, und das in Anfang versäumte nach Möglichkeit wiederum gut zu machen. Selbst auch diejenigen Machten, welche durch ihren Beystand eine andere ihren Feinden allzu stark überlegen gemacht

haben,

haben, glauben sich berechtiget, von dem eingegangenen Bündniß abzutretten, entweder parteylos zu seyn, oder gar die durch den Sieger geschwächte Macht zu unterstüzen. Es müssen sich denn aber auch diejenigen Machten, welche diesen leztern Grundsaz befolgen, die Folgen gefallen lassen, wenn der Ausgang ihren Entwürfen zuwider ist, und die schon siegreiche Macht, ungeachtet des verstärkten Widerstands, dennoch die Oberhand behält.

Der Papst Clemens der VIIte hatte schon in dem vorigen Jahr die Partey des Kayserś verlassen. Die Niederlage und Gefangenschaft des Königs Franz besteifete ihn noch mehr in seinen Gesinnungen. Die Römischen Päpste sehen noch lieber eine jede andere fremde Macht in Italien mächtig, als des Kayserś, wenn sie weder die einte noch die andere hintern können, sich in diesem Land Besizungen zu erwerben. Es liegt ihnen in unvergeßlichem Angedenken, wie so viele durch den Lauf der Zeiten verlohrne Rechte und Länder von Italien, die Kayser zurük zu fodern berechtigt seyn; und wie so sehr der Heil. Stul bey diesen Zurükfoderungen eines mächtigen Kayserś zu kurz kommen würde. Der König in Engelland bedachte sich nicht lange, seinem Bündniß mit dem Kayser Abschied zu geben. Er wollte Frankreich nicht von Spanien unterdrükt, sondern nur so schwach haben, daß es sich in die Engelländischen Angelegenheiten, zum Nachtheil des regierenden Hauses, nicht mischen könnte. Er liesse sich also den Antrag der königlichen Mutter in Frankreich, zu einem Frieden, gar wol gefallen. Die Republic Venedig, welche bisdahin diesem hi-

zigen Kriege, der in ihrer Nachbarschaft geführt wurde, in Ruhe zugesehen, war beglaubt, sie müßte ihrer eignen Sicherheit wegen sich auf die Seite des schwächern lenken, und dadurch die so ungleichen Wagschalen wiederum in das Gleichgewicht sezen.

Wenn aber verschiedene Machten ihre Kräfte wider eine einige vereinigen, so würken diese vereinigten Kräfte niemals weder so stark noch so schnell, daß sie nicht durch einen jeden unvorgesehenen Zufall und durch geringe Hindernisse in eine Unthätigkeit könnten gebracht werden. Der Kayser wußte dieses. Weil er aber klug war, weil er seine Feinde ohne Noth nicht häufen wollte, = = weil er seine Staaten und das Leere seiner Schazkammer kañte, so wollte er dem Ausbruch dieses Bündnisses durch eine Friedenshandlung mit dem gefangenen König zuvor kommen. Dieselbe kam 1526. zu Stand. Der „ König in Frankreich entsagte in derselben allen „ seinen Ansprüchen auf Mayland, er erliesse dem „ Kayser alle Lehenspflichten wegen einiger niederländischen Provinzen, = = versprach das Herzogthum Burgund an den Kayser abzutretten, und „ des Kayſers Schwester Eleonora, verwittibte Königin von Portugall, zu ehelichen. “ An dem leztern Bedinge schien dem Kayser so vieles gelegen zu seyn, daß die Verlöbniß mit der kayserlichen Schwester noch in Spanien vor sich gehen mußte. Unter diesen Bedingnissen erhielte der König die Freyheit, wiederum in sein Königreich zurük zu kehren. Doch bevor seine Abreise erfolgte, mußte

er, zur Gewißheit der Friedenshandlung, seine beyden jüngsten Prinzen dem Kayser zu Handen stellen.

Es wäre eine grosse Glükseligkeit für die Staaten dieser beyden Monarchen gewesen, wenn diese Friedenshandlung von beyden Theilen aufrichtig wäre gemeint gewesen. Man kan nicht läugnen, daß der Kayser sich seiner damals blühenden Umstände allzuvortheilhaft habe bedienen wollen. Er war ein Augenzeuge von der Ungedult des Königs während seiner Gefangenschaft. Die erstaunliche Sehnsucht desselben nach seinem Königreich und Freyheit, war ihm gar wol bekannt. Gewiß ist es, daß der König, um sich der Gefangenschaft zu erledigen, die Einwilligung zu noch härtern Friedens-Bedingnissen gegeben hätte, ohne daß bey ihm ein wahrer Ernst gewesen wäre, solche nach erlangter Freyheit zu erfüllen. War es aber eine Großmuth, oder eine wahre Staatsklugheit an dem Kayser, einem gefangenen König, welchen er noch durch eine nahe Blutsfreundschaft mit sich zu verbinden wünschte, allzuharte Bedingnisse für seine Freyheit abzupressen, ohne sie vorher pünctlich erfüllen zu lassen? Keines von beyden. Hat gleich der Kayser den König von Frankreich über ein Jahr in dem Herze seiner Staaten gefänglich bewahret, so hätte er dennoch eine lobenswürdige Großmuth an ihm ausgeübt, wenn er allein von ihm einen immerwährenden Verzicht auf das Herzogthum Mayland begehrt hätte: Dieses Herzogthum gab die wahre und beynahe die einige Gelegenheit des Kriegs; es war die Quelle der Eifersucht zwischen beyden Monarchen. Wäre also diese durch das einige Beding der

Freyheit des Königs zugestopft worden, wie so viele wahre Vortheile hätte denn der Kayser durch diese Mäßigung, auf seine Person, auf seine Nachkommenschaft, und sämtliche weitläufige Staaten ableiten können? welche alle er aber durch seine harten Foderungen zernichtet hat. Die Staatsklugheit bey dieser Friedenshandlung war ebenfalls auf Seite des Kayfers abwesend. Er wollte die Abtrettung des Herzogthums Burgund haben, welches zwar schon von dem Kayser Maximilian in Anspruch genohmen war; der aber dadurch, daß dieses Herzogthum ein männliches Cronlehen von Frankreich war, welches nach Erloschung des Burgundischen Mannsstammes als erledigt wieder an die Crone zurük fallen sollte, vieles von seiner Grundlichkeit verlohren hat. Er versäumte aber, daß ihm dasselbe noch während der Gefangenschaft des Königs abgetretten würde. Er hielte sich durch die Friedenshandlung selbst, durch das Königliche Wort, = = und durch Auslieferung zweyer Königlichen Prinzen, als Bürgen dieser Friedenshandlung, genugsam gesichert. Schriftliche Verträge und wörtliche Versicherungen selbst gecrönter Häupter sind aber leider! nicht jederzeit unwiderrufliche Beweisthümer, von der pünctlichen und beständigen Verbindlichkeit der Friedenshandlungen. Mußte der Kayser nicht ganz ungezwungen sich dasjenige vorstellen, was hernach der König zu seiner Vertheidigung vorbrachte, daß er das Herzogthum ohne Einwilligung der Stände seines Reichs nicht abtretten könne? Die Königlichen Prinzen, welche als Bürgen nach Spanien geschikt wurden, scheinen hey dem ersten Anblik eine genugsame Versicherung von der Redlichkeit des geschlos-

schlossenen Friedens zu seyn. Erinnert man sich aber, daß keiner derselben der Erstgeborne gewesen, = = daß ihre auch vieljährige Abwesenheit, so lang derselben ältere Brüder im Leben waren, in dem Reich weder Unordnung noch Verwirrung nach sich ziehen konnte, = = daß man sie in der That für nichts höhers als vornehme Privatpersohnen anzusehen hatte, = = daß der König durch Verlauf der Zeiten schon kräftige Mittel finden werde, derselben wiederum habhaft zu werden, = = und daß endlich der Kayser, gesezt auch, daß eine neue Erbitterung zwischen beyden Monarchen auf das höchste gestiegen wäre, ohne seinem Gedächtniß einen unauslöschlichen Schimpf zuzuziehen, nicht hätte zugeben können, daß den Prinzen etwas ihrem Leben nachtheiliges sollte zugefüget werden; = = so wird auch diese Bürgschaft von einer schlechten Verbindlichkeit. Sie verschafte dem Kayser das Burgundische Herzogthum eben so wenig, als die von dem König selbst unterschriebene Friedenshandlung. Der Kayser erhielt also durch den Madriter-Frieden, und durch die Lediglassung des Königs Franz nichts weiter, als was er schon durch die Waffen an sich gebracht hatte, nemlich das Herzogthum Mayland. Ob aber der König in Frankreich vor der damaligen Welt sich wegen nicht Erfüllung des Madriter-Friedens, besonders in dem Punct, welcher das Herzogthum Burgund betraf, dadurch genugsam gerechtfertigt habe, daß er sich mit der Weigerung der Stände seines Königreichs entschuldiget? ist eine Aufgabe, welche der Leser selbst entwikeln mag. Ich will nur dieses einige hinzusezen: Daß die Könige in Frankreich auch in den Zeiten des sechszehenden Jahrhunderts,

derts, die Weigerung ihrer Stände, in Sachen, welche sie selbst gewünscht, und an welchen ihnen gelegen war, nicht gar hoch geachtet, = = daß sie auch mit Widerspruch der Stände ihre Absichten zu erreichen gewußt; = = daß das Betragen des Königs Johann des IIten von Frankreich, der Anno 1364. sich freywillig bey dem König in Engelland als einen Kriegsgefangenen einstellte, weil er die Bedingnisse seiner Lediglassung nicht hatte erfüllen können, ohne Zweifel mehrern Ruhm verdiene, als das Betragen des Königs Franz des Isten, in beynahe gleichen Umständen.

Der Kayser hatte also von dem glüklichen Ausgang der Schlacht bey Pavia, und der Madriter-Friedenshandlung sehr wenigen Vortheil, wol aber vielen Verdruß. Die schimpflichen Vorwürfe, welche derselbe dem König in Frankreich machte, daß er sein zu Madrit gegebenes königliches Wort nicht gehalten; = = die eben so hizige Zurükgebung dieser Vorwürfe von Seite des Königs, = = die Ausfoderungen zu einem Zweykampf, = = waren Folgen, welche den Sitten dieser Zeit, = = dem besondern Nachruhm beyder Monarchen, geringe Ehre brachten, ihre persohnliche Eifersucht aber mehr entflammten als tilgeten.

Das Glük, welches die Kayserlichen Waffen an dem Tage bey Pavia so günstig angelachet, fuhr fort, dieselben auch in dem 1527sten Jahr zu beglüken. Clemens der VIIte hatte zu der Zeit, als der König in Frankreich mit einem auserlesenen Heer in dem Herzogthum Mayland stunde, mit demselben zum

Rach-

Nachtheil des Kayſers ein Bündniß getrofen. Dieſes Bündniß, welches den Kayſer und den Papſt in Feindſchaft ſezte, ſollte den erſtern zum Herrn von Rom machen; der Florentiniſche Freyſtaat aber, mußte mit Verluſt ſeiner Freyheit das Opfer werden, welches dieſe zwey erbitterten Fürſten mit einander wiederum ausſöhnen ſollte. Gewiß eine wunderbare Verkettung groſſer Begebenheiten! Der kurzſichtige Menſch, der nur das äuſſere der Begebenheiten in dieſer Welt, und die Veränderungen groſſer Städte und Länder betrachtet, glaubt ſich öfters berechtiget anzunehmen, daß der oberſte Regent der Welt ſeine Hand eine Zeitlang von derſelben abgezogen, und alles dem Zufall, = = der Willkur der Menſchen, = = oder der Verabredung groſſer Herren überlaſſen habe. Aber eben dieſe groſſen Begebenheiten können uns von der Schwäche der ſich ſelbſt überlaſſenen Vernunft, und der Betrüglichkeit unſerer Urtheile mächtig überzeugen; wenn wir nur dieſe ſelbſt redende Ueberzeugung annehmen wollen. Es bleibt zwar eine richtige Wahrheit, daß die Wege der Regierung des Höchſten gar oft unbegreiflich bleiben. Dieſes aber wäre ein trauriger Grund, die höchſte Vorſehung von der Welt zu verbannen, und dem Zufall, oder einigen wenigen Menſchen, das Schikſal ganzer Völker aufzutragen. Welcher wird ſicherer gehen? Derjenige, der die groſſen Veränderungen der Welt, = = die Plagen und Züchtigungen, welche ganze Städte und Völkerſchaften heimſuchen, = = den Umſturz groſſer Königreiche und freyer Staaten, der wachenden höchſten Gerechtigkeit, als kräftige Rüfe, daß ſie lebe, und die Thaten der Menſchen beobachte, zuſchreibet? oder derjenige, der

dieselben für zufällige Begebenheiten, = = für Menschenwerke, die weder auf die vergangenen noch zukünftigen sittlichen Handlungen der Völker einen Einfluß haben, ansiehet? Der erstere gleichet demjenigen Wanderer, der sich mit Vorsichtigkeit und Klugheit einem Abgrund entziehet, und dadurch seine Errettung erhält. Der leztere aber einem, der mit Tollkühnheit dem Abgrund sich nähert, dessen Gesicht aber über den Anblik schwindelnd wird, und sich in sein Verderben stürzt.

Es war aber das Bündniß des Papsts mit dem Könige in Frankreich, nicht die einige Ursache von Eroberung der Stadt Rom. Der Kayser hatte seinen Feldherren gar keinen Befehl zugesendt, den ersten Bischof seiner Kirche deßwegen zu züchtigen. Die Noth, in welcher sich das Kayserliche Heer befand, hatte den wichtigsten Antheil an dieser merkwürdigen Begebenheit. Es waren bey demselben mächtige Verstärkungen aus Teutschland eingetroffen; die Besoldungen aber, welche aus Spanien fliessen sollten, blieben von Monat zu Monat zurük. Das Herzogthum Mayland, nebst andern angränzenden Ländern, waren in der Zeit daß der Krieg gedauert hatte, auf das äusserste entnervet; sie konnten zur Befriedigung eines zahlreichen Heers nur sehr weniges darreichen. Der Herzog von Bourbon, der oberste Feldherr desselben, sah die Gefahr, welche den Kayser unausweichlich drüken mußte, wenn dieses so tapfere Heer aus Mangel der Besoldung sich zerstreuen, oder gar zu den Feinden hinüber gehen sollte. Er schluge, um dieses zu verhintern, den Befehlshabern vor, auf Rom zu ziehen, und

diese

diese grosse Stadt, welche bey Jahrhunderten die Reichthümer von Europa verschlungen hatte, zu plündern. Der Vorschlag wurde durch die dringende Nothwendigkeit, in welche sich das Heer versezt sah, von desselben Häuptern gebilliget. Der Vorwurf, daß man dadurch den Statthalter Christi betrübte, wurde von den rauhen Soldaten gar leicht gestillet. Von dem Kayser aber glaubte man, daß wenn die Unternehmung glüklich von statten gegangen, dieselbe mit der Nothwendigkeit, und daß der Papst sich als Feind erzeigte, leichtlich könne entschuldiget werden.

Das Kayserliche Heer zog also mit schnellen Schritten auf Rom. Die Stadt wurde bestürmt, und in dem Sturm erobert. Der Herzog von Bourbon aber, dieser tapfere Feldherr und vornehmste Urheber dieses Anschlags, in dem Sturm getödet. Dieser grosse Mann war das Werkzeug, durch welches die höchste Gerechtigkeit zwey grosse Fürsten persönlich züchtigen wollte: So bald aber diese grossen Absichten durch ihn waren ausgeführt worden, fande er das Ziel seiner Tage, ohne daß er vorher seine grossen Entwürfe zu einem erwünschten Ausgang hätte bringen können: Es wäre denn, daß man den Wunsch sich an seinem König zu rächen, als einen seiner Entwürfe zehlen wollte. Denn es ist unstreitig, daß kein Fürst das Vergnügen an seinem Beleidiger gerochen zu werden, wenn das für einen grossen Mann ein Vergnügen seyn kan, in einem so ausnehmenden Grad, als wie der Herzog von Bourbon gekostet hat. Doch sein vornehmster Entwurf, das Arelatische Königreich durch Kay-

sers

ser'lichen Beystand wiedermm aufzurichten, und sich selbst zum Nachtheil der Crone Frankreich über dasselbe zum König zu machen, verschwand mit seinem Tode gänzlich. Man kan mit Recht behaupten, daß sein Ende so wol dem König in Frankreich, als dem Kayser vortheilhaft gewesen. Hatte der Herzog diesem leztern Monarchen gleich grosse Dienste gethan, und ihn durch die erfochtenen Siege zum höchsten Schiedrichter von Italien gemacht; so würde er doch denselben, wenn er länger bey Leben geblieben wäre, in nicht geringe Verlegenheit gesezt haben. Entweder hätte der Kayser ihn aus Dankbarkeit zum König über das Arelatische Reich, so wie sie dessen mit einander einig worden waren, erheben, oder aber ihn mit dem König in Frankreich seinem Herrn wiederum aussöhnen müssen. Das erstere stunde nicht lediglich in des Kayserś Macht. Die Eroberung der Provence und des Dauphine, hätten gewiß mit grossen Summen, und Strömen von Blut müssen erhalten werden. Das zweyte aber, die Aussöhnung mit seinem König, wäre ebenfalls auch nicht das leichteste gewesen. Das Vorgeben, ihm das Herzogthum Mayland abzutretten, war niemal des Kayserś wahrer Ernst. Er wollte gegen den Herzog nur auf Unkosten seiner Feinde, nicht aber seines eignen Hauses, seine Dankbarkeit bescheinen. Der König Franz hielte sich durch des Herzogs Verlassung des Königreichs, und durch desselben Uebergang zu seinem Feinde, schon sehr beleidiget. Da er aber noch dazu die Waffen selbst wider seinen König getragen, = = = da der König ihm, wie er es in der That war, als das Hauptwerkzeug der Niederlage seines Heers, und seiner Gefan-

Gefangenschaft bey Pavia, = = = vielleicht auch als den Urheber der harten Begegniß ansah, welche er in den ersten Monaten seiner Gefangenschaft erdulden mußte, = = = so war die Erbitterung des Königs wider ihn so groß, daß nichts anders als ein zusammenhangendes Glük der Kayserlichen Waffen ihn hätte zwingen können, dem Herzog zu verzeihen. Denn Könige wollen sich nicht überzeugen lassen, daß sie einem ihrer Unterthanen Unrecht zugefügt haben: Oder gesezt auch, die Folgen vermöchten sie zu dieser Ueberzeugung, so können sie doch nicht wol zugeben, daß auch ein beleidigter Unterthan die Waffen wider seinen anerbornen Oberherrn führen soülte. Man weiß, daß die Begnadigung des grossen Condé, den Pyrenäischen Frieden in dem vergangenen Jahrhundert überaus schwer gemacht, = = = da aber der Tod des Herzogs von Bourbon den Frieden zwischen beyden Monarchen sehr erleichtert, so kan man diesen Umstand in Betrachtung beydseitiger Staaten als einen wahren Vortheil betrachten.

Das mit Sturm eroberte Rom empfand inzwischen alles bittere Ungemach eines wütenden Kriegs, und alle traurigen Folgen einer mit Sturm eroberten Stadt: Und dieses um so viel mehr, da der Herzog von Bourbon, der durch sein hohes Ansehen die Wuth und Zügellosigkeit des gemeinen Soldaten hätte bezähmen können, nicht mehr am Leben war. Dieser Tod war in der That eine nicht geringe Vermehrung der Drangsalen, welche der Papst selbst, und die Einwohner erdulden mußten. Keine Feder ist auch hinreichend, den Greuel der Ver-

wüstung sattsam zu beschreiben, welchen die Stadt in den ersten Tagen nach derselben Eroberung über sich mußte ergehen lassen. Ich will auch über diese jammervolle Geschichte den Vorhang ziehen. Ja ich werde mich selbst aller Anmerkungen enthalten, so leicht es auch fallen würde, über diese merkwürdige Begebenheiten solche anzubringen. Sie möchten aus der Feder eines Protestanten nicht jedem Leser angenehm seyn.

Carl der Vte hatte also, ehe er selbst einmal unter einem Zelt geschlaffen, das ungewohnte Glük erlebt, einen König in Frankreich, und einen Römischen Papst gefänglich in seine Gewalt zu bringen. Er fand aber nicht rathsam, den Papst, so wie den König in Frankreich, nach Spanien abführen zu lassen; obgleich der Papst anfänglich mit dieser unangenehmen Reise bedrohet wurde. Er konnte aus desselben Gefangenschaft nicht so vielen Vortheil ziehen, als aus des Königs; die persönliche Eifersucht und Erbitterung war auch niemal auf einen so hohen Grad gestiegen, als zwischen beyden Monarchen. Ja der Kayser wollte nicht einmal zugeben, daß die Bestürmung der Stadt Rom auf seinen Befehl geschehen sey. Auf die Nachricht, daß der Papst in der Engelsburg belagert werde, ließ er in allen Kirchen seiner Hauptstadt, für die Erledigung des Stadthalters Christi auf Erden Gebetstunden anstellen; obgleich sein Eifer nicht von jedermann als der reineste erkannt wurde. Ins Gegentheil kan man sich sehr verwundern, daß der Kayser aus der Eroberung der Stadt Rom, und aus dem Schreken, den seine siegrei-

chen

chen Waffen in ganz Europa erweken mußten, nicht mehrere Vortheile eingeerndet, = = = daß er die uralte Rechtsame seiner Vorfahren an der Kayserlichen Würde, auf diese ehemalige Hauptstadt der Welt, nicht mehrers geltend gemacht, als er nach allen Umständen wol hätte thun können, = = = daß er vielmehr dem Papst für eine grosse Summe Geldes seine Freyheit geschenkt, um sein Kriegsheer zu befriedigen, = = = die Hauptstadt Rom, samt allem, was an den Kirchen-Staat gehörte, zurük gegeben, = = = ja mit demselben so gar ein besonderes und geheimes Bündniß verabredet hat. Dieses beynahe großmüthige und uneigennüzige Betragen des Kayserś, in seinem damaligen Glük, ist einer der kräftigsten Beweise, daß dieser Monarch, wenigstens in seinen jüngern Jahren, nicht nach einer allgemeinen Herrschaft über Europa gestrebt habe, dessen er doch von vielen berühmten Geschichtschreibern beschuldiget wird. Doch es war auch noch eine andere entferntere Ursache, welche den Kayser zu dieser Mäßigung vermochte.

Die Könige von Frankreich und Engelland hatten nebst den freyen Staaten von Venedig und Florenz, eine Bündniß unter einander geschlossen, dem fernern schnellen Lauf der Kayserlichen Waffen, vor welchen ihnen nicht wenig grauete, Einhalt zu thun, und den gefangenen Papst zu erledigen. Wäre es mit dieser Bündniß von allen an demselben Theil nehmenden Machten ernstlich gemeint gewesen, so hätte sie die Kayserliche Macht nicht wenig trennen und schwächen können. Aber nur der König in Frankreich schien es im Ernst gemeint zu haben.

Ein Theil seiner Völker rükte so wol in das Mayländische als in das Königreich Neapolis ein. Sie machten in beyden Landschaften nicht geringe Eroberungen. Mit der Belagerung von Neapolis aber wollte es nicht gelingen. Der Mangel an Lebensmitteln, und die durch solchen verursachten Krankheiten, rafften den grösten Theil dieses Heers dahin. Das andere Heer, so in das Herzogtum Mayland eingebrochen war, hatte kein besseres Schiksal. Es wurde hin und wieder von den Kayserlichen Völkern geschlagen; so daß der Kayser abermal die Oberhand erhielt, und die Anschläge des wider ihn gemachten Bündnisses zernichten konnte. Da auch in dem folgenden 1529. Jahre die Hungersnoth und Krankheiten, welche Frankreich selbst verwüsteten, den König in eine neue Verlegenheit sezten, so sah er sich genöthiget, durch den Friedensschluß zu Cambray seine Zwistigkeiten mit dem Kayser beendigen zu lassen. „ In demselben verstund er sich, seine zwey Prinzen mit einer grossen Geldsumme von dem Kayser auszulösen, = = = die Schulden des Kayserś gegen den König in Engelland Heinrich den VIIIten abzutragen, = = = dem Kayser sein Recht auf das Burgundische Herzogtum vorzubehalten, = = ihn der Lehenspflichten wegen Artois zu entlassen, = = dasjenige, so er noch in dem Mayländischen und Neapolitanischen besaß, abzutretten, und auf diese Länder, wie ingleichem auf Genua, gänzlichen Verzicht zu thun. „

Doch der König in Frankreich war eben so wenig gesinnet, diese neue Friedenshandlung aufrichtig, besonders in dem Punct, der Italien betraf, zu erfüllen.

erfüllen : Er sah dieselbe eben so wol denn die Madritische, als eine solche an, welche die Nothwendigkeit sich in die Zeiten zu schiken ihm abgedrungen hätte. Er gab dieses selbst klar genug zu verstehen, als er durch den General-Procureur bey dem Parlament zu Paris, wider den versprochenen Verzicht auf Mayland und Genua protestiren liesse. Welch ein unglükliches Looß haben die Einwohner in den Monarchischen Staaten, daß ihre Ruhe und Glükseligkeit von dem Eigensinn der Könige abhängen muß ! Der König Franz wollte also lieber noch einmal sein Königreich in äusserste Gefahr sezen, und dasselbe an Volk und Geld gänzlich erschöpfen, als aber die Italiänischen Länder missen, die ihm doch nur wenige getreue Unterthanen gegeben hätten, und welche vielmehr ihm und seinen Vorfahren, wie auch dem ganzen Königreich zur Quelle vielfältigen Unglüks worden waren. Selbst eine langwirige Gefangenschaft, in deren er grosses Ungemach ertragen hatte, war nicht vermögend, ihm einen Abscheu gegen nicht nothwendige Kriege zu erweken, = = = und Mitleiden mit seinen Unterthanen zu bezeigen. Er entschlosse sich zwar, nicht mehr selbst zu Felde zu gehen, um dadurch das Kriegsungemach von seiner Person zu entfernen. Er machte sich aber kein Bedenken, seine getreuen Unterthanen, die für ihn alles willig aufgeopfert hatten, in neues Elend zu verwikeln. Die Friedensverträge sind an sich selbst für die Unterthanen schwache Gewährleistungen künftiger Sicherheit, wenn nicht eine vätterliche Liebe der Fürsten gegen sie, die Neigung zu Eroberungen und Kriegen vertilgen kan.

Die damaligen Zeiten stellen Carl den Vten als den mächtigsten Fürsten in Europa vor. Man verwundert sich aber mit Recht, daß, ob er gleich König von ganz Spanien, Herr von Italien, und den Niederlanden, auch eines ansehnlichen Theils von America war, seine Schazkammern jederzeit erödet waren, = = = daß er dem König in Engelland seinem Bundsgenossen die versprochenen Hilfs-Gelder nicht abtragen, = = = seine Heere nicht selbst besolden, sondern sie aus dem Raub leben lassen, = = und sich bey Friedensschlüssen zu deren Befriedigung Geldsummen auszubedingen genöthiget sah. Stellet man sich aber vor, daß der Kayser in keinem der ihm unterworfenen Königreiche und Länder nach seiner eignen Willkür Schazungen ausschreiben, oder die Unterthanen nach seinem Wolgefallen veranlagen konnte, wie dieses die Könige in Frankreich seit wenigen Jahren in ihrem Königreiche eingeführt hatten, = = = daß die Bewilligung der Hilfsgelder von den Ständen hergerühret, = = = daß dem Kayser nur mäßige Geldsummen bewilliget worden, = = = daß die Staatshaushaltungen noch in keinem Reich auf denjenigen Grad der Vollkommenheit gestiegen, welche dieselben nachher erreichet haben; = = = und daß vornemlich die Schäze der neuen Welt noch nicht in demjenigen Ueberfluß nach Spanien hinüber geschiffet worden, als solches unter der Regierung seines Sohns, Philipps des IIten, geschehen ist; so wird sich diese Verwunderung über den Geldmangel des Kayserlichen Hofs, von selbst vermindern.

Dieser Monarch blieb in seinem Königreich Spanien

nien bis auf das Jahr 1529. Die überaus wichtigen Angelegenheiten seiner andern Staaten machten es aber in diesem Jahre zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit, dieselben in Person zu besuchen. Er mußte so wol die Angelegenheiten von Italien, als die Religionssachen in Teutschland der Verwirrung entziehen; als auch vornemlich darauf bedacht seyn, die Teutschen Staaten seines Hauses wider die Anfälle der Türken zu beschüzen. Er unterredete sich in Italien mit dem Papst Clemens dem VIIten. Die Streitigkeiten, welche diese Herren bisdahin entzweyet hatten, wurden zum Vergnügen beyder Theile gänzlich abgethan. Nur ist zu bedauern, daß diese Freundschaft zwischen dem Kayser und dem Papst, mit dem Verlust der Freyheit eines mächtigen Staats mußte zu Stand gebracht werden. Die Kayserliche Crönung geschah in eben diesem Jahr zu Bononien. Kein Kayser hat nach dieser Zeit diese nichtige Feyrlichkeit zu erneuern dienlich gefunden. Es hat aber auch kein Kayser nach ihm eine so grosse Macht in Italien, dem ursprünglichen Siz der alten Römischen Monarchie, besessen. Carl der Vte wollte als ununschränkter und eigenmächtiger König von diesem schönen Lande handeln; um seine Unternehmungen desto gültiger und feyerlicher zu machen, hielt er für nothwendig, sich von dem Papst zum Römischen Kayser und König von Italien crönen zu lassen. Es wurde aber die Hauptstadt Rom zu dieser Feyrlichkeit nicht selbst auserlesen. Der Kayser gab in diesem Punct der furchtsamen Besorgniß des Papsts nach. Dieser konnte, so wenig als alle seine Vorfahren, einen Römischen Kayser mit Ver-

gnügen innet den Mauern von Rom sehen. Sie empfanden etwas in sich selbst, welches ihnen bezeugte, daß ein Römischer Kayser mehr Recht über diese Hauptstadt, als die Päpste selbst haben sollte. Dennoch wollen die Päpste behaupten, daß es allein in ihrer Macht stehe, die Kayser mit dem Kayserthum und der Königlichen Würde von Italien zu belehnen. Dieses Vorurtheil hatte noch in den damaligen Zeiten nicht nur bey dem Pöbel, sondern auch bey vielen Grossen die Oberhand. Der Kayser, der allzuklug war, sich den eingewurzelten Vorurtheilen zuwidersezen, begnügte sich mit der wirklichen Macht, welche er thätlich in Italien besasse, und nahm willig das ihm vorgeschlagene Bononien, an statt Rom, zur Crönungsstadt an.

Bald nach dieser Feyrlichkeit nahm der Kayser Handlungen von mehrerer Wichtigkeit vor; solche, welche unwidersprechlich bewiesen, daß er sich für den unumschränkten König von Italien halte. Er bewilligte der Republic Venedig, welche zwey Jahre zuvor mit dem König in Frankreich wider den Kayser in ein Bündniß getretten war, den Frieden, in welchem er ihr Brescia und Pergamos bestetigte. Dem Franziscus Sfortia, dem Sohn des Herzogs Maximilian von Mayland, der vom König in Frankreich seines Herzogthums entsezt war, ertheilte er unter gewissen Bedingen die Belehnung über das vätterliche Herzogthum. Es war aber derselbe mehr zum Schein, als in der That Herzog. Die Staatsklugheit des Kayserś wollte nicht zugeben, daß er mit Erneuerung der Eifersucht der Italiänischen Staaten dieses schöne Herzogthum, welches schon so viele Jahre der Apfel

der

der Zweytracht unter den grösten Machten gewesen war, sich selbst zuwendete. Er konnte leicht voraussehen, daß sich zu einer Zeit, wenn er wenigere Feinde zu bestreiten hatte als dermal, leichtlich eine Gelegenheit ereignen würde, welche ihm dieses Herzogtum mit schwächerm Neid zuwenden würde. Der Kayser hat sich auch in diesem Umstand nicht geirret. Der Papst selbst mußte sich bequemen, dem Herzog von Ferrara, seinem Lehntrager, die Herzogthümer Modena und Regio abzutretten, so unangenehm auch dieses Opfer dem Heil. Stul vorkam. Der Marggraf Friederich von Mantua aus dem Hause Gonzaga, erhielt von ihm die Herzogliche Würde. Dieses waren die Majestäts-Verrichtungen des Kaysers, nach seiner Crönung in Italien. Kein einiger Kayser hat seit den Zeiten Otto des Grossen, und Friederichs des IIten, so viele Veränderungen mit den Italiänischen Fürstenthümern vorgenohmen, und so viele Majestätsrechte ausgeübt, als Carl der Vte. Er liesse sich aber alle diese Begnadigungen recht wol bezahlen. Nur seine erschöpften Länder, und sein Vorsaz, die Türken, welche Teutschland beunruhigten, ja Wien selbst belagerten, konnte diese Geldgierigkeit entschuldigen.

Es war also nur noch um die Befriedigung des Medicäischen Hauses zu thun: Diese sollte mit Unterdrükung des Florentinischen Freystaats, und Veränderung desselben in ein erbliches Herzogthum, zu Gunsten dieses Hauses, aus welchem der Papst Clemens der VIIte selbst herstammte, bewürket werden. Diese wichtige Veränderung war der vornehmste, aber eine Zeitlang geheim gehaltene Beweg-

grund, daß der Papst sich in allem, was der Kayser von ihm verlangte, so willfährig erzeigte. Von allen Zeiten her haben die grossen Fürsten eine Abneigung gegen freye Staaten merken lassen. Diese Abneigung hätte aber denselben der kräftigste Beweggrund seyn sollen, einträchtig zu leben, und die Geseze, auf welchen ihre Freyheit und Sicherheit beruhet, weder von Reichen und Mächtigen, noch von Unternehmenden und Armen mißhandeln zu lassen. Dieses, die Eintracht und genaue Handhabung der Geseze, kan die Republiken allein bey dem Genuß ihrer Freyheit erhalten. Es hatten sich aber diese so dienlichen Mittel bey mehr als hundert Jahren aus der Republic Florenz entfernt. Man sahe statt der Eintracht und der guten Ordnung beynahe tägliche Kriege und Parteyen, deren jede nichts höhers suchte, als die andere unter den Fuß zu bringen. Das traurigste bey diesem Verfall bestunde darinn, daß die Häupter der Zweytrachten so reich und mächtig waren, daß ihr Anhang und Reichthum sie der verdienten Züchtigung entzoge. Dadurch wurde das gemeine Wesen zu seinem Untergang reif. Es hatte zwar einige mal den Schein, als ob die Absichten der Medicäer, und anderer mächtiger Häuser, welche sie auf den Umsturz der Freyheit ihres Vatterlands gemacht, stranden sollten: Weil aber die Liebe zu dem gemeinen Besten nicht so groß war, daß die Bürger um derselben willen ihre gegen einander tragende Eifersucht, und besondern Absichten hätten fallen lassen, so konnte man gar leicht voraus sehen, daß Florenz seine Freyheit nicht mehr lange werde behaupten können. Die Zweytracht wütete auch

noch

noch dazumal, als die Hauptstadt Anno 1530. von den Kayserlichen Völkern eingeschlossen war. Man widersezte sich zwar eine Zeitlang, weil aber die Parteyen selbst nicht recht wußten was sie wollten, und was ihnen nüzlich wäre, so mußte sich endlich die Stadt mit dem Beding ergeben, „ daß der „ Kayser als oberster Lehensherr über ihren künf„ tigen Zustand den Ausspruch thun sollte. “ Der Kayserliche Ausspruch aber war: „ Die Stadt „ Florenz mit ihrem Gebiet sollte den Alexander von Medicis zu ihrem Erbherrn annehmen. “ Man kan sich leichter vorstellen, als mit Worten ausdrüken, wie bitter dieser Ausspruch denjenigen gewesen sey, welche die Freyheit ihres Vaterlands liebeten? Die Stadt war aber durch ihre zweyspaltigen Trennungen zu schwach, sich diesem harten Ausspruch mit kräftigem Nachdruk zuwidersezen. Die benachbarten Staaten getrauten sich auch nicht, durch Beschüzung dieses sinkenden Freystaats, die Macht des Kayserś, welche dazumal auf das höchste gestiegen war, wider sich zu reizen. Gesezt auch, daß einige derselben den Vorsaz gehabt, diese Verwandlung der Republic in ein Fürstenthum zu verhintern, so würde ihre Macht zur Ausführung dieses Vorsazes nicht hinreichend gewesen seyn. Die meisten, Venedig ausgenohmen, sahen auch diese Veränderung mit einer gänzlichen Gleichgültigkeit an. Es ist auch, wenn man die Wahrheit gestehen muß, die Verwandlung eines freyen Staats in einen eigenmächtigen, das einige, obgleich sehr harte Mittel, welches denselben, wenn er durch innerliche Zweytracht zerrüttet ist, vor einer gänzlichen Verheerung noch retten kan.

Der

Der Kayser war schon aus Italien abgereißt, als sich die Stadt Florenz seinem oberstrichterlichen Ausspruch unterwerfen mußte. Der schnelle Fortgang der Türkischen Waffen in Ungarn, und die von denselben mit 300000. Mann unternohmene Belagerung der Hauptstadt Wien, hatte ihn nach Teutschland abzugehen genöthiget. Er sammelte daselbst, wie auch in den Niederlanden, alle seine Macht, um diesen fürchterlichen Feind zur Verlassung der Staaten seines Bruders zu nöthigen. Er war auch so glüklich, den Türkischen Großvezier zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, und denselben bis nach Ungarn zu verfolgen. Dieses war die erste, aber auch zugleich eine sehr ruhmliche Gelegenheit, da sich der Kayser an der Spize seiner Kriegsvölker zeigte, und seine kriegerischen Tugenden der Welt bekannt machte. Man kan auch mit diesem 1529sten Jahre den Anfang zu der persönlichen Grösse des Kaysers bestimmen. Bisdahin hatte er nur in dem Cabinet gearbeitet, und seine erhabenen Eigenschaften der Welt auf gewisse Weise entzogen. Der grosse Haufen bewundert nur diejenigen Fürsten, welche sich auf den grossen Schauplaz, und besonders als grosse und glükliche Feldherren bekannt machen. Die nicht lermenden Tugenden der Fürsten verliehren, nach seinem Urtheil, einen grossen Theil ihres Werths. Nur die Klügern wissen denselben, eben so wol als den andern, ihren wahren Werth zu bestimmen. Von dieser Zeit aber findet man Carl den Vten eben so oft in eigner Person mit Kriegsgeschäften, grossen Unternehmungen, und weitläufigen Reisen, als mit Staatssachen beschäftiget. Doch es war zu bedau-

ern,

ern, daß der Kayser von dem glüklich unternohmenen Entsaz der Stadt Wien, nicht mehrere Vortheile ziehen, und die fliehenden Türken, bis über das Königreich Ungarn hinaus verfolgen konnte. Man kan mit Gewißheit annehmen, daß er sich mit diesem Entsaz allein nicht würde begnüget, sondern seinen siegreichen Waffen ein weiteres Ziel gesezt haben, wenn die Türkische Macht der einige Feind gewesen wäre, welcher dazumal dem Kayser und seinem Hause auf dem Halse lag. Er stunde dieser Zeit mit dem König in Frankreich noch in offenem Krieg. Beyde Mächten hatten auch mit einander wider den Kayser ein geheimes Verstandniß, und der Friede zu Cambray wurde erst nach der Türkischen Niederlage berichtiget. Die Angelegenheiten aber von Teutschland, Spanien und Italien, erfoderten auch auf das neue alle seine Aufmerksamkeit. Er hofte, daß, da die Hauptstadt Wien gerettet, und Teutschland von diesem mächtigen Nachbar gesäubert sey, es seinem Bruder dem König Ferdinand, mit Beystand der Teutschen Fürsten leicht fallen würde, auch das mindere, das Königreich Ungarn, ihrer Gewalt zu entreissen.

Die Türkische Macht hatte sich in diesem Zeitpunct überaus förchterlich gemacht. Soliman der Türkische Kayser, hatte Taurus, nebst einem grossen Theil von Persien unter sich gebracht. Die Persischen Könige mußten alle ihre Macht anwenden, das übrige ihres Gebiets diesem muthigen und glüklichen Sieger zu entreissen. Die nach dem unglüklichen Tode des Königs Ludwig vorgefallene zweyspaltige Königswahl in dem Ungarischen Königreich, gabe

dieser

dieser Macht Gelegenheit und Beruf, dieses Königreich zu überschwemmen, ja so gar bis in Teutschland einzudringen. Der schwächere Theil rief den Kayser zu Constantinopel um Schuz wider den mächtigern an. Dieses war für denselben eine erwünschte Gelegenheit, so wol die Macht des Hauses Oesterreich zu schwächen, als aber seine eignen Lande in Sicherheit zu sezen. In wenigen Jahren betrieben auch die Türken ihre Absichten in dem Königreich Ungarn so weit, daß das Haus Oesterreich, mit Darsezung aller seiner Macht, und beynahe mit der Macht des Teutschen Reichs, dennoch weit über ein Jahrhundert mit den Ottomannen kriegen mußte, bevor es selbige aus diesem schönen Königreich ausstossen konnte. Dieses waren also die traurigen Folgen von den innerlichen Spaltungen der Christen, zu einer Zeit, da ihre Eintracht höchst nothwendig war. Gleich wie nun diese Zweytracht der Christen, und die unter ihnen waltende Eifersucht, den Türken das Königreich Ungarn in die Hände gespielt, so mußte die gleiche Ursache sie in den Besiz der überaus wichtigen Insel Rhodus versezen.

Die Ritter von dem Spital des Heil. Johannes zu Jerusalem, wie sie anfänglich genennet wurden, hatten auf dieser in den ältesten Zeiten schon berühmten Insel, ihren Hauptsiz genohmen, seit dem sie von den Mahomedanern aus dem gelobten Lande waren vertrieben worden. Man muß zwar gestehen, daß diese Ritter, für die Türkischen Lande und Unterthanen sehr unangenehme und unruhige Nachbarn gewesen. Sie

hielten sich durch ihre Gelübde, welche sie bey ihrer Aufnahm in den Orden schwuren, berechtiget, mit den Mahomedanern einen immerwährenden Krieg zu führen, und solche, so weit nur immer ihre Macht reichte, zu Wasser und zu Land unaufhörlich zu verfolgen. Solche unruhige Nachbarn mußten endlich die Türken wider sich erbittern. Soliman der IIte entschlosse sich Anno 1522. die Belagerung dieser überaus befestigten Insel in eigner Person zu unternehmen. Es würde aber, ungeachtet der gewaltigen Land- und Seemacht, welche der Kayser für diese Insel führte, die Belagerung der Hauptvestung, auf Seite der Türken unglüklich ausgefallen seyn, wenn nicht einer der angesehensten Ritter, dem Soliman als ein Verräther gedienet hätte. Andreas d'Amarat aus Portugal, Großcanzler des Ordens, hielte sich sehr beleidiget, daß die Ritter den Philipp Villiers de l'Isle Adam, mit welchem er seit langer Zeit in Feindschaft lebte, zum Großmeister erwehlt hatten. Neid, Feindschaft und Eifersucht, welche d'Amarat wider den Großmeister hegte, verleiteten diesen Mann so weit, daß er dem Soliman durch einen jüdischen Arzt von den geheimsten Anschlägen der Ritter Nachricht ertheilte. Es war also dieser Mann denjenigen verschmähungs-würdigen Seelen gleich, welche sich selbst der äussersten Schmach und Schande aussezen, wenn sie nur dadurch ihre Feinde, von welchen sie sich beleidiget halten, in das äusserste Verderben stürzen, und die allerniederträchtigste Leidenschaft der Rache sättigen können. So strafbar diese Leidenschaften schon sind, wenn durch dieselben nur einzelne Personen unglüklich werden,

den, so sind sie doch noch weit verfluchens-würdiger, wenn durch derselben traurige Ausbrüche ein ganzer Staat, ja gar viele Völkerschaften unglüklich gemacht, oder doch in augenscheinliche Gefahr gesezt werden. Die Verrätherey wurde zwar entdekt, der nichtswürdige Verräther wurde samt seinen Gehülfen hingerichtet; die Insel aber konnte doch damit nicht gerettet werden. Die Nachrichten, welche durch seinen verfluchten Dienst den Türken waren mitgetheilt worden, waren so wichtig, daß die Ritter sich endlich genöthiget sahen, ihren Hauptsiz Rhodus, die Vormauer der Christenheit, den Türken abzutretten. Also mußte die Zweytracht der Christen den Türken eine abermalige Gelegenheit werden, sich auf Unkosten derselben zu vergrössern, ihnen immer näher zukommen, und fürchterlich zu werden. Die Zweyspaltung der Christen in den Abendländern war auch die wichtigste Ursache, daß diese in den Morgenländern gelegene Insel zu dem allgemeinen Besten nicht konnte entschüttet werden. Die Republic Venedig, welcher an der Erhaltung von Rhodus überaus viel gelegen war, sah sich selbst aus Mangel der Unterstüzung von grössern Mächten zu schwach, den Entsaz durch ihre eigenen Kräfte zu unternehmen. Sie mußte fürchten, daß sie ihre eigenthümlichen Besizungen in diesem Welttheil einer allzugrossen Gefahr aussezen würde, wenn sie die Unternehmung der Türken hätte stöhren wollen. Der Kayser, und der König in Frankreich hatten ihre ganze Aufmerksamkeit zu stark auf Italien gerichtet, als daß sie sich groß um Rhodus und die Johanniter-Ritter hätten bekümmern sollen. Man kan sich daher auch nicht sehr bestürzen,

daß

daß die Ritter, da sie von jedermann verlassen, und durch sich selbst verrathen waren, der allzugrossen Macht der Türken endlich unterliegen mußten. Niemals hätten die Türken, weder über das ehemalige Griechische Kayserthum, noch über andere Abendländische Reiche, so starke Eroberungen machen, und sich zum zweyten mal unterstehen dörfen, Wien zu belagern, wenn die Uneinigkeit unter den Christen ihnen nicht den Weg gebahnet hätte. Es nahm sich aber der Kayser doch noch der von Rhodus vertriebenen Ritter an. Er machte dem Orden mit der Insel Malta, welche er von dem König zu Tunis erobert hatte, Anno 1530. ein Geschenk. Die Ritter schlugen auch ihren Siz in dieser, zu ihren Absichten, den Türkischen Unterthanen allen Abbruch zu thun, wolgelegenen Insel auf. Der Kayser hatte von seiner Freygebigkeit keinen Nachtheil. Die Nachbarschaft der Ritter schüzte die Insel Sicilien vor den Streifereyen der Türkischen Seeräuber, weit stärker, als die zahlreichsten Besazungen in den Seeplazen dieser Insel nicht hätten thun mögen.

Die Begebenheiten der drey nordischen Königreiche machen diesen Zeitpunct von 1515. bis 1530. nicht weniger merkwürdig, als derselbe durch die mittägigen worden ist. Christian der IIte, ein Sohn des Königs Johannes, führte dazumal den Namen eines Königs von Dänemark, Schweden und Norwegen. In der That aber verdient er den Namen des nordischen Nero. Dieser König, welcher mit Kayser Carls des Vten Schwester vermählet war, war ein rechtes Ungeheuer von

Ungerechtigkeit, Treulosigkeit, und Grausamkeit. Er liesse sich besonders in den Angelegenheiten des Königreichs Schweden von dem Erzbischof von Upsal, Gustav Troll, regieren. Dieses war ein Mann, der eines solchen Fürsten als Christian, würdig war. Es hatte sich derselbe, während seiner Stadthalterschaft über das Königreich, durch Herrschsucht, und Grausamkeit bey der ganzen Schwedischen Nation so abscheulich gemacht, als der König selbst. Diese beyden Scheusale der menschlichen Natur vereinigten sich unter einander, die Schwedische Nation durch alle nur erdenklichen Arten der Ungerechtigkeit und Räuberey so sehr zu demüthigen, daß sich dieselbe ferner nicht unterstehen sollte, sich den allerungerechtesten Befehlen, und unbilligsten Zumuthungen zuwidersezen. Es hat aber selten einem Tyrannen gelingen wollen, eine dapfere und edelmüthige Nation in das Joch der Sclaverey zu zwingen. Weil alle gesitteten Völker vor Empörungen einen Abscheu hegen, welches durch die Grundsäze der natürlichen und noch mehr der Christlichen Religion, gleichsam zur Natur wird; so erdulden dieselben auf eine Zeit die Ungerechtigkeiten und Drangsalen, welche ihnen von dem Landesherr oder seinen Beamteten erzeigt werden; in der Hofnung, daß dieser oder jener neue Umstand, oder der eigne wahre Vortheil des Landesherrn, ihm zur Verabscheu seiner ungerechten und harten Handlungen, und derselben künftiger Verwerfung führen werde. Sezt aber der Landesherr die einmal angefangene und beliebte Unterdrükung der Unterthanen fort; werden die demüthigen Vorstellungen, welche dieselben machen, mit

über-

übermüthigem Stolz verschmähet, = = = werden ihre redlich hergebrachten Freyheiten mit Füssen getretten, = = = = werden wolverdiente Männer mit Schand und Schmach überhäuft, und nur ungerechte und lasterhafte, welche die schädlichen Leidenschaften des Fürsten anfachen, zu Ehre und Hoheit erhebt, = = = beschweret man sie mit allen Arten der Auflagen, = = = gebrauchet man dieselben nicht zum Nuzen und Beschüzung des Staats, sondern zur wollüstigen Verschwendung, Belohnuug der Lieblinge und Beyschläferinnen, oder gar zur Unterdrükung des Staats selbst, = = = werden die Auflagen mit äusserster Grausamkeit, ohne Nachsicht der Armuth eingefodert, = = = wird ihr getreues Blut mit Vorsaz auf die Schlachtbank geliefert, = = = ist keiner seines Eigenthums mehr gesichert, = = = wird alles mit äusserster Grausamkeit, Mord und Blut erfüllet: = = = Hat denn ein solcher Landes-Tyrann, welcher den geheiligten Namen eines Königs und Landesherrn mit Unrecht trägt, wol Ursache sich zu beschweren, wenn endlich das aufs äusserste gebrachte Volk zu den Waffen greift, seine Rechte und Freyheit mit Darsezung seines Bluts vertheidiget, und dem Tyrann den Gehorsam aufkündet? Dieses ist ein unvollkommenes Bild von der Tyranney Christians des IIten, und der Drangsalen, welche vornemlich die Schweden von ihm erdulden mußten. Ich zweifle sehr daran, ob man dieses streitbare Volk, da es nur seine natürlichen Rechte und Freyheiten vertheidigte, mit Recht eines Aufruhrs beschuldigen könne?

Anfänglich wurde nur wider den Erzbischof,

welcher Regent des Königreichs war, ein Aufstand gemacht. Die Stände des Königreichs entsezten diesen verabscheuenswürdigen Tyrann Anno 1518. so wol der Regierung, als seines Erzbistums Upsal. Sollte aber der Papst diesen Eingriff in seine Oberst-Bischöflichen Rechte, ohne diesen vermeinten Unfug zu ahnden, erduldet haben? Man müßte Leo den Xten und alle seine Vorfahren recht übel kennen, wenn man so etwas von ihnen sich vorstellen könnte. Man sah diese Handlung in Rom als einen so schwarzen Aufruhr an, welcher nur mit Strömen von Blut könnte ausgesöhnt werden. Das ganze Königreich wurde in den Bann gethan, aller seiner Freyheiten unwürdig erkennt; die Vollstrekung des Banns aber wurde dem in seinem Stadthalter beleidigten Christian dem IIten aufgetragen. Dieser säumte sich auch nicht, in dem Jahr 1520. mit einem zahlreichen Heer in Schweden zu landen. Das Heer, welches die Stände wider den Tyrann auf die Beine brachten, wurde geschlagen, und der von ihnen geordnete Reichsverwalter Steno Stur selbst getödet. Die Vorsehung wollte haben, daß dieses so sehr geplagte Reich noch einmal unter die Gewalt eines äusserst erbitterten Tyrannen fallen sollte. Christian der IIte brachte es durch Bitten und theure Verheissungen, daß alles Vorgefallene auf immer sollte vergessen seyn, dahin, daß ihm die Bürger von Stokholm die Thore eröfneten. Wird aber wol ein blutdurstiger und rachgieriger Tyrann, seinen mundlichen und schriftlichen Versicherungen getreu seyn? Dieses überläßt der Tyrann solchen Fürsten, welche die Schwachheit haben, ihre Unterthanen als ihre Kinder anzusehen. Ueber

solche Sclaverey glaubt sich ein Tyrann weit erhaben. Die erste Handlung Christians war, daß er eine allgemeine Verzeihung verkündigen liesse. Er und seine Gemahlin wurde darauf mit grosser Feyrlichkeit zum König und Königin in Schweden, von dem Erzbischof Gustav Troll gecrönet. Zum Beweiß, oder vielmehr zur Verblendung, daß es der König mit seinen Verheissungen aufrichtig meine, wurden die Stände drey Tage nach einander in dem Königlichen Pallast auf das herrlichste bewirthet. Jedermann fieng an, sich auf eine künftig ruhige und ertragliche Regierung Hofnung zu machen. Am vierten Tag aber, welcher der siebende Wintermonat des 1520sten Jahrs war; ein Tag, der in den Schwedischen Jahrbüchern ewig verflucht seyn wird, wurden alle Anwesende, deren vier und neunzig waren, in grossen Schreken gesezt, als der König nebst dem Erzbischof von der Tafel aufstuhnden, und sich mit einander aus dem Zimmer entfernten. Doch die Angst und Schreken wurden bald unbeschreiblich, als der König samt dem Erzbischof in Begleitung seiner Trabanten, und anderer Diener ihrer Grausamkeit wiederum das Zimmer betraten. Der Erzbischof, welcher die Päpstliche Bulle in der Hand hielte, kraft deren alle diejenigen, welche an seiner Entsezung Theil genohmen, dem weltlichen Arm sollten übergeben werden, ertheilte diesen abscheulichen Werkzeugen Befehl, die sich auf das Königliche Wort verlassenden Reichsstände, unter welchen verschiedene Bischöffe, Reichsräthe und vornehmste vom Adel sich befanden, ohne Verschohnung in Gegenwart des Königs hinzurichten. Dieser unmenschliche Befehl wurde au-

genbliklich an 93. Personen vollstrekt. Johannes Magnus aber, Groß-Prior des Johanniter-Ordens, wurde mit allen nur erdenklichen Martern an ein Creuz geschlagen, weil er in der Tyrannen Gegenwart die Dänische Nation, und Regierung verwünschte. Des folgenden Tags wurde die Grausamkeit auf das neue fortgesezt. Des Königs Leute, welche vornemlich Dänen waren, ermordeten ohne Unterschied der Person, alle, so diesen Wütrichen auf der Strasse aufstiessen. Aus Furcht einer unmenschlichen Begegniß, getraute sich niemand mehr, ausser das Haus zu gehen. Die teufelische Grausamkeit der Tyrannen aber war durch dieses unerhörte Blutbad noch nicht gesättiget. Sie liessen wiederum eine allgemeine Verzeihung in allen Strassen von Stokholm ausrufen, um durch dieses Blendwerk die Einwohner zu berüken. Viele derselben, worüber man sich höchlich verwundern mag, traueten diesen hinterlistigen Versicherungen. Es wurden aber so viele, als durch dieselben bethöret sich auf den Strassen finden liessen, mit aller Grausamkeit hingerichtet. Der Leichnam des vorigen Reichsverwalters Steno Stur wurde ausgegraben, und mit aller erdenklicher Schmach zu Aschen verbrennt. Seine Wittwe und Kinder, nebst den Gemahlinnen der meisten hingerichteten Reichsstände, wurden zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, und nach Dänemark abgeführt, nachdem vorher alle unmenschliche Grausamkeit an ihnen verübet worden. In diesem Stokholmischen Blutbad wurden über 600. Menschen auf das schrekklichste ermordet, wider deren keinen eine rechtmäßige Ursache des Todes konnte angebracht werden.

Es

Es wäre um der Ehre der Menschlichkeit willen zu wünschen, daß diese in dem höchsten Grad treulose und grausame Handlung, die einige in ihrer Art wäre, deren die Geschichte älterer und neuerer Zeiten Meldung thut. Allein ein jedes Jahrhundert kan leider! Tyrannen, wo nicht von der ersten Grösse, so wie Christian der IIte, = = = und andere gewesen, doch gewiß von der zweyten aufweisen. Man muß auch gestehen, daß das Stokholmische Blutbad nur noch eine ihr gleiche Geschichte aufweisen kan, bey welcher eben so wie bey dieser, mit allem was vor GOtt und den Menschen heilig und unverlezlich seyn sollte, ein verabscheuenswürdiges Gespött und Greuel getrieben worden.

Der Blutdurstige Tyrann hatte bey diesem unmenschlichen Verfahren eine zweyfache Absicht: Er wollte nemlich alle diejenigen, auf welche er einen Verdacht warf, daß sie an dem vorigen Aufstand, und der Entsezung des Erzbischofs, seines getreuen Dieners und Raths aller seiner Grausamkeiten, Antheil gehabt, ohne Verschonen hinrichten; ob er gleich vor dem Altar einen cörperlichen Eid zu GOtt geschworen hatte, daß er alles Vorgegangene vergessen wollte. Er wollte aber auch durch das unternohmene unmenschliche Blutbad, die Schwedische Nation so niedergeschlagen machen, daß sie künftig alle seine Befehle, sie möchten gleich so ungerecht und unbillig seyn als sie wollten, ohne Widersezung befolgen müßte. Ohne Zweifel wollte er auch seiner anerbohrnen Neigung zur Grausamkeit, welche ihn immer zum Blutvergiessen reizte, durch das Stokholmische Blutbad ein angeneh-

mes und schon lang erwünschtes Opfer darbringen. Die Geschichte thut auch diesem Tyranne gar nicht zu viel, wenn sie die Grausamkeit als desselben allerliebste Leidenschaft bemerket. Die erste Absicht hat der Tyrann, durch das veranstaltete Blutbad, zum Theil erreicht. In Ansehung der zweyten aber lage so wol der Göttlichen Gerechtigkeit, als auch der Ehre des menschlichen Geschlechts, und der Schwedischen Nation besonders, allzuviel daran, daß dieselbe nicht möchte erhalten werden. Ausserordentliche Laster und Grausamkeiten werden von der höchsten Vorsehung, gemeiniglich schon in dieser Zeit, auch mit ausserordentlichen Strafen gezüchtiget. Das Elend des menschlichen Geschlechts müßte nothwendig auf das schreklichste erhöhet werden, wenn solche treulose Handlungen, und unerhörte Wuth, dem Urheber nicht mit augenscheinlichen Gerichten widergolten würden. Es bleibt auch die in wenigen Jahren nach diesem Blutbad vorgegangene gänzliche Befreyung der Schwedischen Nation, und die Entsezung des Tyrannen von drey mächtigen Königreichen, von welchen auch alle seine Nachkommen beyderley Geschlechts, obgleich dieselben zahlreich waren, auf immerdar sich verstossen sehen mußten; ein so merkwürdiges Beyspiel der höchsten Vorsehung, und derselben rächenden Gerechtigkeit, daß derjenige aller Vernunft müßte entsagt haben, der solches nicht erkennen, oder diese merkwürdigen Veränderungen bloß für Werke menschlicher Weisheit und Verstands ansehen wollte.

Der Tyrann verliesse nach dieser Schandthat die Hauptstadt Stokholm, und das Schwedische Königreich

reich, welches er mit Mord und Blut angefüllet hatte. Das Bewußtseyn seiner Thaten stellte ihm die Rache des so sehr beleidigten Volks alle Augenblike vor. Weil er aber in alle festen Städte und Schlösser starke Besazungen gelegt hatte, so glaubte er seine Tyranney so sicher gemacht zu haben, daß er sich über die Folgen der ohnmächtigen Erbitterung einer in Sclaverey versezten Nation keine sorgsamen Gedanken machen müßte. Es hatte zwar für eine kurze Zeit den Anschein, daß die Schwedische Nation durch die erlittenen Drangsalen und Grausamkeiten allen Muth verlohren hätte. Die Vorsehung aber erwekte in der Person des jungen Gustav Wasa einen Mann, der sein Vatterland von der Knechtschaft sollte befreyen, dem Tyrann aber und seinem Hause zur Geisel werden. Dieser Gustav war der Sohn eines Schwedischen Reichsraths, welcher in dem Stokholmischen Blutbade enthauptet worden. Der junge Gustav mußte zwey Jahre vorher dem Tyrann Christian nebst fünf andern Schwedischen Edelleuten vom ersten Rang, als ein Geisel übergeben werden. Weil aber dieser zur Rettung seines Volks und Bestrafung des ungerechten Königs bestimmte Jüngling, unter einer besondern Vorsehung stunde, so wurde es ihm auch leicht gemacht, aus seiner Gefangenschaft zu entweichen. Er begab sich darauf in sein Vatterland, und hielte sich in der Landschaft Dalekarlien eine Zeitlang in Geheim auf. Seine Klugheit und Geschiklichkeit wandte ihm in weniger Zeit die Herzen der Einwohner dieser weitläufigen Landschaft zu. Nach dem abscheulichen Blutbade zu Stok-

holm aber glaubte Gustav, es sey für seine Absichten nunmehr Zeit, sich seinen Beschüzern zu erkennen zu geben. Diesen rauhen Leuten wußte er die Grausamkeit des Königs, und was ihr gemeines Vatterland von der Treulosigkeit eines so unmenschlichen Tyrannen künftig zu erwarten hätte, so lebhaft vor die Augen zu stellen, daß sie ihn zu ihrem Haupt annahmen, und Gut und Blut für die Freyheit des Vaterlands bey ihm aufzuopfern versprachen. Gustav sah sich in kurzer Zeit an der Spize einer dapfern Armee, welche, ob sie gleich mit Waffen und andern Kriegs-Nothwendigkeiten schlecht ausgerüstet war, diesen Mangel durch einen unerschroknen Muth, und durch das Bewußtseyn der Gerechtigkeit ihrer Unternehmung gar leicht ersezte. Die Dänischen Völker, welche zur Unterdrükung der Schweden hinterlassen worden, wurden zu verschiedenen malen geschlagen. Die Hauptstadt Stokholm aber, weil dieselbe unter dem wütenden Erzbischof durch eine starke Besazung vertheidiget wurde, konnte er noch nicht erobern. Dessen ungeachtet wurde doch Gustav Anno 1521. von der gesämten Nation, welche ihn als den Widerhersteller der Freyheit, und als einen zu ihrer Rettung von dem Himmel bestimmten Mann ansah, zum Reichsverwalter angenohmen. Die Reichsstände schwuren ihm Treu. Sie anerbotten sich, zur Rettung des Vatterlands Gut und Blut anzuwenden. Ja sie machten ihm so gar zur Crone selbst Hofnung, wenn sie so glüklich werden sollten, sich von der Grausamkeit des Tyrannen, und den Gewaltthätigkeiten der Dänen gänzlich frey zu machen.

Christian erhielte von diesem Aufstand und dem glüklichen Fortgang des dapfern Gustav Wasa Nachricht. Er erschrak heftig bey Anhörung derselben. Ein Fürst von seinem Character thut wol, wenn er jederzeit sich das allerschlimmste vorstellt. Weil der Tyrann weit von aller wahren Dapferkeit entfernt ist, so kan er keine Hofnung haben, seine verfallene Umstände, welche er selbst verursachet hat, wiederum herzustellen; es sey dann, daß ihn seine Grausamkeit und Treulosigkeit noch einmal in den Stand sezte, seine aufgebrachten Unterthanen sein Joch fühlen zu lassen. Da er sich also nicht getraute, nach Schweden hinüber zu sezen, und den Gustav zur Unterwerfung zu nöthigen, so wollte er sich doch an seiner Mutter und Schwester auf eine seiner Grausamkeit gemässe Art rächen. Er hatte diese zwey vornehmen Frauenzimmer seit langer Zeit in einer sehr harten Gefangenschaft in Coppenhagen schmachten lassen. Nunmehr aber glaubte er: Zeit zu seyn, an diesen unschuldigen Personen eine Handlung vorzunehmen, welche alle diejenigen Grausamkeiten so er vorher verübt, noch weit übersteiget, und dieser unmenschlichen Handlung bey der Nachwelt alle Glaubwürdigkeit entreissen würde, wenn sie nicht durch unverwerfliche Geschichtschreiber derselben Zeit, einmüthig bestätiget wäre. Die Mutter und Schwester des grossen Gustavs mußten auf seinen schreklichen Befehl, jede in einen besondern Sak gestekt, und in das Meer versenkt werden. Viele andere vornehme Schwedische Frauenzimmer, welche der Tyrann ebenfalls in seiner Gewalt hatte, wurden auf die gleiche unmenschliche Weise seiner Wuth aufgeopfert.

Doch

Doch mit dieser schreklichen That war auch das Maas seiner Grausamkeiten erfüllet, und der Rächer stunde mit seinen Gerichten wider ihn in Bereitschaft. Die Dänische Nation, welche dem König in seinen Unterdrükungen gegen die Schweden sehr behülflich gewesen war, fienge an seine Grausamkeit zu verwünschen, als sie auch selbst das Ziel derselben worden war. Sie sahe sich als das herrschende, Schweden aber als das durch Krieg unterjochte Reich an. Christian selbst hatte auch in dem Anfang seiner Regierung mehrere Mäßigung gegen die Dänische Nation getragen. Da aber auch diese ein Ende hatte; da sie fürchten mußte, daß ihr nunmehr auf die gleiche Art als wie der Schwedischen sollte mitgespielt werden, so machte sie sich noch weniger Bedenken, als die Schweden gethan hatten, das Joch des allgemein-verhaßten Tyrannen von sich zu entschütten. Die Dänen hatten das Recht, ihre Könige zu erwehlen. Sie hielten sich ebenfalls berechtiget dieselben zu entsezen, wenn sie die ihnen geordneten Schranken, zur Unterdrükung der Nation überschreiten wollten. Die Einwohner der Halbinsel Jütland waren die ersten, welche ihm den Gehorsam aufkündeten. Sie faßten einmüthig eine Acte ab, kraft deren der Tyrann des Reichs sollte entsezt werden. Die Versammlung der Jütländischen Stände truge der ersten Oberkeitlichen Person auf, diese Acte der Entsezung dem König zu überbringen. Dieser Mann mit Namen Mons besasse auch die Kühnheit, solche dem König in seinem Schloß zu Coppenhagen zu überreichen. Die übrigen Dänischen Provinzen folgten dem Beyspiel der Jütländer, und liessen sich die Acte der Entsezung

zung gleichfalls gefallen. Da der Tyrann sahe, daß das ganze Königreich wider ihn im Aufstand, = = = daß Schweden sich beynahe gänzlich seiner Gewalt entzogen, = = = daß er selbst bey seiner Leibwache verhaßt sey, er also seine Person niemand anvertrauen dörfte; so nahm er gleich einem gemeinen Uebelthäter das Urtheil seiner Verstossung an, welches ihm von einem einigen noch dazu unbewafneten Mann überbracht wurde. Man findet in keinen Geschichten ein Beyspiel, daß ein Aufstand einer ganzen Nation wieder ihren König gerechter gewesen sey, als dieser; und daß derselbe mit so vieler Mäßigung und Vermeidung aller Unordnungen, welche sonst bey solchen Vorfällen unausweichlich sind, unternohmen worden. Der Tyrann entsezte sich selbst durch seine Flucht. Er hintertriebe dadurch wider seinen eignen Willen, alles besorgliche Blutvergiessen.

Also wurde Christian dem IIten König von Dänemark, Schweden und Norwegen, seine begangene Treulosigkeit und Grausamkeit, nach göttlichen und menschlichen Rechten, auf eine allen Zeiten merkwürdige Weise widergolten. Seine so schnelle Entsezung wird ein unverwerfliches Beyspiel bleiben, daß die höchste Gerechtigkeit sich eben so wol an grossen Tyrannen, als an einzeln lasterhaften Menschen zu rechtfertigen wisse. Diese grosse Veränderung gieng Anno 1523. vor. Friederich der Iste, Herzog von Holstein, ein Vatters-Bruder Christians des IIten, wurde von der Dänischen Nation einmüthig zum König von Dänemark, Schweden und Norwegen erwehlt. Von Dänemark und Norwe-

gen

gen gelangte dieser Fürst zum wirklichen Besiz, von Schweden aber führte er nur den Titel. Die Dänen wollten sich an die Calmarische Vereinigung halten, nach welcher die drey Nordischen Reiche unter einem Haupt sollten vereiniget bleiben. Sie wollten aber der Schwedischen Nation, weil sie dieselbe von der Königin Margaretha für überwunden hielten, nicht die gleichen Rechte als sich selbst zugestehen. Die Schweden aber waren des Dänischen Jochs für immer müde. Sie waren beglaubt, daß so lange sie mit den Dänen einen gleichen König hätten, ihre Freyheiten und Rechte in äusserster Gefahr stehen, und sie als eine von dem Dänischen Reich abhängliche Nation würden gehalten werden. Sie sahen die damaligen Umstände für den allerbequemsten Zeitpunct an, sich von dem Joche, welches ihnen die Calmarische Vereinigung auferlegt hatte, frey und zu einem unter ihrem besondern König unabhänglichen Volk zu machen. Sie hielten sich also an das, was in Dänemark bey der Wahl des neuen Königs Friederich vorgefallen wäre, im geringsten nicht gebunden. Wie sie denn auch die Dänische Nation nicht binden wollten, nach den Schwedischen Verordnungen zu leben. Sie hielten sich ebenfalls zu einer neuen Königswahl zu schreiten berechtiget. Und da sie den Gustav Wasa als das vornehmste Werkzeug ihrer wieder erhaltenen Freyheit ansahen, so glaubten sie sich aus Dankbarkeit für verpflichtet, diesem grossen Mann die Schwedische Crone einhellig aufzutragen. Auch diese merkwürdige Veränderung geschah in dem 1523sten Jahre: Eine Zeit, welche in den nordischen Jahrbüchern unvergeßlich ist. Dazumal wur-

de

de die Calmarische Vereinigung, welche seit 1387. bestanden hatte, zernichtet. Schweden wurde ein unabhängliches Reich, welches von dieser Zeit an, unter der Regierung des Königlichen Hauses Wasa anfienge eines der ansehnlichsten in Europa zu werden. Das Haus Oldenburg aber mußte sich, nach Aufhebung der Calmarischen Vereinigung, mit den zwey mäßigen Königreichen Dänemark und Norwegen begnügen. Der neue König Gustav zeigte bald, wie würdig er der ihm aufgetragenen Königlichen Würde sey. Er hatte das ganze Königreich bis auf die Hauptstadt, von der Gewalt der Dänen frey gemacht. Nur das einige Stokholm konnte er noch nicht in Freyheit sezen. Die Dänische Besazung, welche sich nach der Flucht des Tyrannischen Erzbischofs nicht mehr halten konnte, ergab sich an die in den damaligen Zeiten mächtige Hanseestadt Lübek, in der Hofnung, daß sie von ihr wenigstens dem neuen König von Dänemark sollte zugestellt werden. Der König Gustav aber wußte es durch Unterhandlung mit der Stadt Lübek dahin zu bringen, daß ihm die Hauptstadt des Schwedischen Reichs übergeben wurde. In der Folge zeigte auch dieser König, daß er Muth und Geschiklichkeit genug besize, das Vatterland, welches er von der Sclaverey frey gemacht, wider alle Anfälle zu beschüzen.

Der Tyrann Christian aber nahm seine Flucht nach Flandern, allwo sich dazumal sein Schwager, Kayser Carl der Vte, aufhielt. Er hoffete durch die Macht desselben gar leicht in seine verlohrnen Königreiche

nigreiche wieder eingesezt zu werden. Sein Hoffen war aber ganz vergeblich. Der Kayser hatte während der Zeit, da er den Thron der nordischen Reiche besaß, Ursache über ihn mißvergnügt zu seyn. Er hatte danahen auch nicht die gröste Begierde, den verfallenen Umständen seines Schwagers wiederum aufzuhelfen; oder vielmehr sah er die Wiederherstellung derselben für allzuschwer, wo nicht gar für unmöglich an. Nebst dem ware er dazumal mit seinen eigenen Angelegenheiten solchergestalt beschäftiget, daß er wenig Zeit hatte, sich mit den Angelegenheiten eines ausgejagten Tyrannen, der auch selbst gegen seine eigenen Hausgenossen, und Gemahlin Grausamkeiten verübt hatte, stark abzugeben. Die beyden neuen Könige von Schweden und Dänemark hatten also genugsame Gelegenheit, sich in ihren neuen Königreichen festzusezeu, und durch weise Regierungen, die Stände und Unterthanen unzertrennlich mit sich zu vereinigen. Die eigene Sicherheit beyder Könige legte es auch denselben und ihren Staaten als eine Nothwendigkeit auf, in gutem Vernehmen mit einander zu stehen. Sie waren noch nicht sicher genug, daß der verjagte Christian nicht etwann, vermittelst eines geheimen Anhangs, oder durch die Macht des Kayserś unterstüzt, einen neuen Versuch thun würde, seine verlornen Königreiche wiederum einzunehmen. Der König Friederich erkannte auch, daß es ihm zu schwer fallen würde, den so sehr beliebten, und von den Schweden einhellig zu ihrem König angenohmenen Gustav Wasa, seines Reichs zu entsezen, und solches mit der Crone Dänemark zu vereinigen. In Betrachtung dessen erkannte er den

Gustav

Gustav für einen rechtmäßigen Besizer des Königreich Schweden. Beyde Könige vereinigten sich auch, einander wider den gemeinen Feind Beystand zu thun. Christian nahm auch wirklich 1532. eine Landung auf die Dänischen Inseln vor. Weil aber die Vorsehung nicht zugeben konnte, daß dieser grausame Fürst die nordischen Völker ferner quälen sollte, sondern ihn vielmehr als einen von GOtt und Menschen verworfenen, zu einer wolverdienten Züchtigung aufbehalten wollte, so liesse sie geschehen, daß ihm alle Elemente bey seiner Landung zuwider seyn mußten. Seine Flotte wurde durch Ungewitter auf die Norwegische Küste getrieben. Er selbst wurde von dem Stadthalter des Königs Friederich gefangen genohmen, und in der Festung Sonderburg aufbewahret. Er erreichte zwar noch ein hohes Alter. Denn er starbe erst 1559. in dem 78sten Jahr seines Lebens. Er mußte aber 36. Jahre, theils in Elend, theils in dieser Gefangenschaft zubringen. Eine der höchsten Gerechtigkeit über einen treulosen Tyrannen höchst anständige Verfügung! Ein Beyspiel, welches auch auf die mächtigsten Könige der Erden einen kräftigen Eindruk machen kan. Die ganze Nachkommenschaft des Christian empfande ebenfalls mit ihrem Vatter die Göttlichen Gerichte. Einer seiner Söhne starb in der Blüte seiner Jahre, zu eben der Zeit als der Vatter in Norwegen gefangen wurde. Die übrigen Söhne und Töchtern schieden ohne Nachkommen ab. Es sollte von einem so verworfenen Stammen kein Absprößling mehr übrig bleiben.

Das Moscowitische Reich, machte in diesem Zeitpunct unter den Europäischen Reichen ein sehr geringes Aufsehen. Man zehlete dasselbe vielmehr zu den Tartarischen und Asiatischen, als zu den Europäischen Königreichen. Die Sitten, Lebensart und Gewohnheiten der Moscowitischen Völker, und die Regierungsart ihres Chams oder Czars hatten auch mit der Tartarischen Regierung- und Lebensart weit mehr ähnliches als mit der Europäischen. Es waren auch die Moscowitischen Fürsten, denen Chams der Tartarey bis gegen die Mitte des sechszehenden Jahrhunderts zinsbar. Niemand hätte in dieser Zeit vermuthen können, daß dieses Tartarische Reich sich in Europa furchtbar machen, an den wichtigsten Angelegenheiten dieses Welttheils Antheil nehmen; ja daß es dereinst mit seinen Tartarischen Völkern, die fruchtbarsten Landschaften von Teutschland überschwemmen, und von einem Römischen Kayser sollte aufgefodert werden, einen Churfürst des Reichs unterdrüken zu helfen. Aber schon in dem vor mir habenden Zeitpunct that das Moscowitische Reich zu seiner künftigen Grösse einen starken Schritt. Der Czar Ivan Basilowiz, der damals regierte, legte den Grund zu der nochmaligen Grösse dieses Reichs. Er war zwar einer der grausamsten Tyrannen, welche die Geschichte bekannt macht. Doch die Nachkömmlinge können zum Theil diese Grausamkeit vergessen; weil er das Reich von der Oberherrschaft und von dem Tribut ledig machte, welcher den Chams der Tartarey jährlich mußte abgeführt werden. Die Gränzen des Reichs wurden von diesem Fürst so wol gegen Morgen und Mittag durch Unterjochung der

Tarta-

Tartarischen Königreiche Casan und Astracan, als auch gegen Abend erweitert, da derselbe einige dem Polnischen Reich zustehende Landschaften an sich risse. Von dieser Zeit an wurden die Moscowitischen Fürsten, den übrigen Europäischen Staaten, wenigstens dem Namen nach, allmälig bekannt.

America oder die neue Welt, wurde durch den Columbo, an dem Ende des fünfzehenden Jahrhunderts entdekt; die Bezwingung derselben aber, und besonders die Eroberung der grossen Reiche Mexico und Peru, geschah erst in dem sechszehenden Jahrhundert, zwischen den Jahren 1515. bis 1530. Es wird deßnahen nicht überflüßig seyn, wenn ich in gegenwärtiger Abhandlung auch dieser wichtigen Begebenheiten kürzlich gedenke.

Die Entdekung der neuen Welt, und die unermeßlichen Schäze derselben, sollten fürnemlich der Spanischen Monarchie, welche dazumal durch Erbschaft an das Teutsche Haus Oesterreich gefallen ware, zu gute kommen. Nur die Entdekung der Inseln Cuba, Jamaica, Hispaniola, hatten die von der Crone Spanien auf diese Unternehmung verwendeten Unkosten überreichlich ersezt. Es kamen aber diese Erstlinge der entdekten neuen Welt, mit denjenigen unermeßlichen Reichthümern, welche aus dem festen Lande derselben, unter der Regierung Carls des Vten, und seines Sohns, nach Spanien und Europa hinüber gebracht worden, in gar keine Gleichheit.

Es sind es aber die Reichthümer der neuen Welt nicht allein, welche unsere Aufmerksamkeit nach sich ziehen: Die Unterjochung der weitläufigen Staaten von Peru und Mexico, durch eine Handvoll zusammen gelaufener Spanier, erfodern dieselbe noch weit mehr. Ferdinand Cortes, ein gemeiner Spanischer Unterthan, war die Person, durch deren Veranstaltung das grosse Mexicanische Reich zu Grund gerichtet wurde. Dieser Mann wurde von dem Stadthalter der Insel Cuba, auf neue Eroberungen auf dem festen Lande ausgeschikt. Die Menge von Gold, welche die Spanier zum Theil gutwillig, zum Theil mit Gewalt, auf den Inseln, welche dem festen Lande vorüber lagen, zusammen gescharret hatten, erwekten ihre Begierde zu noch mehrern. Nicht die Armuth, sondern der Ueberfluß macht die Menschen raubgierig, und unersattlichgeizig. Je mehr die Spanier sich durch die Schäze der Americaner bereicherten, desto stärker wuchse auch ihre Begierigkeit, noch ein mehrers zusammen zu raffen. Cortes hatte indessen nicht mehr als 600. Mann Fußvolk, 24. Reuter, nebst einigen kleinen Canonen in seiner Gewalt, als er auf die Eroberung dieses mächtigen Staats ausgienge. Mit diesem Haufen zoge er an der Küste des Mexicanischen Meerbusens geraden Wegs der Hauptstadt zu. Auf seinem Wege fand er aller Orten die blühendesten Städte und Dörfer, welche durch ihre vortrefliche Verfassung vielen Europäischen Städten zum Muster hätten dienen können. Die Republic Tlascala, welche unter einer aristocratischen Regierung sehr mächtig worden war, wollte sich ihm auf seinem Zug widersezen. Es wurden aber diese

tapfern

tapfern Republicaner, durch den Anblik der Spanischen Pferde, und das donnernde Geknall der Canonen, solchergestalt erschrekt, daß sie den wenigen Fremdlingen den Sieg überliessen. Cortes handelte mit diesem Freystaat nach dem Beyspiel der alten Römer: Er erlaubte den durch Schreken und das Ungewohnte überwundenen, den Titul und Namen der Spanischen Freunde und Bundsgenossen zu tragen. Sie mußten aber seinen Haufen mit 6000. ihrer besten Völker verstärken. Mit dieser Verstärkung erreichte er ohne Widerstand, obgleich wider den widerholten Befehl des Kayfers, die Gränzen des Mexicanischen Reichs.

Die Spanischen Befehlhaber liessen aller Orten vor sich herausstreuen, daß sie Abgesandte eines grossen und mächtigen Königs in den abendländischen Welttheilen wären, welche in keiner andern Absicht nach diesen Ländern abgeschikt worden, als Bündniß und Freundschaft zwischen ihrem Herrn, und den Fürsten dieser Lande zu verabreden. Cortes liesse dieses besonders dem Kayser von Mexico ansagen, als ihn dieser Herr um die Ursache seiner Ankunft befragen liesse. Er vermeinte aber an dem Motezuma einen Barbar zu finden, welcher sich alles weis machen liesse, und der von den Rechten eines Gesandten, desselben Betragen und Aufzug, sich gar keine Vorstellung machen könnte. Er betroge sich aber sehr. Motezuma liesse den Cortes wissen, „ daß wenn er ein Abgesandter einer entfernten freundschaftlichen Macht sey, aus was Ursache er denn in seinem Lande als ein Feind handle?

Gehe seine Absicht allein dahin, zwischen ihm und seinem Herrn Bündniß und Bekanntschaft zu errichten, so werde er ihn hierzu ganz willig finden; das Bündniß selbst aber könne zu stand gebracht werden, ohne daß er selbst, und noch dazu mit einem so zahlreichen Begleit, seine Hauptstadt zu besuchen gemüßiget seyn sollte." Mit diesem Antrag aber war dem Cortes gar nicht gedienet. Er hatte sich schon aller Orten, wo er durchzoge, in Schreken gesezt; er glaubte deßnahen, daß er die widerholten Befehle des Landesherrn, nicht näher an seine Hauptstadt zu kommen, nicht groß achten müßte. Er langte wirklich in der Hauptstadt Mexico an. So unangenehm seine Gegenwart war, so nam ihn doch Motezuma als seinen Obern auf, und die Einwohner der Stadt als einen Gott. Man warf sich auf die Knie nieder, wenn ein gemeiner Spanier durch die Strassen der Stadt gienge. Sie hatten diese Ehrfurcht einig dem Wunderbaren zu danken, welches die Mexicaner jeden Augenblik an diesem unbekannten Volk entdekten. Das Gerücht hatte dieses Wunderbare noch über die Maaß erhöhet. Die schwimmenden hölzernen Häuser, welche sie über das Meer getragen, ihre Pferde und Geschüz, ihre ungewohnte Waffenrüstung, da sie von dem Haupt bis auf die Füsse über und über geharnischt waren; ihre Züge, die eben so viele Siege waren, mußten nothwendig bey einem, aller dieser Sachen unkundigen Volk, so wol Verwunderung als Schreken erweken. Cortes wußte sich alles dieses zu Erreichung seiner Absichten meisterlich zu bedienen. Motezuma willfahrte ihm in allem was er verlangte, ja er kam beynahe jedem seiner

Wünsche

Wünsche noch zuvor. Alles in der Hofnung, daß er sich von seinem Hof und Land je eher je lieber entfernen würde. Denn sein langer Aufenthalt, und die Unternehmungen seiner Leute, welche so wol in der Hauptstadt, als zu Vera Crux sich befanden, wurden ihm ganz verdächtig. Als er die Begierigkeit seiner Gäste noch Gold vermerkte, beschenkte er sie mit einer grossen Menge dieses Metals, nur um sie zur Beschleunigung ihrer Rükreise zu vermögen. Mit allen diesen Handlungen der Großmuth und Ehrfurcht konnte doch Motezuma den Umsturz seines mächtigen und blühenden Reichs nicht abwenden. Dieses war die Hauptabsicht des Cortes, welche er in aller der Zeit, da er sich zu Mexico aufhielte, niemals aus den Augen fallen liesse. Seine hinterlistige und tükische Aufführung verschafte ihm auch genugsame Mittel, diesen ungerechten Anschlag in Erfüllung zu bringen. Einige seiner Leute, welche er zu Vera Cruz gelassen, hatten sich gegen die Unterthanen des Motezuma sehr feindselig betragen. Die Mexicaner widersezten sich denselben, sie hatten auch das Glük vier Spanier zu töden, welche sie bisdahin für unsterblich gehalten hatten. Cortes aber begienge die unerhörte Kühnheit, den Motezuma aus seinem eignen Pallast gefänglich nach dem Spanischen Quartier abzuführen. Er liesse diesen mächtigen Monarch in Ketten schlagen, er verlangte die Auslieferung aller deren, die sich an den seinen vergriffen hatten. Er behandelte denselben weit unanständiger, als ein Feldherr gegen den gemeinsten Soldat thun kan, der ein Verbrechen begangen hat. Er zwange ihn, den Kayser Carl den Vten als seinen Oberherrn, sich selbst aber als

dessen Vasall offentlich zu erkennen, und demselben einen grossen jährlichen Tribut abzutragen. Dieser sollte in 600000. Mark feinem Golde, wie auch in einer grossen Menge künstlicher von feinem Golde verfertigten Sachen bestehen. Dieses alles wurde von des Kayfers Bedienten in gröster Eilfertigkeit zusammen getragen; nur damit der Geiz und die Ungerechtigkeit der Fremden befriediget, und dem gefangenen Kayser die Freyheit möchte verschaffet werden. Cortes aber gedachte an nichts wenigers, als den Kayser frey zu lassen. Diese höchste Ungerechtigkeit brachte endlich die ganze Stadt in Empörung. Das Spanische Quartier wurde von hundert tausend Mann belagert. Motezuma wurde selbst, doch nach dem Zeugniß der Spanischen Scribenten, von seinen eignen Leuten tödtlich verwundet. Die Spanier verstatteten diesem unglüklichen Monarchen nicht einmal ruhig zu sterben. Sie quälten ihn auf das grausamste, ihre Religion und Glauben anzunehmen. In dem Augenblik aber, da er den Geist aufgabe, foderte er die Rachgerechtigkeit des Himmels, wider diese treulosen und ungerechten Fremdlinge auf. Die Einwohner erwehlten zwar einen neuen Kayser; die Spanier aber bemächtigten endlich sich der ganzen Hauptstadt; und sie brachten auch den neuen Kayser Gatimozin in ihre tyrannische Gewalt. Die ganze Stadt, alle Kostbarkeiten des Kayserlichen Pallasts und der Tempel wurden geplündert, und nach der Ueberwinder Gewohnheit unmenschliche Grausamkeiten verübt. Der Kayser wurde samt seiner Gemahlin auf glühende Kohlen gesezt. Diese unmenschliche Grausamkeit sollte diese vornehmen Märtyrer zwingen, ihre verborgenen

Schäze

Schäze zu entdeken : Denn je mehr die Spanier Gold erhielten , desto unersättlich = grausamer und blutdurstiger wurden sie. Mit der Hauptstadt Mexico fiel der übrige Theil des grossen Mexicanischen Reichs , unter die Oberherrschaft der Crone Spanien. Den Söhnen des Motezuma wurden endlich, aus Gnaden , von dem Ueberwinder einige geringe Ländereyen gelassen. Zur Schadloshaltung aber des ihnen entrissenen mächtigen vätterlichen Reichs , wurde denselben der Titul Grafen von Motezuma , und Spanischer Edelleute geschenkt. Sie erhalten sich auch noch dermal als Edelleute in Mexico. Sie geniessen aber vor andern Spanischen Edelleuten nicht den mindesten Vorzug.

Auf diese Weise bemächtigten sich die Spanier eines überaus bevölkerten und vortreflich eingerichteten Kayserthums in dem mitternächtlichen Theil von America. Das nicht minder mächtige , und durch die klügste Verfassung blühende Königreich Peru , welches den vornehmsten Theil von dem mittägigen America ausmachte , wurde ebenfalls von dieser Europäischen Nation , ohne grosse Arbeit unterjochet. Diego d'Almagro , und Franz Pisaro , Leute von dem allerschlechtesten Herkommen , haben dieses grosse , obgleich dem Spanischen Namen wenig Ehre bringende Werk unternohmen. Dieses grosse Reich, dessen Hauptstadt Cusco war , und beynahe auf dreyssig Grade , oder 450. Meilen in die Länge sich erstrekte , stunde damals unter der Herrschaft eines einigen Königs. Sein Name war Atabaliba. Er stammte von einer Reihe von Königen her , wel-

che zwar jederzeit auf Eroberungen bedacht gewesen, doch mehr in der Absicht, um die wilden Völker dieses Welttheils, welche ohne Religion, ohne Geseze und Ordnung, ja gar ohne alle bürgerliche und kriegerische Verfassung lebten, gesittet zu machen, als aber dieselben zu unterdrüken, oder in eine harte Knechtschaft zu versezen. Dieses Königliche Haus, welches recht verehrungswürdige Regenten aufzuweisen hatte, nannte sich Incas. Der Vatter des Atabaliba, welcher die Landschaft Quito durch Eroberung mit seinem Reich vereinigt hatte, liesse durch die überwundenen Völker eine Heerstrasse von Cusco nach Quito über 300. teutsche Meilen lang, verfertigen. Dieselbe übertraf an Pracht und Nuzbarkeit alles, was die Römer vortrefliches in dieser Art angelegt hatten. Durch diese Heerstrasse konnte mit allen Landschaften dieses mächtigen Reichs, die nothwendige Gemeinschaft gepflogen werden. Von einer halben Meile zur andern waren Königliche Botten angeordnet, welche die Befehle des Hofs in alle Theile dieses grossen Staats überbrachten. Eine Anordnung, welche von der vortreflichen Verfassung dieses blühenden Reichs sattsam zeuget; da selbst in keinem Europäischen Reich in den damaligen Zeiten, eine solche nüzliche Anordnung eingeführet war.

Dieses mächtige Reich wurde von dem Pisaro mit 250. Mann Fußvolk, 60. Reuter, und 12. kleinen Feldstüken, welche durch Landseingeborne gezogen wurden, angefallen. Mit diesem elenden Trupp kam er durch das südliche Meer auf der Hö-

he

he von Quito an, woselbst der König dazumal seine Hofhaltung hatte. Er machte, gleich dem Cortes, mit einer vorgegebenen Gesandschaft den Anfang seiner Räuberey. Er anerbotte dem König, bey welchem er Gehör verlangte, die Freundschaft und Bündniß Carls des Vten an. Die Antwort des Incas aber gienge dahin: „Er könne diejenigen, welche seine Unterthanen als grimmige Räuber anstelen, nicht für Freunde, noch als Abgesandte einer friedlich gesinnten Macht ansehen, es sey denn, daß sie alles zurük gäben, und den Schaden ersezten, welchen sie auf ihren Zug verübet hätten.“ Auf dieses zog er den fremden Räubern in Person mit 40000. Mann entgegen. Ehe die Schlacht sich anhube, trat ein Spanischer Mönch zwischen beyde Heere, in der Absicht dem Inca zur Annehmung seiner Religion zu bereden. Er schwazte dem König vieles von den Geheimnissen der Christlichen Religion, in einer gänzlich unbekannten Sprache vor. Doch die Unterredung endigte sich mit einer Schlacht. Das Spanische Geschüz, ihre Waffen und Pferde thaten bey den Peruvianern die gleiche Wirkuug, so sie bey den Einwohnern von Mexico gemacht hatten. Sie wurden durch den Schreken zur Flucht gebracht, und man hatte keine andere Mühe, als die Flüchtenden niederzuschlagen. Der König selbst wurde von seinem göldenen Throne herabgerissen, uud mit Fesseln belegt.

Dieser unglükliche Monarch, um sich eine baldige Freyheit zu erwerben, anerbotte den geizigen Siegern so viel Gold auszuzahlen, daß ein Zimmer

mer seines Pallasts bis auf eine gewisse Höhe angefüllt werden könnte. Allein, obgleich von allen Enden her unzehliche Goldplatten zusammen gebracht wurden, so erreichten sie doch die bestimmte Höhe nicht. Als nun der unersättliche Geiz der Spanier unmöglich konnte gestillet werden, so verurtheilten sie den gefangenen König, lebendig verbrennt zu werden! Doch diese höllischen Furien wollten ihm noch Gnade erweisen, wenn er ihre Religion annehmen wollte. Denzumal sollte er nicht lebendig verbrannt, sondern vorher erwürget werden. Der unglükliche König bequemte sich auch hierzu, in der Hofnung das Leben zu erretten. Allein in eben demjenigen Augenblik, da ihn der Mönch getauft hatte, wurde er ohne Gnade erdrosselt, und hernach in die Flammen geworfen. Mit dem Tode des Atabaliba unterwarf sich das ganze Königreich; die Feldherren und Staatsbedienten des hingerichteten Königs wurden mit allen nur erdenklichen Martern gequält, um die Schäze ihres Herrn zu entdeken. Kein einiger aber liesse sich durch die grösten Martern zu der Niederträchtigkeit vermögen, den Räubern diese Schäze zu offenbaren. Die Zerstörung des Peruvianischen Reichs geschah in dem 1527sten Jahre.

Man muß zugeben, daß die Entdekung von America, und die Unterjochung des reichsten und besten Theils desselben, die Europäischen Länder, und besonders das Königreich Spanien, erstaunlich bereichert habe. Siehet man aber auf die Rechtmäßigkeit dieser Eroberungen, auf die Grausamkeit der Spanier, und auf die Folgen, welche diese Entde-

Entdekung bey den Europäischen Mächten nach sich gezogen haben; so sollte man für die Ehre der Menschheit wünschen, daß dieser Theil des Erdbodens ferner unentdekt geblieben wäre. So bald die Spanier unter dem Columbo die Inseln, welche vor dem festen Lande lagen, entdekt hatten: So bald sie in Erfahrung brachten, daß Silber und Gold das Erbtheil der Einwohner wäre; und so bald sie von der stillen und sanftmüthigen Gemüthsart der meisten Völkerschaften eine etwelche Kenntniß erhalten hatten, so trieb sie ein unersättlicher Geiz an, sich mit Hindansezung aller Menschlichkeit, ebenfalls der Schäze des festen Lands zu bemächtigen. Die ganze Natur entsezet sich über die unerhörte Grausamkeit und Ungerechtigkeit, durch welche sie ihren Endzwek zu erhalten gesucht. Sie kommen als Räuber in Länder, welche ihnen auf die großmüthigste Weise alle Arten der Gastfreundschaft anbieten: Sie finden die Einwohner aller Orten bereit, Freundschaft und Handlungsverträge mit ihnen einzugehen. = = = Man gestattet ihnen einen freyen, aber unschädlichen Aufenthalt in dem Lande, = = = ja man hatte sich auch bequemet, ihnen zu gestatten, daß sie zur Versicherung ihrer Kaufmannschaft befestigte Oerter an der Küste hätten erbauen können. Hätte man auch mit einem Schein der Billigkeit ein mehrers von einem unbekannten Volk fodern können? Die Spanier aber wollten ihre gemeinen und besondern Schäze, ihre Bergwerke, und ihr ganzes Land haben. Sie bringen diese in Friede lebenden Völker durch ihre unbekannten Waffen in Schreken: Sie bemächtigen sich durch unerhörte Gewaltthätigkeiten ihrer Könige. Sie mißhandeln mächtige Monarchen,

als die elendesten Sclaven: Sie lassen dieselben durch alle nur erdenkliche Martern und Grausamkeiten dahin richten: Sie rauben ihre Schäze: Noch mehr, sie nehmen wider die Einwohner, gleich als wider wilde Thiere, Jagden vor: Sie hängen in den Inseln und dem festen Lande je zwölf zur Ehre der zwölf Apostel, an Gälgen auf: Sie erwürgen dieselben nicht bey tausenden, sondern bey hundert tausenden, ja gar zu Millionen: Sie machen die volkreichsten, und nachahmlich gut eingerichteten Königreiche zu schreklichen Einoden. Sie zwingen den elenden Ueberrest, gleich als Lastthiere, zur Unterhaltung eines niemals zu ersättigenden Geizes, in den Bergwerken zu arbeiten, = = und vor Hunger lassen sie dieselben ohne Erbarmde dahin sterben: Sie wollen sie durch Marter zu einer Religion bewegen, welche ihnen verhaßt werden muß, weil sie die Religion ihrer unmenschlichen Verfolger ist. = = = Sie verabscheuen aber ein höchstes künftiges Gut, weil sie solches in Gemeinschaft der Spanier geniessen sollen; deßwegen werden sie mit allen erdenklichen Martern hingerichtet; die wenigen, welche der Wuth entgehen, werden in die Wälder zu flüchten, und aus gesitteten Menschen wilde Barbaren zu werden, genöthiget. Alles Handlungen, welche auf der einen Seite das höchste Mitleiden gegen diese unglüklichen Völker erweken, auf der andern aber der Spanischen Nation einen unauslöschlichen Schandflek anhängen.

Spanien wurde durch den Raub der eroberten Lande bereichert. Eine unläugbare Wahrheit. Es

wurde

wurde aber von dem obersten Regent ein augenscheinlicher Fluch auf diesen Reichthum gelegt. Führte man gleich den Königen von Spanien ganze Flotten von Gold und Silber aus diesen Landen zu; gewann es gleich unter Philipp dem IIten das Ansehen, daß sie mit denselben ganz Europa hätten an sich handeln können; so wurde doch die Spanische Monarchie weder vergrössert, noch blühender gemacht. Man sah vielmehr den augenscheinlichen Verfall derselben. Ihre Landschaften in Europa wurden entvölkert; aber America doch nicht durch sie angebauet. Sie konnten zwar Verwirrungen in ganz Europa anrichten; sie waren aber zu schwach, die Niederlande zu erhalten. Ganze Flotten von Gold wurden durch Windstürme versenkt; von den Engelländern im Angesicht der Spanischen Häfen weggenohmen; und von diesen und andern Völkern zur Bekriegung der Spanier selbst angewendet. Durch das ganze siebenzehende Jahrhundert war Spanien ein so schwaches Königreich, daß es sich nur durch den Beystand der andern, und durch die Eifersucht seiner Feinde und Freunde erhalten könnte. Die Nation selbst wurde übermüthig und träg; sie mußte deßnahen ihren Nachbarn von ihren Reichthümern einen weit grössern Theil zukommen lassen, als ihr selbst davon übrig bleibt.

Auch an denjenigen Personen, welche die Werkzeuge der Zerstöhrung der mächtigen Staaten von Mexico und Peru gewesen, liesse sich die höchste Gerechtigkeit nicht unbezeuget. Cortes wurde selbst in dem Lande, welches er zur Wüste gemacht, als

ein

ein Anführer behandelt, und in Ketten geschlagen. Er sahe zwar noch einmal sein Vatterland; doch mehr wie ein zur Bestrafung dahin abgeführter gefangener Uebelthäter, als daß er in demselben Ehre und Belohnung erhalten sollte. Er konnte mit vieler Mühe bey Carl dem Vten eine Verhör erlangen. Er lebte und starb mehr verachtet, verhaßt und dürftig, als angesehen, belohnt, und reich. Pisaro und d'Almagro überwarfen sich ebenfalls nach Zerstöhrung des Peruvianischen Reichs mit einander. d'Almagro wurde von seinem Gegner in einem Scharmützel zum Gefangenen gemacht, und ihm der Kopf abgeschlagen. Pisaro hatte nicht so bald seine Rache an dem Mitbuhler seiner Räubereyen und Reichthümer ausgeübt, als er von den Freunden des d'Almagro hingerichtet wurde. Sein Sohn, der sich von der Spanischen Monarchie unabhängig, und zum König von Peru erheben wollte, wurde von seinen Landsleuten als ein Verräther durch des Henkers Hand hingerichtet. Ein Bruder des Pisarro, der sich von einem gleichen Ehrgeiz hinreissen ließ, empfieng eben ein solches Schiksal. Die Spanischen Kriegsleute wollten lieber einen von ihnen weit entfernten Oberherrn haben, als einen ihres gleichen zum Herrn annehmen, der durch seine nahe Gegenwart sie im Zaum gehalten hätte. Sie hatten sich selbst erstaunliche Reichthümer gesammelt; ihre Geilheit aber zog ihnen die schmerzhaftesten, und zuvor gänzlich unbekannten Krankheiten zu. Ihre nicht zu ersättigende Habsucht trieb sie an, das Schwert wider einander zu ziehen. Ihre Reichthümer vermehrten ihr Elend, und beschleunigten ihren Tod. So rächete

sich

sich die Vorsehung an den Zerstörern von Mexico und Peru.

Die alte Welt war vor Entdekung der neuen mit beynahe unaufhörlichen Kriegen heimgesucht. Entstehet nunmehr ein Krieg in Europa, so ist es beynahe ein Wunderwerk, wenn sich derselbe nicht auch bis nach America ausbreiten sollte. Ja eine Nation macht sich eine herzliche Freude, die neu angelegten Colonien der andern zu zerstören. Dieses ist der Vortheil der gemachten Entdekungen; dieses ist die Frucht der Verpflanzungen der Völker aus einem Welttheil in den andern. Sie vermehren das Elend der Menschen: Sie verbreiten den Jammer des Kriegs, von einem Ende des Erdballs bis an das andere: Sie entvölkern die Nationen, und lassen sie von der weiten See verschlungen werden; und endlich entreissen die Schäze der neuen Welt, der alten ihre Sitten, ihre Ruhe und Glükseligkeit!

Ich kan diese Abhandlung nicht beschliessen, ohne daß ich noch mit wenigem den Zustand der Kirche, und der Religion, wie auch die Veränderungen vorstelle, welche bey derselben, während dem Lauf dieses Zeitpuncts vorgegangen.

Die Streitigkeiten zwischen der Lateinischen und Griechischen Kirche, waren eine nicht geringe Ursache der Zerstörung des Constantinopolitanischen Kayserthums. Sie mußten aber unmittelbar eine Veranlassung werden, daß die in den Abendländ-

dern lange Zeit verachteten schönen Künste, und gründlichen Wissenschaften wiederum auf den Thron gesezt wurden. Das Haus Medicis verschafte den von Constantinopel geflüchteten gelehrten Männern eine sichere Freystadt, in dem Gebiet der Republic Florenz. Künste und Wissenschaften finden aller Orten Liebhaber, wenn sie von grossen Herren geschüzt und belohnet werden. Die Mahler-Bildhauer- und Bürgerliche Baukunst fanden besonders in Italien grosse Gönner, und diese zogen unvergleichliche Meister. Rom, Bologna, Neapolis, Genua, Mayland = = • wurden mit Meisterstüken des Wizes und der Scharfsinnigkeit ausgeziert, welche selbst dem Jahrhundert des Augusts Ehre gemacht hätten. Die nach Florenz verpflanzten Wissenschaften aber breiteten sich in ganz Italien aus. Diese zogen aus allen Ländern von Europa die aufgewektesten Köpfe dahin. Die Begierde, gründliche Wissenschaften sich zu erwerben, wurde in kurzer Zeit eben so stark, als vorher die Verachtung derselben gewesen war. Man schreitet gar leicht von einem äussersten zu dem andern. Glüklich, wenn man sich vor dem Mißbrauch verwahren, und die Abwege, welche die Tugend selbst in das Laster verwandeln können, auszuweichen weiß. Teutschland, allwo die grobe Unwissenheit lange Zeit die Oberhand behauptet hatte, machte sich besonders eine Pflicht daraus, seine aufgeklärten Köpfe nach Italien zu schiken, um sie daselbst mit den aufblühenden Wissenschaften bekannt zu machen. Diese mittheilten die in Italien gesammelten Schäze, nach ihrer Rükkunft ihren Landleuten. Die in diesem Lande unlängst entdekte Buchdrukerkunst zeigte ein

unver-

unvergleichliches Mittel, die Wissenschaften allgemein zu machen. Man fieng nicht nur an, vernünftig zu denken, dessen man sich beynahe entwehnet hatte; sondern man unterstunde sich allgemach, die rauhen Sitten abzulegen, und dieselben mit angenehmern und gelindern zu vertauschen.

Die aufgehenden Wissenschaften zogen aber auch noch etwas anders nach sich, welches eben so wichtig als die Wissenschaften selbst war, und so wol in der Kirche, als in dem Staat eine sehr mächtige Veränderung erwekte. Da die Wissenschaften eine Verbesserung in den Sitten, und dem bürgerlichen Leben hatten befördern können; so zeigten sie diese Wirkung noch weit mehr in Sachen der Religion, und des äusserlichen Gottesdiensts. Der Cardinal Polus sah diese mächtige Wirkung, jedoch mit einer nicht geringen Besorgniß für das Schikfal der Römischen Kirche, im Voraus, noch ehe sie sich würklich offenbarte. Dieser grosse Mann bezeugte zwar in einem Brief an den Papst Leo den Xten seine Freude, daß derselbe den Fortgang der Wissenschaften nicht nur in Italien, sondern auch in dem übrigen Europa so sehr beschüzte; er glaubte jedoch, daß es gefährlich werden könnte, die Leute allzu gelehrt werden zu lassen. Leo der Xte war aber allzuweit entfernt zu gedenken, daß die Wissenschaften eine grosse Veränderung in der Kirche verursachen könnten. Die Vorsehung aber wollte haben, daß er diese Veränderung, welche er sich nicht vorstellen konnte, an deren er aber selbst seinen Theil hatte, noch erleben mußte.

Diese Veränderung war höchst nothwendig. Selbst die Anhänger der Römischen Kirche müssen gestehen, daß eine Veränderung und Verbesserung der Kirche, so wol in Sachen des Glaubens und der Ceremonien, als der Sitten unumgänglich nothwendig gewesen sey. Man betrachte nur den Zustand der Christlichen Kirche in dem Anfang des sechszehenden Jahrhunderts: Man wird auf der einen Seite zugeben müssen, daß ihr Verfall so groß uud jämmerlich gewesen, als er nur immer seyn konnte; und daß es auf der andern Seite eine unschäzbare Woltbat der Göttlichen Vorsehung gewesen, daß dieselbe in Teutschland, in der Eidgenoßschaft, in Frankreich und Engelland solche Männer erwekt, welche nicht ohne Segen, an das grosse Werk der Kirchenverbesserung Hand angelegt, und welche wenigstens den gänzlichen Verfall derselben abgewendet, wenn sie gleich der Christlichen Kirche nicht wiederum zu der ersten Unschuld und Heiligkeit vollkommen haben behilflich seyn können. Es ist wahr, daß wenn diese so nothwendige Verbesserung von denjenigen wäre unternohmen worden, welche sich vorzüglich zu dieser Arbeit berechtigt glaubten, es alsdenn die Hülfe dieser Männer nicht erfodert hätte. Die hohe Geistlichkeit aber, und die Fürsten der Erde entzogen sich von Zeit zu Zeit diesem Werk, ob sie gleich die Nothwendigkeit desselben einsahen: Oder vielmehr wollte die höchste Vorsehung zu dieser grossen Unternehmung, nicht das Edle, nicht das Hohe vor der Welt, sondern das Schlechte und Verachtete gebrauchen.

Es wird sich aber die dringende Nothwendigkeit dieser

dieser Verbesserung in dem hellesten Licht darstellen, wenn man den damaligen Zustand der Kirche sich bekannt macht. Man kan überhaupt mit grösterm Recht behaupten, daß diejenigen Glaubenssäze, welche der Christlichen Religion eigenthümlich waren, beynahe gänzlich vergessen, und aus dem Unterricht der Christen verdrungen wurden. Die Gerechtigkeit GOttes, die Barmherzigkeit desselben, der versöhnende Tod des Mittlers JEsu Christi, die Gerechtigkeit welche allein vor GOtt gilt, die wahre und der Lehre JEsu geziemende Busse über begangene Sünden, die Lebenspflichten des Christenthums, = = = waren entweder unerkannte Wahrheiten; oder aber sie wurden durch pedantische Subtilitäten solchergestalt verstellt, daß sie sich selbst nicht mehr ähnlich sahen. Der gröste Haufe wurde gelehrt, daß in der Andacht gegen die heilige Jungfrau, die abgestorbenen Heiligen, die Ueberbleibsel derselben, die Wallfarten, = = das Wesen der Religion bestehe, = = = daß alle Greuel und Laster durch Geld, Vermächnisse, Gelübde = = = ausgesöhnt werden. Die Hoheit der Kirche, und die Unfehlbarkeit der Päpste, war der Hauptpunct der Religion indessen geworden. Die ganze Sorgfalt der Geistlichkeit gieng nur dahin, wie sie sich auf dem Gipfel der Hoheit und des Reichthums behauptete, welchen sie seit Jahrhunderten erreicht hatte. Sie hielte standhaft darüber, daß niemand sich unterfangen möchte, derselben ihre Freyheiten streitig zu machen. Die Macht der Päpste war von einem Jahrhundert zu dem andern erstaunlich angewachsen. Jeder Papst sah es auch für seine höchste Pflicht an, diese Gewalt nach aller Möglichkeit beyzubehalten,

und zu vermehren. Sie hatten sich den Besiz erworben, mit allen geistlichen Aemtern in der Christenheit nach ihrem Wohlgefallen zu schalten: In allen Kirchensachen waren sie unumschränkte Richter, und sprachen auf eine entscheidende Art ab, ohne einen höhern Richter, oder eine Kirchenversammlung zu erkennen. Die National-Kirchen-Versammlung, durch welche dem Verderben in Lehre und Leben hätte Widerstand gethan, und den Beeinträchtigungen vorgebauet werden können, wurden in allen Landen gänzlich abgeschaffet. Es hatten aber diese Nationalversammlungen ihren Nuzen von derjenigen Zeit an schon verlohren, als man mit Gleichgültigkeit zusehen konnte, daß die Päpste sich die alleinige Erkenntniß alles dessen, so in der Kirche vorgienge, anmasseten. Der Papst war also gleichsam der Mittelpunct der Religion worden, in welchen alles zusammen laufen mußte. Ihre Gerichtsbarkeit erstrekte sich nicht nur auf geistliche Sachen: Man behauptete, daß beynahe keine weltliche Angelegenheit entstehen könnte, in welche nicht auch die Religion einen Einfluß hätte. Die Könige und freye Staaten waren niemals sicher, von ihnen angetastet zu werden. So bald sie sich dem persönlichen Vortheil der Päpste, oder ihren Leidenschaften, welche für den Vortheil der Kirche dargegeben wurden, widersezten, so wurden sie mit dem Bann belegt; der Gebrauch des Gottesdiensts und der Sacramente wurde ihnen, und derselben Angehörigen entzogen. Man achtete zu Rom die vielfältigen Nachtheile, welche aus diesen ärgerlichen Mißbräuchen auf den Staat selbst, und die Sitten flossen, im geringsten nicht. Die ohne Grund ausgehekten

gehekten Verwandschaften machten den Ehestand entweder unmöglich, oder wenigstens sehr kostbar. Der einige Trost bestunde darin, daß das Geld alles rechtmäßig machte, was doch nach päpstlichen, und kirchlichen, ja gar nach Göttlichen Gesezen unrechtmäßig war. Sie hatten sich nicht allein in Ansehung der Macht und Gewalt, zu welcher sie sich erhoben hatten, sondern auch in Absicht auf die unermeßlichen Reichthümer, welche durch unzählbare Wege in die päpstliche Schazkammer flossen, zu unumschränkten Herren gemacht. Die Zehenden, die Einkünfte des ersten Jahrs aus den Kirchenpfründen, die Kammersteuern, die vielfältigen und beynahe unnennbaren Dispensationen; die der Clerisey auferlegten Beyträge zu den Bedürfnissen des heiligen Stuhls; die Kreuzzüge wider die Ungläubigen, und diejenigen, welche den Päpsten nicht in allem blinden Gehorsam leisteten; = = = die Pfründe und Bistümer und Abteyen, welche selten ohne vorgegangne Abfindung mit der Päpstlichen Kammer vergeben wurden, = = = waren unerschöpfliche Quellen, die Pracht und Verschwendung der Päpste zu unterhalten.

Bey einer so grossen weltlichen Hoheit und Reichthum konnten unmöglich die wahren Grundsäze des Christenthums, und die Reinigkeit der Sitten beybehalten werden. Das üble Beyspiel derjenigen, welche die Obersten waren, und deßnahen andern mit reiner Lehre und unverbesserlichem Wandel vorgehen sollten, machte auf die übrigen einen sehr verderblichen Eindruk. Die meisten Bischöfe erhielten

ten ihre Bistümer, entweder weil sie sich durch ihren Eifer für die Vortheile des Römischen Hofs beliebt machten; oder weil sie den Fürsten schmeichelten, oder in weltlichen Angelegenheiten Dienste thaten. Die von der leztern Art sollten denn aber nach dem Willen zweyer Herren leben, deren Vortheile und Absichten einander meistentheils zuwider waren. Der natürliche Landesherr aber wurde gemeinlich dem Papst, als dem geistlichen Oberherrn, zu lieb aufgeopfert. Da sie an Höfen erzogen, und in den Eitelkeiten und Wollüsten aufgewachsen waren, so bekümmerten sie sich um Frömmigkeit, um gründliche Wissenschaften, ja nicht einmal um Sachen ihres äusserlichen Amts, gar nichts. Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Treulosigkeit waren unter ihnen sehr gemein. Wenn diese Laster zur Verfolgung derjenigen angewendet wurden, welche man mit dem Kezernamen belegt, besonders solcher, welche sich unterstanden, dem Papst seine höchste Gewalt, und den mindern ihre angemaßten Rechte streitig zu machen, so prieß man sie als vortrefliche Tugenden.

Wie die höhere Geistlichkeit die Päpste in ihren Verderbnissen nachahmte, so geschah auch ein gleiches von der niedern Geistlichkeit, in und neben den Klöstern. Reichthum, mit Dummheit und Unwissenheit, und einem ärgerlichen Wandel, waren ihr Erbtheil. Sie waren vollkommen das Gegentheil dessen, so sie seyn sollten; sie beföderten das allgemeine Verderben mit allen Kräften. Die Wissenschaften eröfneten den Klugen von beyden Stän-

den

den allmählig die Augen, dieses Verderben einzusehen. Die Sehnsucht und Wünsche nach einer Verbesserung in der Lehre, an Haupt und Gliedern, wurden bey den Leyen bald allgemein. Die Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel verhiessen diese Verbesserungen: Man fand aber jederzeit Hinternisse und Ausflüchte, zu bekennen, daß man Unrecht gethan, und das Unrecht nach Möglichkeit ersezen wolle.

Man kan sich nach dieser richtigen Vorstellung nicht mehr wundern, daß, da der grosse Haufe der Christen von seinen Lehrern irre gemacht und übel geführt wurde, die wachende Vorsehung des Höchsten zum Besten seiner Kirche endlich ins Mittel trat, und solche Männer erwekte, welche mit erfoderlichen Eigenschaften ausgerüstet waren, dasjenige Werk zu unternehmen, welches eigentlich den obersten Hirten zustunde, das sie aber mit Vorsaz von sich ablehnten. Ja man darf auch nicht groß erstaunen, daß die Verbesserung dieser Männer, bey den Lehrsäzen des Christenthums, und dessen gottesdienstlichen Gebräuchen, so schnellen und mächtigen Beyfall fanden. Man wendete zwar von Seiten der Päpste alle nur ersinnlichen Mittel, welche die Schmeicheley, List und Gewaltthätigkeit darbieten konnten, daran, um den Fortgang der Kirchenverbesserung zu hintertreiben, und diejenigen so die Verbesserung unternohmen hatten, samt den Fürsten und Staaten, welche derselben günstig waren, abzuschreken. Weil aber das Unternehmen mehr ein Werk von dem HErrn, als aber von

den Menschen war, so blieb dasselbe bestehen. Ein grosser Theil von Teutschland, der Eidgenoßschaft, die Königreiche Schweden, Dänemark, Norwegen, Engelland, Schottland, Irrland, der grösere Theil von Ungarn, und ein dritter Theil von Frankreich, kündeten dem Römischen Papst den Gehorsam auf, und entzogen sich allen neu eingeführten, in dem Evangelio nicht gegründeten Lehren und Gebräuchen dieser Kirche. Sie erwehlten die Göttliche Offenbarung zur einigen Richtschnur ihres Glaubens. Die Römische Kirche wurde durch diese grosse Trennung, welche von dem Jahr 1518. ihren Anfang nahm, bis auf den Grund erschüttert. Die Staaten selbst, welche diese Glaubensverbesserung angenohmen, gewannen dadurch eine ganz andere Gestalt. Auch selbst diejenigen Staaten, welche noch an der Römischen Kirche hielten, zogen aus dieser grossen Veränderung mehr Vortheil als Schaden. Die Päpste mußten sich ganz vorsichtiger mit ihnen betragen, als vor diesem merkwürdigen Zeitpunct ihre Gewohnheit war. Sie geniessen nunmehr ihre Majestätsrechte von den Römischen Päpsten ungekränkt. Da die Bannstralen derselben ihre Würkung verlohren, so ist das Band, welches Unterthanen von allen Ständen mit dem Landsherrn vereinigt, nunmehr auf das genaueste geknüpft. Die hohe und niedere Geistlichkeit hat ein ganz anderes Verhalten angenohmen, seit dem sie nicht mehr die einige herrschende Kirche in der Christenheit vorstellet.

Mit einem Wort: Die Glaubensverbesserung hat der Christlichen Welt den ungehinterten Gebrauch

der

der Vernunft, die Freyheit zu denken, und eine der Lehre Christi geziemendere Religion geschenkt. Der Aberglauben hat mit der Unwissenheit sein lang behauptetes Reich beynahe gänzlich verlohren.

Der Unterschied der Glaubenssäze, und gottesdienstlichen Gebräuche trennet noch dermal die Christenheit. Eine allgemeine Vereinigung läßt sich schwerlich hoffen. Die Kluft, welche beyde Theile entfernt, ist allzugroß. Soll dieses aber eine Hinderniß seyn, daß je ein Theil gegen den andern wahre Menschenliebe, Friedfertigkeit, und Duldung der Gedanken, nicht ausüben sollte? Nichts weniger! Die Lehre, welche alle Parteyen als die Richtschnur nicht nur ihres Glaubens, sondern auch ihres Wandels annehmen, empfiehlet mit dem grösten Nachdruk die Menschenliebe, die Friedfertigkeit, die Vertragsamkeit. Ihr seyt meine Jünger, wenn ihr Liebe gegen einander habet. Mit diesem beschliesse ich meine Abhandlung, welche an Stoff von grossen Begebenheiten so merkwürdig ist, als nur immer ein so kurzer Zeitpunct in den ältern und neuern Zeiten seyn kan.

*** *** ***

In fugam vacui.

Cum tanta ſint civitatum terreſtrium vitia, & tumultus adeo frequentes, ſapientis converſatio eſt in cœlis, ubi pax regnat æterna.

Ein Geiſt, der ſich dem HErrn der Ewigkeiten weyht, lacht der Vergänglichkeit, und Thorheit dieſer Zeit.

* *

*

Abhandlung

über den Krieg,

welchen die

Polnische Thronfolge

in dem 1733sten Jahre

veranlasset hat.

Abhandlung

über den

Polnischen Succeßions-Krieg,

in dem Jahre 1733.

Wenn mächtige Fürsten, welche auf die Ausbreitung ihrer Lande bedacht sind, sich entschlossen haben, die benachbarten Staaten zu bekriegen; so muß auch die unerheblichste Gelegenheit den Ausbruch eines solchen Entschlusses befodern. Nichts beweiset die Richtigkeit dieser Geschichtswahrheit unumstößlicher, als derjenige Krieg, der in dem Jahre 1733. ausgebrochen, welchen das Absterben Augusts des IIten, Königs in Polen, und der durch dessen Hinscheid erledigte Königsthron dieses Wahlreichs veranlasset hat. Ich behaupte nicht ohne wichtige Gründe, das Absterben Königs Augusts des IIten habe den darauf erfolgten Krieg mehr veranlasset, als daß dieser Hinscheid die wahre und eigentliche Ursache desselben gewesen sey.

Es ist eine gar bekannte Wahrheit, daß die Polnische Königscrone demjenigen Fürst, der dieselbe trägt,

trägt, unter allen Europäischen Cronen die allergeringste Macht verschaffet; und daß das Königreich und die Republic Polen in der Europäischen Staatsverbindung nur in geringeBetrachtung kömmt. Die Freyheit der Stände dieses Königreichs ist so groß, daß dieselbe bey nahe allen wahren Nuzen verliehret, den Adel von dem König und den Gesezen unabhänglich machet, und also die Ursache vielfältiger Unordnungen in dem Königreich selbst, und der Verachtung bey auswertigen Staaten wird. Die Rechte und Macht des Königs aber werden durch diese allzugrosse Freyheit der Stände, und durch den Mißbrauch derselben, in solche enge Schranken gesezt, daß er so wol bey den Unterthanen, als bey fremden Machten den grösten Theil derjenigen Hochachtung verliehret, welche doch mit der Königlichen Würde unzertrennlich gepaaret seyn sollte. Der König heißt zwar, und ist auch das Haupt des Staats; aber eines solchen Staats, der sich getraut, ohne das Haupt zu bestehen, und der sich beredet, daß das Haupt von dem Staat, nicht aber der Staat von dem Haupt das Leben habe. Wird ein Piast, oder ein gebohrner Unterthan der Republic auf den Thron gesezt, welcher ausser dem Königreich keine andere Macht besizet, als seine ihm beywohnendeTapferkeit undTugend; so zeiget zwar die Geschichte von Polen, daß solche Fürsten so wol in die Staatsverbindung von Europa einen nicht geringen Einfluß gehabt, als aber in dem Reich selbst sich ein Ansehen zu verschaffen gewußt haben. Die einige Geschichte des Königs Johann des IIIten, aus dem Hause Sobiesky, des lezten Piasten, sezt dieses ausser allen Zweifel. Inzwischen

bleibt

Bleibt es doch auch gewiß, daß die vorigen einheimischen Könige von Polen, aus Mangel eigenthümlicher Macht, und aus Mangel der Eintracht der Stände selbst, ihren Verbindungen mit andern Mächten keinen solchen Nachdruk haben geben können, welchen so wol derselben eigene Ehre, als aber das Beste des Königreichs erheischet hätte. Wird aber diese Crone auf das Haupt eines auswärtigen Fürsten gesezt, so vermehren sich alsdenn noch die Mängel dieses Königreichs. Die Ursachen, wahre so wol als falsche und blos in der Einbildung bestehende, welche die Stände und die Reichstage den Königlichen Absichten ungeneigt machen, häuffen sich von Jahren zu Jahren. Das Mißtrauen, daß der König vermittelst seiner eigenthümlichen Macht, und durch geheime Verbindungen mit fremden Fürsten, auf den Umsturz der Freyheit der Stände bedacht sey, kan vielen Gemüthern durch gar keine Mittel benohmen werden. Die Eifersucht der mächtigsten Häuser wieder einander, welche gemeiniglich durch Austheilung der Cron- und Staatsbedienungen in noch grössere Flammen gebracht wird, als sie schon von sich selbst ist, - - - sezt den König und das Königreich zum öftern in solche Umstände, daß sie, wegen dieser Eifersucht, alle auf das wahre Beste abzwekenden Berathschlagungen zernichtet, und den besondern Absichten augenscheinlich aufgeopfert sehen müssen. Diese Eifersucht unter den Grossen des Reichs kan der fremde König weit weniger im Gleichgewicht halten, als der einheimische. Jeder, welchem die Polnischen Geschichten von dem Tode Johann Sobiesky an

bekannt sind, wird mir hierinn seinen Beyfall schwerlich entziehen können.

Indessen mußte doch wegen der Polnischen Königswahl ein Krieg veranlasset werden, welcher sowol für Polen, für das unter dieser Crone stehende Preussen, als auch für Teutschland und Italien blutig war, und zu wichtiger Veränderung verschiedener Europäischen Staaten den Grund legte. Das Absterben Augusts des IIten, welches den ersten Hornung 1733. erfolgte, sollte der Zeitpunct seyn, durch welchen so wol verschiedene Machten sich in Bewegung sezten, als aber anderer schon längst gefaßte Anschläge, die sich nur nach einer Veranlassung sehneten, ihren Ausbruch nehmen sollten.

In dem Königreich Polen selbst entstuhnden augenbliklich zwo sehr mächtige Parteyen, mit welchen sich mehrere andere, an Macht aber weit geringere vereinigten. Die eine richtete ihre Absicht auf den schon einmal zur Beherrschung des Polnischen Throns erwehlten Stanislaus Leseinsky; die andere aber war für den Churfürst August von Sachsen, des verstorbenen Königs einigen Prinz eingenohmen. Beyde Parteyen waren auf einander sehr ereifert. Doch hatte Stanislaus unter dem hohen und niedern Adel den weit stärkern Anhang.

Das Königreich kan die lange Dauer des Lebens und der Regierung seiner Könige, vor einen besondern Segen der Vorsehung des Allerhöchsten, mit

mit dem grösten Recht ansehen, indem, so oft eine solche Veränderung sich zuträgt, jederzeit solche Trennungen in demselben entstehen, welche sowol die Republic überhaupt, als aber unzehlbare Personen an den Rand ihres Untergangs hinziehen. Wenn die mit Polen angränzenden Machten sich um die innern Angelegenheiten dieses Reichs bey einer entstehenden Thronserledigung nicht bearbeiteten; wenn sie den Ständen, wie sie zwar mit Worten versichern, eine freye Königswahl verstatteten; so würde das Uebel bey weitem so allgemein nicht werden, als es gemeinlich steiget. Wenn aber diese benachbarten Staaten den Polen einen nur ihnen allein anständigen König aufzudringen suchen, von welchem sie doch, wie die Erfahrung sattsam beweiset, nur sehr mäßige Vortheile ziehen können; wenn sie noch darüber von den Parteyen selbst, sich mit ihren einheimischen Angelegenheiten zu bemengen, aufgefodert werden; so muß das Königreich unumgänglich der Schauplaz wütender einheimischer Kriege werden, welche dasselbe mit einem gänzlichen Umsturz bedrohen.

Dieses erfolgte auch bey der gegenwärtigen Gelegenheit. Beyde Parteyen konnten sich auf den Beystand auswertiger Machten sichere Hofnung machen. Der Anhang des Königs Stanislaus, an deren Spize sich der Primas des Königreichs befand, war der Unterstüzung des Königs von Frankreich, als Schwehervatters des Stanislaus versichert. Der Bischof von Bosnanien aber, welcher den Churfürst von Sachsen vornemlich auf

den Thron erhoben zu werden wünschte, konnte sich auf den Beystand des Hauses Oesterreich und Rußlands ungezweifelte Rechnung machen; mit welchem sich denn noch die eigene Macht des Churfürsten vereinigte. Dieser Beystand von Oesterreich und Rußland gab der Sächsischen Partey einen gewaltigen Nachdruk, weil diese auswärtige Hilfe in der Nähe, auf den Gränzen des Königreichs schon in Bereitschaft stunde, und wirklich in Begrif war in dasselbe einzudringen. Die Unterstüzung aber von Seiten der Crone Frankreich zum Besten der Anhänger des Stanislaus, war weit entfernt, und vielfältigen Hinternissen ausgesezt, indem dieselbe nur auf der See konnte zugeführt werden. Diese Hilfe konnte wegen diesen Hindernissen weder so ansehnlich, noch so schleunig seyn, als es die Umstände zu erfodern schienen, der Gegenpartey das Gleichgewicht zu halten.

Die Polnische Nation, welche von allen Enden her dieses Ungewitter wider ihr Vatterland und ihre Freyheiten sich sammeln sah, glaubte es zertheilen zu können, wenn sie sich einhellig entschliessen würde, einen einheimischen und gebohrnen Unterthan des Staats auf den Königlichen Thron zu sezen. Doch wenn ist es geschehen, daß diese sonst vortrefliche Nation auf ihren Reichs- und Wahltagen einen einhelligen Schluß hat abfassen, und dann denselben in Erfüllung bringen können? Müßte man nicht zuvor den Eigennuz nebst allen schädlichen Leidenschaften aus den menschlichen Gemüthern verbannen? Und ist dieses zu hoffen, so lange die Menschen

schen Menschen bleiben? Es wurde inzwischen auf dem Reichstag zu Warschau einhellig erkannt, „ daß man auf den erledigten Thron keinen Fremden, welcher ausser den Gränzen des Königreichs „ eigenthümliche Güter und Länder besize, sondern „ nur allein einen wahren Piast, and gebohrnen „ Unterthan der Republic erheben wollte. “ Man fande gut, diesen Entschluß zu einem Geseze zu machen, die Befolgung desselben aber durch einen cörperlichen Eid bestethigen zu lassen. Der Primas und Erzbischof von Gnesen war der erste, der diesen Eid auf die H. Evangelia ablegte, „ daß alle „ Fremden, deßgleichen diejenigen so auswertige „ Länder eigenthümlich besizen; wie nicht weniger diejenigen, so Kriegsvölker auf den Beinen „ hielten, als auch solche, welche nicht von Catholischen Vatter und Mutter erbohren wären, von „ dem Königlich-Polnische Thron sollten ausgeschlossen seyn. “ Diesem durch einen Eid bekräftigten Geseze fügte man noch bey, „ daß kein Bischof, der Primas allein ausgenohmen, das Recht „ haben sollte, jemand zum König auszurufen; „ es sollte aber der Primas nur denjenigen zum „ König ausrufen, welcher von der gesammten Republic einhellig als König würde erwehlt werden: „ Derjenige Bischof aber, der sich unterstehen würde, ohne Einstimmung des Primas und der Republic einen Candidat zur Königlichen Würde zu „ ernennen, sollte für einen Feind des Vatterlands gehalten werden. “ Sämtliche anwesende Bischöfe, Senatoren, Landbotten = = folgten willig dem Beyspiel des Primas und Erzbischofs.

Man muß gestehen, daß der gröſſere und ansehnlichere Theil der Republic an dieser Entschlieſsung, welche zu einem Grundgeseze des Staats werden sollte, Antheil genohmen. Es war aber nicht wenig zu bedauern, daß dieser, obgleich gröſsere und ansehnlichere Theil, dennoch nur aus den Anhängern des Königs Stanislaus bestunde, folglich nichts mehrers als eine Partey vorstellen konnte. Diejenigen, so den Churfürst von Sachsen auf den Thron wünschten, sahen diese Entschlieſsung ihres Gegentheils für nichts anders als eine Kriegserklärung wider sie an: Denn weil die Verordnung vornemlich dem Churfürst von Sachsen nachtheilig seyn sollten, so trenneten sie sich von ihren Gegnern. Sie hielten ihre besondern Versammlungen zu Prag, einem an der Weichsel, nicht weit von Warschau, liegenden Dorf, so lange bis ihr nicht gar starker Anhang sich vermittelst auswertiger Macht vermehren würde; erkannten aber inzwischen alles dasjenige, so der Gegentheil ohne ihr Vorwissen abschlieſsen würde, für unkräftig und nichtig.

Diese Trennung der vornehmsten Glieder des Staats war also die Ursache, daß obiger Entschluß, so vortheilhaft auch dessen Handhabung dem Königreich zu seyn schien, zu keiner Würklichkeit gedeyen konnte; und daß es, vermög der Geseze des Königreichs, wenn die Entschlieſsungen nicht einhellig, noch von den gesamten Ständen einmüthig angenohmen werden, eben so viel war, als wäre solches niemals in Berathschlagung gebracht worden. Es gaben auch verschiedene Gesandte auswertiger

wertiger Machten, so bald dieser Entschluß zu stand gekommen, so wol durch ihre Reden, als durch ihr Betragen sattsam zu erkennen, daß ihre Höfe sich an denselben wenig halten, noch sich dadurch bewegen lassen würden, von ihren der Polnischen Thronfolge wegen festgesezten Maaßregel abzuweichen. Diese Gesandten sahen im Voraus, daß der mißvergnügte, und dem Churfürst ergebene Theil der Polnischen Nation, ihre Höfe ersuchen würde, eine ungekränkte und uneingeschränkte Freyheit der Thronfolge zu beschüzen. Ein solches Ansuchen der Sächsischen Anhänger war eben dasjenige, was diese Höfe wünschten, und welches sie ohne diese Ansuchung für sich selbst zu thun bereit waren; durch dieselbe aber ihrem Betragen einen nicht geringen Schein des Rechts, und der Handhabung der Freyheit der Polnischen Nation, geben zu können glaubten; denn so sehr einige Höfe geneigt sind, sich von sich selbst in die innern Angelegenheiten benachbarter Staaten zu mengen, so angenehm ist es ihnen doch, wenn sie von einem Theil derselben einen öffentlichen Ruf hierzu erhalten.

Der Kayserliche Hof in Teutschland liesse in Schlesien, gegen die Polnischen Gränzen ein Feldlager zusammen ziehen, um dadurch dem Churfürst von Sachsen die Thronfolge desto gewisser zu versichern. Die Moscowitische Kayserin hielte ebenfalls in dieser Absicht ein Kriegsheer in Liefland bereit, um mit demselben in das Großherzogthum Lithauen einzudringen. Je mehr der zur Wahl bestimmte Tag herannahete, desto stärker wurden diese Kriegsvölker vermehret. Man wollte von Seiten des Kayserlichen Hofs durch diese Gefälligkeit

keit den Sächsischen zur Genehmhaltung der Pragmatischen Sanction, dieses berühmten Hausgesezes Kayfers Carl des Viten, sich auf ewig verpflichten. Der Moscowitische Hof aber, welcher seit dem Fall des Schwedischen Reichs, in den Nordischen Gegenden sich eben dasjenige Ansehen zu verschaffen gewußt hatte, welches ehedem dieses Reich besaß, mußte fürchten, daß seine weit aussehenden Absichten, von einem dem Französischen Hofe ergebenen König von Polen möchten gestöhret werden. Diese in Europa neue Macht, wollte auf dem Polnischen Thron nur einen solchen König haben, dessen Vortheile unumgänglich erfoderten, Moscau alle nur möglichen Gefälligkeiten zu erzeigen; der seine Unternehmungen wo nicht beföderte, doch dieselben aus Mangel der Macht nicht hintertreiben könnte. Der verstorbene König hatte zwar durch seine weit aussehenden Anschläge, mehr als nur einmal, bey beyden Kayserlichen Höfen Mißtrauen und Eifersucht erwekt. Diese waren bey diesen zwey angränzenden Machten so stark, daß dieselben dem Hause Sachsen die Polnische Thronfolge zu entziehen, Abredungen unter einander trafen. Der Prinz Emanuel, ein Bruder des Königs von Portugall, sollte den erledigten Thron erhalten. Es gieng aber das Mißtrauen des Hofs zu Wien und Petersburg, auch mit der Person und dem Leben Augusts des IIten zu Ende. Man hatte an dem erstern Hofe Ursach, den neuen Churfürst von Sachsen als einen unzertrennlichen Bundsgenoß des Hauses Oesterreich zu betrachten.

Der Französische Hof, welcher von dem Primas

mas des Königreichs und seinem Anhang aufgefodert worden, die freye und ungekränkte Wahl der Stände zu beschüzen, sahe die von den Höfen zu Wien und Moscau auf den Gränzen von Polen veranstaltete Zusammenziehung der Kriegsvölker gar nicht gleichgültig an. Ohne Zweifel aber hätte eben dieser Hof das gleiche für den König Stanislaus unternohmen, wenn ihn nicht die allzugrosse Entfernung beyder Staaten von einander hieran gehindert hätte. Weil man aber von Seiten Frankreichs dieses Betragen des Kayserlichen Hofs zu einer Veranlassung gebrauchen wollte, schon lang genommene Maaßreglen auszuführen, so liesse man durch seine Gesandten au den meisten Europäischen Höfen anzeigen: „ Daß wenn der Kayser „ fortfahren wolle, sich der Erwehlung des Stanislaus ferner zuwider sezen, man sich genöthiget „ sehe, an dem Rhein und andern Orten zu Thätlichkeiten zu schreiten; in der Hofnung, es werden die übrigen Machten dieses Betragen nicht „ nur nicht mißbilligen, sondern demselben annoch „ beförderlich seyn. “ Man ließ es auch bey diesen bloßen Erklärungen nicht allein bewenden. Man machte durch ganz Frankreich mächtige Kriegszurüstungen. Die Kriegsschiffe wurden zum Auslaufen in Stand gesezt. Man ließ von allen Seiten her in das Elsaß, gegen den Rhein, die Maas und Mosel, wie auch gegen die Italiänischen Gränzen Kriegsvölker heran rüken. Also rüstete sich ein Staat nach dem andern, aus Veranlassung der Polnischen Königswahl Europa in Flammen zu sezen.

Der Kayserliche Hof liesse sich weder durch die Drohungen der Crone Frankreich, noch durch derselben Kriegszurüstungen von seinem Vorhaben abschreken, die Erwehlung des Churfürsten zu begünstigen: Es sey nun, daß dieser Hof sich nicht bereden konnte, daß Frankreich wegen der Polnischen Wahl es mit ihm zu einem öffentlichen Bruch werde kommen lassen; oder daß man zu Wien beglaubt war, daß man im Fall eines offenbaren Kriegs mächtig genug sey, sich den Absichten dieser Crone mit allem Nachdruk zu widersezen. Dieser Hof bestunde noch stärker als vorher darauf, keinen Französisch-gesinnten Prinzen auf dem Polnischen Thron zu dulden. Man machte Anstalten, sich im Fall eines Bruchs mit Frankreich, mit Nachdruk vertheidigen zu können. Aus Ungarn liesse man die Regimenter in Böhmen einrüken. Das bey Oppeln in Schlesien geschlagene Lager mußte aufbrechen, um bey Glogau ein anderes zu beziehen. Doch so kriegerisch die Anstalten gegen Polen aussahen, so sehr versäumte man doch, sich an dem Rhein und in Italien fürchterlich zu machen. Man bildete sich vor, daß, wenn man ab den Französischen Drohungen nicht erschreke, diese Macht unter der friedfertigen Reichsverwaltung des Cardinals Fleury nicht weiter gehen, sondern sich an den gethanen Drohungen begnügen werde. Aber eben diese Sicherheit des Kayserlichen Hofs war dasjenige, was man in Frankreich höchlich wünschte. Man sah an diesem leztern Hof gar wol, daß man sich der Erwehlung des Churfürsten von Sachsen, da derselbe von Moscau und dem Römischen Kayser mit Macht unterstüzet wurde, nicht

wol

wol unmittelbar mit gewafneter Hand widersezen könne. Man wollte deßnahen dem Kayserlichen Hof an andern Orten, wo derselbe noch unbereitet stunde, und woselbst ein mehrers zu gewinnen war, solche Geschäfte erweken, daß man doch mittelbar seinen Zwek erhalten, die Ehre des Königs und seiner Anverwandten behaupten, und noch darüberaus die Macht des Hauses Bourbon vergrössern könnte. Man vertraute diese Absichten dem Sardinischen Hofe zu Turin. Es wurde alles angewendet, diesen Monarch den gefaßten Maßregeln geneigt zu machen. Die Erfahrung hatte genugsam gelehret, daß die Franzosen in Vereinigung mit dem Hause Savoyen in Italien alles, ohne dasselbe aber gar nichts vermochten. Man wußte auch die Absichten dieses Hauses, keine Gelegenheit zu versäumen, seine von Tag zu Tag grösser werdende Macht in Italien noch mehr zu verstärken. Man konnte sich sichere Rechnung machen, daß die Versicherung, es sollte das Herzogthum Mayland diesem Königlichen Hause zufallen, dasselbe zu einem Bündniß mit Frankreich, und zu Eröfnung des Wegs in Italien, wol bewegen werde. Man betrog sich auch in der gefaßten Hofnung gar nicht. An der guten Gesinnung der Crone Spanien dorfte man gar nicht zweifeln, daß sie sich mit Frankreich zu einem angreifenden Bündniß wider den Kayser in Italien willig einlassen werde. Der Friede zu Utrecht ware nicht so bald geschlossen, als diese Macht schon auf Mittel dachte, die Italiänischen Landschaften, welche ehedem mit der Crone Spanien vereinigt gewesen, dem Haus Oesterreich aber zur Schadloshaltung für die Spanische Monarchie abgetret-

ten

ten worden, wiederum an sich zu bringen. Man wünschte sich an diesem Hofe nichts höhers, als Gelegenheiten, die alten Ansprüche gelten zu machen. Die regierende Königin war vor allem aus dahin bedacht, ihre Prinzen zu regierenden Fürsten in Italien zu erheben. Dieses war der einige Mittelpunct der Spanischen Staatskunst seit zwanzig Jahren. Eben diese Staatskunst hatte ganz Europa, Jahr für Jahr in Gefahr gesezt, zerrüttet zu werden. Bald jedes Jahr mußte man den Ausbruch eines blutigen Kriegs, in welchen allem Anschein nach die meisten Mächten verwikelt würden, befürchten. Die Könige von Engelland, Georg der Iste und Georg der IIte, diese mächtigen Schiedrichter von Europa, hatten vollauf Geschäfte, die bald hier bald dort lodernde Kriegsflamme, vor einem wütenden Ausbruch niederzuschlagen. Man errichtete Bündnisse mit Freunden so wol als mit Feinden. Man stellte denselben eben so starke, eben so zweydeutige und undauerhafte Gegenbündnisse zur Seite. Ja ein Schwert konnte das andere kaum in der Scheide behalten. Man ordnete Friedensversammlungen an. Man erstritte sich aber auf denselben über die Vollmachten und Kleinigkeiten. Man brachte neue Anfoderungen auf die Bahn; die alten Zwistigkeiten aber, welche Europa mit Schreken erfüllten, wurden gar nicht abgethan.

Man erlaube mir nur mit wenigem, die Geschichte der Europäischen Staatshandlungen, von dem Utrechter-Frieden an bis auf das Jahr 1733.

vorzu-

vorzustellen, an welchen die Crone Spanien so wichtigen Antheil hatte. Die von dieser Crone in dem 1717. und 1718ten Jahr unvermuthet unternohmene Kriegsüberziehung der Königreiche Sardinien und Sicilien, machte alle grossen Machten aufmerksam. Der unruhige, der unternehmende Geist des Cardinals Alberoni, welcher in Spanien das Regierungsruder führete, brachte ganz Europa wider sich auf. Das grosse Bündniß, welches in eben diesen Jahren zwischen dem Kayser, Frankreich, Engelland, und den vereinigten Niederlanden zu London abgeschlossen wurde, war eine Würkung dieser Eifersucht. Doch der Cardinal wollte seine Anschläge diesem Bündniß zu Troz dennoch durchdringen. Frankreich und Engelland aber zeigten ihm, daß Hartnäkigkeit der Macht weichen müßte. Spanien wurde 1720. gezwungen, das Loudner-Bündniß anzunehmen; und der König Philipp der Vte wollte lieber seinen ersten Staatsbedienten aufopfern, als seine Monarchie augenscheinlichen Gefahren ferner aussezen. Dieses war auch das klügste, so man an dem Hofe zu Madrit wählen konnte; indem Alberoni, wenn er gleich einen Erdball wie der unsre zu Grund gerichtet, und das unterste zu oberst gekehrt hätte, sich mit diesem noch nicht begnügt, sondern nach einem zweyten würde gestrebt haben, um mit demselben ein gleiches vorzunehmen. Ganz Europa willigte 1721. in die Zusammenkunft zu Cammerich, um alle seine habende Streitigkeiten gütlich auszumachen. Wäre es dieser Versammlung geglükt, die Absicht ihrer Zusammenkunft zu erreichen, alle Streitigkeiten der hohen Machten aus

der

der Wurzel abzuthun, so wäre sie die erstere und einige ihrer Art gewesen; sie würde deßnahen ein unvergeßlich ruhmliches Angedenken auch in den allerspätesten Jahrbüchern erhalten haben; man hätte sodenn auch den Abbt von S. Pierre nicht mehr beschuldigen können, daß sein Vorschlag, ein höchstes Gericht von allen Europäischen Nationen anzuordnen, welches die Zwistigkeiten gecrönter Häupter nach Recht und Gesezen schlichten, und welches ohne höhere Appellation, besonders auf den Degen, seyn sollte, ein blosses Hirngespinst wäre. Doch eine solche Glükseligkeit scheint Europa, wenigstens in diesem Jahrhundert, noch nicht bestimmt zu seyn. Die Zusammenkunft zu Cammerich zerschluge sich eben so fruchtlos, als so viele andere, die vor derselben gehalten worden. Das Mißverständniß zwischen Carl dem VIten, und Philipp dem Vten, diesen so vieljährigen Feinden, war noch allzuheftig, als daß eine Friedenszusammenkunft eine wahrhafte Versöhnung zu wege bringen könnte. Diese beyden Machten trennten sich noch weiter von einander; so fern war es, daß sie sich verglichen hätten. Philipp der Vte schloße mit Frankreich und Engelland ein Bündniß, und verlobte seine Infantin mit dem jungen Französischen Monarchen. Die von dem Kayser 1722. zu Ostende errichtete neue Ostindische Handelsgesellschaft, sollte abermals zu einem blutigen Krieg die wichtige Veranlassung werden. Alle nach den beyden Indien Handlung treibende Völkerschaften, sahen diese neue Gesellschaft mit schelben Augen an, und rüsteten sich so mächtig-schnell zum Krieg, gleich als wenn der augenscheinliche Verfall ihrer Handelschaft ungezweifelt

felt gewiß, und ganz nahe gewesen wäre. Frankreich, Engelland und Spanien widersezten sich dieser neuen Stiftung mit aller Macht. Die Republic Holland vereinigte sich ebenfalls in dem folgenden 1723sten Jahr mit diesen Mächten wider dieselbe. Alles sezte an den Kayserlichen Hof, diese Gesellschaft abzuschaffen; man widerstunde aber zu Wien diesen dringenden Ansuchungen, so lange man konnte. Indessen wurde Philipp dem Vten die Regierung der Spanischen Monarchie, welche er niemals in Ruhe besessen hatte, zur Last. Er entschlosse sich, ungeachtet der Vorstellungen seiner Gemahlin, dieselbe niederzulegen, und die Crone seinem ältesten Prinz Ludwig, aus seiner erstern Ehe, auf das Haupt zu sezen. Es starb aber dieser junge Monarch noch in gleichem Jahre. Sein schneller Hinschied gab zu vielen Muthmassungen Anlas. Sein Bruder Ferdinand war noch zu jung, die Zügel einer wankenden Monarchie zu leiten. Die Königin Elisabeth aus dem Italiänischen Hause Farneſe, beredete ihren noch durch kein hohes Alter entkräfteten Gemahl, die Regierung zum zweytenmal zu übernehmen. Sie führete auch bey derselben die vornehmste Rolle. Ihre Hauptabsicht aber gieng von dieser Zeit an dahin, ihre eigenen Prinzen in Italien, es sey durch Verträge oder durch Gewalt, wol zu versorgen. Weil aber Ludwig der XVte seine Spanische Braut Anno 1725. mit der Polnischen Prinzeßin vertauschte, so erwekte diese Veränderung, welche man in Spanien als einen offenbaren Schimpf ansah, an diesem Hofe den empfindlichsten Verdruß, und ganz neue Staatsgesinnungen. Man entschlosse sich, die Freundschaft

Frank-

Frankreichs, von welchem man sich höchlich beleidiget glaubte, mit der Freundschaft Oesterreichs zu verwechseln. In der Eile wurde zu Laxenburg durch den Herzog von Riperda ein Vertheidigungs-Bündniß, und zwar von der Art, daß es zu einem Angrifs-Bündniß werden sollte, abgeschlossen. Ganz Europa erstaunete darüber. Man erhielte durch dieses unvermuthete Bündniß eine abermalige Erfahrung von der alten Wahrheit, daß die Leidenschaften der Fürsten eben so wol das Regelmaß ihrer Staatsunterhandlungen seyn können, als aber der wahre Vortheil der Staaten selbst. Als bald nachher die Moscowitische Kayserin Catharina an diesem Bündniß Antheil nahm, so erwekte das Bündniß selbst, und der erlangte Beytritt, bey den übrigen Höfen so wol Aufmerksamkeit, als aber Behutsamkeit und Eifersucht. Alle Unterhandlungen zu Cammerich, welche aber, weil man nicht hatte wollen, noch nicht weit; zu Wien aber, weil man hatte wollen, in kurzer Zeit desto weiter gekommen waren, wurden darüber abgebrochen. Das Hannoversche Bündniß, eine Frucht der Eifersucht, welche das Wienersche erreget hatte, an welchen die Cronen Frankreich, Engelland, Preussen, samt der Republic der vereinigten Niederlande Antheil nahmen, hielt demselben das völlige Gleichgewicht. Die mächtigen Flotten des Königs in Engelland stachen An. 1725. in die See, um sich der Oberherrschaft über dieselbe zu versichern. Die Spanier aber gaben den Feindseligkeiten Anno 1727. durch Belagerung der Vestung Gibraltar den Anfang. Beyde Parteyen trach-

teten

teten durch verschiedene Wege die Zahl ihrer Verbündeten zu vermehren. Frankreich hatte noch nicht losgebrochen. Man muß es dieser Crone mit Recht nachrühmen, daß sie dazumal kein Mittel unversucht gelassen, das Blutvergiessen abzuwenden. Es gelang dem Cardinal Fleury zu seinem unverwelklichen Nachruhm, daß seine Vorschläge zu einer abermaligen Zusammentrettung beyder streitigen Theile angenohmen wurden. Die Stadt Aachen sollte der Aufenthalt dieser wichtigen Versammlung werden; sie wurde aber dem Cardinal zu Ehren, der an derselben Zusammenberufung den allermeisten Antheil hatte, Anno 1728. nach Soissons verlegt. Man schritte sogleich zu den Zwistigkeiten, welche so viele Machten wider einander und sich selbst zu kriegerischen Unternehmungen bewogen hatten. Durch unermüdete Vorschläge und Beschäftigungen brachte man es auch so weit, daß Spanien die Belagerung von Gibraltar aufhob; Engelland seine Flotten nach Hause rief; die Handelsgesellschaft aber zu Ostende, ob gleich dieselbe von Spanien sehr wichtige Vortheile in America erhalten hatte, unterdrükt wurde. Hierdurch wurde die anscheinende Hofnung zu einem allgemeinen Ruhestand von Europa verstärket. Allein es wurden doch noch viele Anfoderungen, viele Streitigkeiten unausgemacht gelassen; gleich als wenn man mit Vorbedacht den Vorsaz gefaßt hätte, den Samen der Zwistigkeiten nicht mit der Wurzel auszurotten, sondern ihr Nahrung zu geben weiter fortzukeimen. Spanien insonderheit verbliebe noch Stofs genug übrig, Anfoderungen an den Kayserlichen Hof zu machen, ungeachtet des mit ihm aus Ver-

druß eingegangenen Bündnisses. Die Gelegenheit, welche man schon längst wünschte, fande sich bey dem erledigten Polnischen Thron, und in der Beleidigung, welche die Crone Frankreich in der Person des Königlichen Schwehervatters von dem Kayserlichen Hof zu erdulden sich beredete. Man nahm also in Spanien das dieser Crone von Frankreich angetragene Bündniß, kraft dessen man sich mit vereinigten Kräften an dem Kayser in Italien rächen wollte, mit beyden Händen an.

In Polen selbst nahmen die Angelegenheiten des Stanislaus einen erwünschten Fortgang. Er wurde den 12ten Weinmonat beynahe von dem gesamten Polnischen Adel zum zweytenmal zum König eines freyen Volks, und seiner eignen Nation, einhellig erwehlt. Er selbst war einige Tage vorher in dem Pallast des Französischen Abgesandten zu Warschau in Geheim angelanget. Er konnte also in eigner Person den abgeordneten Senatoren, welche dem Französischen Bottschafter die Nachricht seiner Erwählung anzeigen sollten, Antwort ertheilen. Man überließ es dem König, den Tag zu seiner Crönung zu bestimmen. Es hatte aber die Vorsehung, deren Wege zum öftern den Menschen unerforschlich sind, zum zweytenmal beschlossen, daß dieser Prinz, welcher sich durch seine ganz ausserordentlichen Begebenheiten, durch seine Großmuth, durch seine Menschenliebe, und Mildthätigkeit, die Bewunderung, und die gröste Hochachtung, nicht allein bey der Polnischen Nation, sondern auch bey ganz Europa, ja sogar bey dem ganzen menschlichen Geschlecht mit gröstem Recht erworben, den

Thron

Thron seines Vatterlands nicht in Ruhe besizen sollte: Ob man gleich gestehen muß, daß dieser Prinz nach menschlichem Urtheil, für das Königreich Polen der nüzlichste, und für die benachbarten Staaten der zuträglichste König würde gewesen seyn. Die Heranäherung des Rußischen Kriegsheers, welches mit schnellen Schritten der Hauptstadt Warschau zueilete, zwang ihn, den Thron, zu welchem er erwehlt worden, und sein Vatterland, den 22sten Weinmonat zu verlassen. Er genoß das traurige Vergnügen, daß er auf seiner Flucht von dem Primas-Erzbischof, und vielen Senatoren begleitet wurde. Die Stadt Danzig besaß die Großmuth, diesem unveraleichlichen König ihre Thore zu eröfnen, und sich um desselben willen der augenscheinlichsten Gefahr auszusezen.

Der Anhang des Churfürsten von Sachsen hatte sich seit geraumer Zeit von dem grossen Haufen abgesondert. Er erwartete nur die Ankunft der Russischen Kriegsvölker; da denn die Macht das Recht entscheiden mußte. Er schritte zu einer neuen Königswahl, so bald die Hauptstadt des Reichs in der Gewalt eines fremden Volks war. Augustus, Churfürst von Sachsen, wurde wenige Tage nach der erstern Wahl, auf demjenigen Plaz, allwo ehedem 1573. Heinrich von Valois erwählt worden, zum König von Polen ausgerufen, die Erwehlung des Königs Stanislaus aber als erzwungen, und den Gesezen des Königreichs zuwider, für nichtig erkannt.

Diese zweyte Königswahl, welche so wol den Absichten der Crone Frankreich, als auch der Neigung des mehrern Theils der Polnischen Nation

gänzlich zuwider war, verursachte eigentlich den Ausbruch des Kriegs der vereinigten Machten von Frankreich, Spanien und Sardinien, wider den Kayserlichen Hof. Es ist zwar unlaugbar, dieser leztere Hof wollte seine Neigung für den Churfürst von Sachsen, ihm den Polnischen Thron zu verschaffen, nicht geheim halten. Man wollte sich aber zu Wien nicht vorstellen, daß diese Neigung denjenigen Kayserlichen Erblanden, welche am wenigsten vorbereitet waren, sich wider einen sehr mächtigen Feind zu vertheidigen, einen blutigen Krieg zuziehen sollte. Da man keine Kriegsvölker in Polen einrüken lassen, um die Erwählung des Stanislaus mit Gewalt zu hintertreiben; = = = da man nur auf den Gränzen seiner eignen Staaten ein Feldlager zusammen gezogen hatte, wie dieses schon oftmals auch in andern Landen, ohne bey den Benachbarten ein Aufsehen zu erweken geschehen war; = = da man von der friedfertigen Gesinnung des Cardinals Fleury sich schmeichelte, dieser erste Minister werde auch dermal, wie er bisdahin gethan, allen kriegerischen Ausbruch durch seine Behutsamkeit abwenden, = = = so sahe man sich in seinen Erwartungen überaus zurük gesezt, als die Französischen Völker in Begrif stunden, den Kayser an dem empfindlichsten Ort anzugreifen. Wenn nur dennzumal ein Krieg als rechtmäßig kan vertheidiget werden, wenn derselbe entweder eine abgedrungene Nothwehr zum Grunde hat; oder wenn man von einem benachbarten Staat an seiner Freyheit, Unabhänglichkeit und ungezweifelten Rechten verlezt wird; so kan man bey dem gegenwärtigen Fall mit Grund behaupten, daß derselbe durch keine der erwehn-

wehnten Bewegursachen sey erregt worden. Der Kayserliche Hof begünstigte die Wahl des Churfürsten; Frankreich that durch schöne Versprechungen, vielleicht noch durch etwas anders, ein gleiches für den König Stanislaus. Vermuthlich hätte diese Macht auf ihren Gränzen ebenfalls ihre Völker ein Feldlager beziehen lassen, um dadurch dem Anhang des Stanislaus Muth zu machen, wenn die Französischen Staaten an die Polnischen gegränzt hätten. Hätten auch die mit Frankreich benachbarten Staaten so viele Macht besessen, um dieser Crone so oft den Krieg anzukünden, so oft sich dieselbe in fremde Angelegenheiten mengte; wahrlich Frankreich hätte wenig friedliche Jahre genossen. Rußland hingegen, welches offenbar die Unabhänglichkeit der Polnischen Nation mit Füssen trat, = = = welches entschlossen war, der Polnischen Republic einen König wider ihren Willen, der aber seinen besondern Vortheilen angemessen befunden wurde, aufzudringen; = = = welches mit bewafneter Hand sich der Hauptstadt des Reichs bemächtigte, = = = den einmüthig erwehlten König, samt den vornehmsten Gliedern des Staats aus dem Königreich verjagte, = = = und diejenigen, welche auf seinen Befehl von ihrem König nicht ablassen wollten, = = = als offenbare Feinde mißhandelte, = = diese Macht hätte mit allem Recht als eine, welche den Frieden offenbar gebrochen, können bekrieget werden. Doch geschah nichts weniger als dieses. Der Hof zu Constantinopel hätte das höchste Recht gehabt, das Betragen des Hofs zu Petersburg auf das empfindlichste zu ahnden. Der Friede, welchen der Türkische Großvezier dem Czar Peter 1711.

an dem Prut endlich bewilligte, enthielt ausdrüklich, daß Rußland sich der Polnischen Angelegenheiten nicht mehr beladen, und die Thronserledigungen durch seine Völker nicht stöhren, auch die Freyheit der Nation in keiner Sache kränken sollte. Es hatte aber der Constantinopolitanische Hof, mit dem Persischen Cronenräuber damals alle Hände voll zu schaffen. Man konnte sich um deßwillen in die Europäischen Streitigkeiten nicht auch noch verwikeln. Jedoch erlaubte derselbe, damit er wenigstens sein Mißvergnügen wegen mißhandelten Frieden an den Tag legte, daß der Chan der kleinen Tartarey, die Moscowitischen Gränzen durch unternohmene Streifereyen beunruhigen dörfte. Rußland aber stellte sich, als wäre ihm diese Verlezung der Gränzen ganz unbekannt, bis es seine Zeit besser ersah, die Türken und Tartarn zu Rede zu sezen, und diesen ihm unleidenlichen Punct des Friedens an dem Prut zu zernichten. Schweden, dessen König Carl der XIIte den Stanislaus dreyßig Jahre zuvor zum ersten mal auf den Polnischen Thron erhoben hatte, mangelte es gar nicht am Willen, die Rußische Macht, welche in dem vorigen Jahrhundert noch beynahe zu den Tartarischen Nationen war gezehlt worden, zu zwingen, sich innert ihren Gränzen ruhig zu halten. Frankreich, dieser alte Bundsgenosse von Schweden, wandte auch alles mögliche an, dieses Reich zu vermögen, eine Flotte in das Baltische Meer auslaufen zu lassen, und einen Theil seiner Völker mit den Französischen zu vereinigen; es war aber zu einem Krieg wider diese forchterliche Macht in schlechter Bereitschaft; es empfande noch an allen seinen

Gliedern

Gliedern seinen entsezlichen Verfall; es wartete noch auf bessere Zeiten, seiner alten Feindin seine erlittene Unfälle zuwidergelten. Die andern Staaten konnten oder wollten entweder nicht, sich der Polnischen Angelegenheiten beladen, und dieses Reichs wegen mit Rußland brechen. Man that zwar dem König von Preussen den Vorschlag, den Polnischen Antheil von Preussen, bis zu gänzlicher Beruhigung des Königreichs in seine Verwahrung zu nehmen. Dieser kluge König aber wollte es nicht auf den mißlichen Ausschlag des Kriegsglüks ankommen lassen, noch seine eigenen blühenden Staaten in Gefahr geben, der Schauplaz eines Kriegs zu werden, auf welchen sich die Tartarischen Völkerschaften auf anderer Unkosten herumdummeln sollten. Es ist zwar gewiß, daß wenn der König Stanislaus den Polnischen Thron hätte behaupten mögen, derselbe dem Vortheil des Königlich-Preußischen Hofs sehr zuträglich gewesen wäre. Ungeachtet dessen mußte der König Friederich Wilhelm fürchten, daß wenn er sich mit Rußland in einen Krieg einliesse, solches ihn von seinen Absichten allzu weit entfernen würde. Er hatte sich zwar in Bereitschaft gesezt, auf den Fall des Absterbens des Churfürsten von der Pfalz, des leztern Prinzen von der Neuburgischen Linie, seine rechtsgegründeten Ansprüche auf den übrigen Theil der Jülichschen Erbschaft zu verfolgen. Weil dieser Fall nahe schien, so wollte der König seine Macht lieber beysammen halten als zerstreuen. Er war überzeuget, daß seine Anfoderungen auf diese Erbschaft rechtmäßig wären, die ihm aufgetragene Unterneh-

mung aber auf das Polnische Preussen ungerecht seyn würde. Seine Grundsäze aber leiteten jederzeit seine Handlungen nach der Gerechtigkeit. Dänemark war mehr für den Churfürst von Sachsen, als für den König Stanislaus eingenohmen. Es stunde zwar mit Frankreich in genauer Verbindung, es wollte es aber mit Moscau auch nicht verderben. Man nahm in Coppenhagen die nach der Ostsee ausgelaufene Französische Escadre liebreich auf; man bewiese derselben alle Gefälligkeiten. Dieses war aber auch alles, was Dänemark für Frankreich und den König Stanislaus thun wollte.

Rußland wurde also von keiner einigen Macht dafür angetastet, daß es mit bewafneter Hand Polen überfallen, den erwehlten König zur Flucht getrieben, und dieses freye Königreich als von ihm abhänglich behandelt hatte. Frankreich war zu entfernt ihm eines anzuheben, es mußte es bey dem blossen Willen bewenden lassen. Der Kayserliche Hof aber mußte die Unternehmung der Russen bezahlen, und für das beleidigte Frankreich das Opfer werden. Der Französische Hof beschuldigte den Kayserlichen, in den bekannt gemachten Ursachen, welche den König in Frankreich bewogen, diesem Hof den Krieg anzukünden: „ Daß seine „ Minister bey der Republic mit den Chur-Sächsi„ schen und Rußischen in einem vollkommnen Ver„ ständniß gelebt: Daß sie von ihrer genauen Ver„ einigung mit denselben ein grosses Werk gemacht, „ und dieses aller Orten zu Warschau ausgebrei„ tet. = = = Alle ihre Erklärungen seyen in eben

„ der

„ der Meynung geschehen, ja so gar Schmähungen
„ für den König in Polen (Stanislaus), und Be-
„ fehle an die Republic gewesen. = = = Die Dro-
„ hungen, die listigen Streiche, die Verläumdun-
„ gen, und der Marsch der Truppen, sey alles
„ mit ihnen abgelegt, alles ihnen gemein gewe-
„ sen. = = = Die Sächsischen und Rußischen Mini-
„ ster haben gleich von der Wahl an sich zu den
„ Kayserlichen begeben; = = = damit auch kein Zwei-
„ fel von ihrer Verbindung übrig bleiben möchte,
„ habe sich der Kayserliche mit dem Rußischen ver-
„ einigt, um dem Primas den Eintritt der Russen
„ in Polen offentlich anzukünden, und um der ver-
„ sammelten Republic die Fesseln zu zeigen, wel-
„ che man vor sie geschmiedet habe. = = = Jedoch
„ habe man an dem Hof zu Wien sich eingebildet,
„ ganz Europa zu bereden, und sich geschmeichelt,
„ das Wetter zu vertreiben, da er den Einmarsch
„ seiner Völker in Polen aufgeschoben, zu gleicher
„ Zeit aber die Moscowiter dahin einen Einfall zu
„ thun, angetrieben. = = = Er habe gehoft, daß
„ die Rußischen Waffen die Polen in Furcht und
„ Sclaverey zu sezen vermögend wären; zugleich
„ aber die Kayserlichen, und Sächsischen Völker
„ auf den Gränzen bereit gehalten einzurüken, um
„ diese Gewaltthätigkeit zu unterstüzen. = = = Aus
„ diesen Merkmalen schliesset man, könne man den
„ Anfänger zum Krieg leicht erkennen. Die Tracta-
„ ten, wodurch der Kayser als ein Oberherr von
„ der Polnischen Crone schalten und walten wol-
„ len; = die Ausschliessung, welche er sich ohne Macht
„ und Vermögen wider einen Prinzen zu geben an-

„ gemaßt, welchen seine Tugenden doch des Throns
„ würdig machen; ... die Versicherung, so dem
„ Churfürst von Sachsen wegen seiner Gefälligkeit
„ gegeben worden; ... der Marsch der Kayserli-
„ chen Völker mit den Rußischen und Sächsischen
„ zugleich; ... die Feindseligkeiten der Moscowi-
„ ter, welche sie sogar zu der Zeit der Wahl bewie-
„ sen, um durch die Stärke der Waffen die Aus-
„ führung der Kayserlichen Meynung zu versichern;
„ ja diese Feindseligkeit selbst durch seine Minister
„ gebilliget und angekündet worden. ... Diese gan-
„ ze Aufführung werde auf ewig ein öffentliches
„ Zeugniß seyn, daß dieser Prinz der Urheber die-
„ ses Kriegs einzig und allein sey, und daß er den
„ König zu Ergreiffung der Waffen durch die Be-
„ leidigungen, welche er der Crone Frankreich an-
„ thun wollen; und durch die entweder durch ihn
„ selbst, oder nach seinem Willen ausgeübten Ge-
„ waltthaten wider die Republic Polen, genöthi-
„ get. ... Es geschehe also nicht aus einer hoch-
„ müthigen oder eigennüzigen Absicht, daß der
„ König die Waffen ergreiffe. ... Er sey vergnügt,
„ ein blühendes Königreich zu besizen, und über
„ ein getreues Volk zu regieren, er verlange also
„ nichts weniger als die Erweiterung seiner
„ Gränzen. " ...

Hierinn bestunden nun die Beweggründe der Crone Frankreich, den Kayser zu bekriegen. Diese Crone hatte in der That Ursachen, über den Kayserlichen Hof mißvergnügt zu seyn. Ob aber diese Ursachen so gar dringend gewesen, einen blutigen Krieg anzuheben, und viele tausend seiner Unterthanen dahin zu geben? ... Dieses muß billig dem

eignen

eignen Urtheil des Lesers überlassen werden. Ich werde aber auch noch mit wenigem die Ursachen der Cronen Sardinien und Spanien, an dem Krieg wider den Kayser Antheil zu nehmen, berühren.

„ Man gab zu Turin vor, der Hof zu Wien ha-
„ be durch seine Unternehmungen merken lassen,
„ daß er auf die Unterdrükung des Hauses Sa-
„ voyen das Ende der Italiänischen Freyheiten
„ bauete, dessen Stüze jederzeit dieses Konigliche
„ Haus gewesen. = = = Obgleich das Haus Sa-
„ voyen sehr vieles zur Vergrösserung der Macht
„ des Hofs zu Wien, besonders in Italien, bey-
„ getragen, seyen doch die errichteten Verträge nie-
„ mals gegen dieses Haus erfüllet worden. = = Man
„ habe seit dem Utrechter Frieden den Hof zu Tu-
„ rin gezwungen, das Königreich Sicilien mit
„ dem Königreich Sardinien zu verwechseln, ohne
„ ihm für die Wichtigkeit dieses Opfers eine an-
„ ständige Genugthuung abzutragen. = = = Man ha-
„ be zu Wien den König von Sardinien zu einem
„ blossen Vasall und Lehenmann machen wollen,
„ aus alleinigem Ansehen des Kayfers und seines
„ Reichshofraths, und ohne einige Betrachtung des
„ Reichstags, und selbst wegen der Oerter, so doch in
„ dem Münsterischen Frieden vor keine Lehen des Römi-
„ schen Reichs erklärt worden. Man habe dem
„ Reichs-Hofrath erlaubt, die Appellationen der Va-
„ sallen und Unterthanen des Königs von Sar-
„ dinien anzunehmen, und sie darzu anzufrischen,
„ zum Schaden des Vorzugs, welchen er als Vi-
„ carius des Reichs, und durch die von den Kay-
„ sern ertheilte Diplomata geniesset. = = = Man ha-
„ be schon längst abgethane Schwierigkeiten wie-
„ derum ohne Noth rege gemacht. = = = Ungerechte

Foderun-

„ Foderungen des Staats von Mayland mit groſ-
„ sem Fleiß unterhalten, und mit Hochmuth un-
„ terſtüzt; hingegen die von dem König oft ge-
„ thanen Eröfnungen zu einem billigen Verglich
„ verworfen. = = = Man habe ihm die Mittel der
„ Beſchüzung zu verwehren, und die ihm zuſtehen-
„ de unumſchränkte Freyheit ſeine Pläze zu befeſti-
„ gen, einzuſchränken verlangt, welche ihm doch
„ das Recht der Natur ſo wol als die Tractaten
„ zugeſtehen. = = = Man habe ſich bemühet, durch
„ künſtliche Auslegungen dem wahrhaften Verſtand
„ dieſer Tractaten Gewalt zu thun. = = = Da der
„ König von Sardinien mit dem König von Frank-
„ reich auf das genaueſte durch das Band des Ge-
„ blüts vereiniget, habe er auf eine lebhafte Weiſe
„ die gerechte Empfindlichkeit des Franzöſiſchen Mo-
„ narchen, wegen der ſchimpflichen Erklärungen,
„ der verhaßten Handlungen, und der gewaltſamen
„ Wege getheilet, wodurch der Kayſer Ihro Al-
„ lerchriſtlichſte Majeſtät zu beleidigen, und den Weg
„ zum Thron einem Prinzen abzuſchneiden geſucht,
„ an deſſen Verhängniſſen der König zärtlich Antheil
„ nehme. = = = Der Hof zu Wien habe endlich alle
„ Gelegenheiten erwählt, den Turiniſchen an den
„ empfindlichſten Orten zu beleidigen, = = = den
„ Augenblik bemerkt, als die Bevollmächtigten
„ des Königs von Sardinien die Lehne von dem-
„ jenigen Theil ſeiner Lande, ſo von dem Reich
„ herrühren, nehmen wollten, um mit Liſt eine
„ beſondere Neuigkeit, und einen verhaßten Un-
„ terſcheid wider die hergebrachte Gewohnheit, wel-
„ che noch kürzlich bey den Königen von Engel-

„ land, Schweden und Dänemark bestäthiget wor-
„ den, einzuführen; und da die Gevollmächtigten
„ des Königs von Sardinien nachdrüklich darwi-
„ der protestiret, habe er diese Beleidigungen durch
„ einige Privat-Entschuldigungen, so einem Kay-
„ serlichen Bedienten bey Gelegenheit entfallen,
„ auszutilgen gemeint, und doch etwas schriftliches
„ deßwegen auszufertigen, verweigert. = = = Der
„ Schluß gehet dahin aus: Der König von Sar-
„ dinien sey als ein Fürst, der keinen höhern über
„ sich erkenne, nicht schuldig, die Mittel, welche
„ er wider den Kayser zu ergreifen genöthiget
„ werde, durch Beyspiele zu bestärken, als ein
„ Fürst des Reichs aber habe er sehr fürtrefliche,
„ welchen er folget. = = = Es geschähe demnach we-
„ gen der Ehre seines Bundsgenossen, und auch
„ seiner eigenen, wegen der Sicherheit seiner Län-
„ der, daß er die Waffen ergreiffe, nachdem er
„ durch alle seine Entschliessungen ein aufrichtiges
„ Verlangen, das gute Verständniß mit seinen Nach-
„ barn zu unterhalten, und seine Völker mit dem
„ Elend des Kriegs zu verschonen, an den Tag gelegt."

Es sind diese Gründe des Sardiuischen Hofs, und die angeführten Beschwerden von nicht geringer Erheblichkeit. Derjenige, daß man von Seiten des Reichs-Hofraths Appellationen von den Vassallen und Unterthanen des Königs wider denselben annehme, und sie darzu anfrische, verdienet besondere Aufmerksamkeit. Derjenige aber, welcher an den Turinischen Hof den meisten Eindruk gemacht hatte, bestunde in einem verweigerten Ceremoniel.

Ohne

Ohne Zweifel hätten diese Beschwerden, wo nicht alle, doch die meisten, durch eine freundliche Unterhandlung können gehoben werden. Ich bin auch beglaubt, daß wenn die Umstände nicht besonders günstig geschienen hätten, dieselben noch lange keinen Krieg erregt haben würden, während welchem es unmöglich war, alle bittern Empfindungen des Kriegsungemachs von seinen eignen Unterthanen abzuwenden.

Die Gründe, welche der Spanische Hof, zur Vertheidigung des Bruchs wider den Kayser anführete, bestunden in diesem: „ Erstlich wäre der „ König durch die Beleidigung, welche der Kayser „ dem Französischen Monarchen wegen dem König „ Stanislaus erwiesen, billig gerühret worden. „ Zweytens, daß Henriette, verwittwete Herzogin von „ Parma, sich fälschlich vor schwanger ausgege„ ben, und hierinn von dem Kayserlichen Hof „ unterstüzt worden; und drittens: Daß Don Car„ los so viele Hinternissen in seinem Vorhaben ge„ funden hätte, welche doch durch Tractaten abge„ than gewesen wären. Viertens: Daß in dem „ Kayserlichen Nullitäts-Decret das Ansehen des „ Don Carlos allzu wenig in Acht genohmen wor„ den wäre. = = = “

Findet ein uneingenohmener Leser die Beweg-Ursachen des Sardinischen Hofs von solcher Art, daß dieselben ohne den Frieden in der Christenheit zu unterbrechen, hätten können berichtiget werden, wenn es bey beyden Theilen nicht an gutem Willen

gemang-

gemangelt hätte; daß dieselbe zwar zur Veranlassung einer gütigen Zusammenkunft wichtig, die Wichtigkeit aber, wenn sie als Bewegursachen zu einem Krieg vorgewendet werden, grösentheils verliehren; so wird man dieses noch weit mehr bey den von dem Spanischen Hof angeführten Ursachen behaupten können. Wenn ein Staat sich auf Unkosten eines andern vergrössern, oder aber alte durch Friedensschlüsse und Verträge abgethane Anfoderungen wieder geltend machen will, so darf man nur für seine Absichten günstige Zeitumstände erwarten, ohne sich um die Gründe zu bekümmern, vermittelst deren man seine Handlungen bey der uneingenohmenen Welt rechtfertigen kan. Man hat es zwar bey zwey Jahrhunderten in Europa zur Gewohnheit gemacht, daß die wider einander in Krieg verwikelten Machten, die Ursachen, durch welche sie zu einem Krieg gezwungen werden, durch den Druk der Welt anzeigen; man weiß aber auch, daß die in den Kriegserklärungen angeführten Ursachen nur selten diejenigen sind, welche wirklich den Krieg nothwendig gemacht haben: Man will die Welt lieber die eigentlichen und wahren Ursachen errathen lassen, als dieselben selbst ruchtbar machen. Man hat aber doch jederzeit sich beflissen, wo nicht dringende und genugsame, doch wenigstens scheinbare und in die Augen leuchtende Ursachen anzuzeigen. So viele Achtung hatte man auch noch für seine eigene und anderer Staaten Angehörige. Diese Gewohnheit aber glaubte man dermal in Spanien nicht beybehalten zu dörfen: Doch scheuete man sich, grade heraus zu sagen, daß man diejenigen Landschaften

in Italien, welche ehebevor unter Spanien gestanden, wiederum mit dieser Monarchie vereinigen, oder wenigstens an das regierende Königliche Haus bringen wolle. Dadurch aber hätte man auch diejenigen Machten, und besonders Engelland, welche an dem Utrechter-Frieden Antheil gehabt, und alle Artikel desselben genehm zu halten versprochen hatten, wider sich aufbringen können. Durch diesen Friedensschluß wurde das Königreich Neapolis, Meyland, und durch das vierfache Bündniß von 1718. auch Sicilien, dem Kayser versichert. Die Crone Spanien aber entsagte allen ihren Ansprüchen für immer auf diese Italiänischen Staaten. Nun hatte zwar der Spanische Hof in dieser Zwischenzeit sich genugsam vermerken lassen, daß er mehr aus Zwang als aus gutem Willen in diese Abtrettung eingewilliget. Dieser bey dem Utrechter-Frieden gethane Verzicht wurde durch den Lauf der Zeit noch mehr bereuet: Der König hatte mit seiner zweyten Gemahlin, einer Prinzeßin von Parma, verschiedene Prinzen erzeuget. Dieser Segen vermehrte die Begierde des Spanischen Hofs, die Italiänischen Landschaften wieder an sich zu bringen. Engelland, welches seit dem Rußwikischen Frieden gleichsam das Schiedrichter-Amt in Europa führet, war darauf bedacht, einen Spanischen Prinz zu einem regiereuden Fürst in Italien zu machen, ohne doch dem Utrechter-Frieden, und dem Kayserlichen Hofe Gewalt zu thun. Das Großherzogthum Florenz sollte nach Absterben des leztern Großherzogen

Cosmus

Cosmus des IIIten und Johann Gastons, welche die leztern Zweige des Medicäischen Manns-Stammens waren, vermög eines besondern Artikels des vierfachen Bündnisses, an den ältesten Prinz des Königs von Spanien aus seiner zweyten Ehefallen. Mit diesem reichen Lande sollten denn noch die Herzogthümer Parma und Piacenza, welche nach Erloschung des leztern Herzogs aus dem Farnesischen Geschlecht an die regierende Königin von Spanien gefallen waren, vereiniget werden. Der zum künftigen Großherzog von Florenz bestimmte Spanische Prinz Don Carlos wurde 1732. mit Bewilligung des Kayfers und des Königs von Engelland, samt 6000. Spanischen Kriegsvolkern, welche in die Florentinischen Festungen verlegt wurden, nach Italien hinüber geschiffet. Daselbst sollte dieser Prinz den Tod des alten Großherzogs Johann Gaston in Ruhe abwarten. Würde sich derselbe eher zutragen, als Don Carlos das achtzehende Jahr seines Alters angetretten, so sollten die ihm zugefallene Staaten durch eine vormundschaftliche Regierung, unter Genehmhaltung des Kayfers, und der Könige von Spanien und Engelland, verwaltet werden. Dieses leztere aber wünschte man in Spanien so viel möglich zu vermeiden. Der König von Spanien erklärte seinen Prinz bey seiner Ueberfahrt nach Italien für majorenn, und für tüchtig, die Regierung nach dem Absterben des Großherzogs selbst zu verwalten. Der Kayser aber wollte als Oberster Lehensherr so wol des Großherzogthums, als der Herzogthümer Parma und Piacenza, diese Majorennität nicht erkennen. Er be-

hauptete, daß es nur dem obersten Lehensherrn, nicht aber dem König in Spanien zustehe, die Zeit der Minderjährigkeit zu verkürzen. = = = Die Handlung des Königs in Spanien sey ein Eingrif in die höchsten Kayserlichen Rechte. Sie wurde auch durch ein Kayserliches Decret als ungültig, und den Tractaten zuwider, verworfen. Dieses war die Ursache, daß der Spanische Hof in seiner Kriegserklärung dem Kayserlichen vorhielte: „Man habe dem Don Carlos in seinem Vorhaben viele Hinterniße gemacht, welche doch durch die Tractaten schon abgethan wären.“ Deßgleichen, „daß man in dem Kayserlichen Nullitäts-Decret das Ansehen dieses Prinzen zu wenig in Achtung genohmen.“ Vermittelst des Französischen Bündnisses aber konnte man sich Hofnung machen, die Königreiche Neapolis und Sicilien davon zu tragen; da denn Florenz nebst Parma den Grund zu den Staaten eines zweyten Spanischen Prinzen legen sollten, welcher ebenfalls solchen Jahren zurükke, daß man auch auf dessen standesmäßige Versorgung bedacht seyn mußte. Man schmeichelte sich nicht weniger, daß Frankreich gar nicht für seine eigene Vergrösserung, sondern allein für das Wachsthum des Hauses Bourbon Spanischer Linie, besorgt seyn würde. Hierinn betroge man sich aber in Spanien nicht wenig. = = =

Zu Wien war man über das Bündniß dieser dreyen Machten, und die erfolgte Kriegserklärung höchlich erbittert. Am allermeisten aber war man wider den Hof zu Turin aufgebracht. Man betrachtete

betrachtete daselbst den Sardinischen Monarch, wegen einiger seiner Lande, als einen Vasall. Aus diesem Verhältniß foderte man auch von demselben eine gänzliche Ergebenheit vor die Vortheile des Kayserlichen Hofs. Weil aber der König von Sardinien den Maßregeln des Reichs-Hof-Rathes nicht in allweg beytretten wollte, so wollte man nach der beybehaltenen Gewohnheit, seine Unternehmung als eine Empörung wider den Kayser dargeben. Kraft dieser Grundsäze wurde ein Kayserliches Commißions-Decret auf dem Reichstag zu Regenspurg den sämtlichen Ständen des Römischen Reichs zur Ueberlegung vorgetragen; ob nicht dieses wider die geschworne Treu laufende Savoysche Beginnen, der Reichsacht würdig sey, indem gedachter Hof sich mit nichts entschuldigen möge? Es liessen es aber die Stände zu keinem Schluß kommen. Sie wußten einerseits gar wol, daß die Verbindlichkeit und Abhänglichkeit des Königs von Sardinien, als Herzogs von Savoyen, nur von geringer Wichtigkeit sey; anderseits aber, daß ihre Schlüsse gegen einen von Teutschland entfernten Fürsten, wenigen Nachdruk würden gehabt haben; = = daß auch die gegenwertigen und künftigen Zeiten, Entschliessungen von dieser Art nur als eine Wirkung der Denkungsart des Reichs-Hofraths, und desselben Einflusses in ihre Berathschlagungen, nicht aber ihrer eignen und freyen Ueberzeugung würden angesehen haben. Die wahre Ursache der Erbitterung des Kayserlichen Hofs wider den Turinischen gründete sich darauf, daß Frankreich und Spanien durch den

Beytritt desselben in den Stand gesezt wurden, ihre Absichten in Italien gar leicht auszuführen; welche ihnen ohne diese Vereinigung schwerlich würden gelungen seyn.

In der That kan man auch den König von Sardinien als den Schiedrichter von Italien betrachten. Seine eigene Macht ist für sich selbst schon hinlänglich, auf diejenige Seite den Ausschlag zu bringen, für welche er sich zu erklären gut findet. Er gehet an Macht und an der Zahl seiner Landvölker, einer jeden einzeln Italiänischen Macht vollkommen gleich, wo nicht gar weit vor. Er ist Herr aller derjenigen Zugänge, welche aus Frankreich nach Italien führen. Der König in Frankreich muß zahlreiche Kriegsheere in Gefahr sezen, zwischen den Gebirgen gänzlich aufgerieben zu werden, wenn er ohne den Beystand dieser Macht in Italien einzudringen gedenket. Der in Italien geführte Krieg, der durch den Aachener Frieden 1748. geendet worden, ist ein unwidersprechliches Beyspiel hiervon. Wenn auch der Hof zu Versailles vor dem Ausbruch dieses Kriegs, des Beystands von Sardinien nicht versichert gewesen wäre, so würde er schwerlich den Hauptsiz desselben nach Italien gespielt haben. Er hätte sich begnügen müssen, dem Kayser in Teutschland Geschäfte zu machen, welches aber diese Crone nicht gar weit würde gebracht haben.

Die Französische Kriegserklärung war wider den Kayser allein, nicht aber wider das Römische Reich

Reich gerichtet. Es hatte auch dasselbe zu dem entstandenen Krieg nicht die geringste Gelegenheit gegeben; es hatte sich in die Polnische Wahl gar nicht gemischet, noch der Freyheit dieses Volks in einigen Stüken zu nahe getretten, vielweniger demselben einen König aufzudringen gesucht. Dessen ungeachtet ließ diese Crone die unmittelbaren Reichsfestungen angreifen. War dieses nicht ein Widerspruch zwischen schriftlichen Versicherungen, und thätlichen Handlungen? Solche Widersprüche kommen aber öfters in den Geschichten grosser Fürsten vor. Der Herzog von Berwik gieng vor Kehl, und nahm diese Reichsfestung den 29sten Weinmonat ein. Vermuthlich hat der Französische Hof dem Kayserlichen durch diese Unternehmung keinen allzugrossen Verdruß erwekt. Man erlangte dadurch Gelegenheit, das Teutsche Reich wider Frankreich in die Waffen zu bringen, die eigne Macht aber gröstentheils in Italien zu gebrauchen. Man wollte hernach vorgeben, daß ein von dem Cardinal Fleury übel verstandener Befehl an das Kriegsheer, die Belagerung dieser Reichsfestung wider den Willen des Cardinals verursachet habe. Diese Entschuldigung wollte aber nicht bey jedermann Beyfall finden. Die Feinde von Frankreich hatten scheinbare Gründe genug, das Betragen dieser Crone wider das Teutsche Reich verdächtig zu machen. Der Reichskrieg wurde in dem Anfang des 1734sten Jahrs in der Churfürstlichen Versammlung durch sechs Stimmen wider drey, in der Fürstlichen aber durch 57. wider 14. beschlossen. Die sich weigernden Churfürsten waren Cölln, Bayern und Pfalz.

„ Diese Fürsten sahen diesen Krieg, welcher eigent-
„ lich den Kayser und sein Haus allein angienge, für
„ das Teutsche Reich als nicht nothwendig an. Sie
„ stellten der Reichsversammlung vor, daß der
„ Kayser die Stände des Reichs jederzeit in seine
„ Hauskriege einzuflechten trachte; die Erfahrung
„ habe genugsam gelehret, daß man in allen vorigen
„ Reichskriegen, anstatt wider Frankreich etwas zu
„ gewinnen, und die dem Reich entrissenen Land-
„ schaften wiederum an dasselbe zu bringen, die-
„ ser Crone nur Gelegenheit geschaft, das Teutsche
„ Reich zu verheeren, und verschiedene Stände
„ desselben in die elendesten Umstände zu versezen,
„ ohne daß diesen Ständen genugsame Hilf gelei-
„ stet, oder auf derselben Schadloshaltung mit
„ nothwendigem Ernst wäre gedrungen worden. = =
„ Der Kayserliche Hof werde auch, wenn der Krieg
„ einmal eröfnet, die Last desselben den Ständen
„ allein überlassen, seine eigenen Völker aber der
„ Reichs-Armee entziehen, und dieselben zur Be-
„ schüzung seiner besondern Erblande anwenden.
„ Die Crone Frankreich habe einen gänzlichen Ersaz
„ alles desjenigen, was ihre Kriegsvölker den Reichs-
„ ständen nachtheiliges zugefügt, der Reichsversamm-
„ lung anerbotten. Diesen Ersaz solle man annehm-
„ men, und den Krieg unterlassen, damit das Uebel
„ nicht noch grösser werde. = = = “ Weil aber diese
„ Gründe, so stark sie auch in der Staatsklugheit
und der Erfahrung gegründet waren, den Fein-
den Frankreichs nicht angenehm seyn konnten, so
machten dieselben gar keinen Eindruk.

Bevor aber dieser aus so vielen Gliedern beste-

hende

bende Staatscörper des Teutschen Reichs in Bewegung gebracht wurde, so war 1734. Trier von den Franzosen besezt, Trarbach erobert, = = = die Ettlinger-Verschanzungen überstiegen; = = = die vordern Craise entnervet, = = = die Reichs-Armee in Heilbrunn Schuz zu suchen genöthiget, = = = Philippsburg belagert, den 18ten Heumonat erobert; und dieses im Angesicht der Reichs-Armee, welche sich nicht getraute, die Französischen Verschanzungen anzugreifen. Dieses waren die Vortheile, welche das Teutsche Reich aus dem wider Frankreich unternohmenen Krieg einerndete.

In Polen hingegen giengen die Angelegenheiten Frankreichs und des Königs Stanislaus gar schlecht. Die Rußischen und Sächsischen Kriegsheere schlossen den König mit einem Theil seines Anhangs in Danzig ein. Schon in dem Hornung 1734. wurde die Stadt von den vereinigten Völkern berennet. Sie that zu ihrer und des erwehlten Königs Erhaltung alles mögliche. Sie wurde aber der vortreflichsten Versicherungen, die man ihr gegeben hatte, ungeachtet, schlecht unterstüzet; die Woywoden von Lublin und Vollhynien, nebst dem Castellan von Czersk wollten zwar während der Belagerung dem Stanislaus Luft machen; sie wurden aber von Lasci, Sagresky und Keit geschlagen. Das Mißverständniß in der Stadt that dem König und der Stadt eben so viel Schaden, als die Feinde selbst. Diese beyden Feinde zwangen sie endlich, sich in dem Heumonat zu ergeben. In diesem verzweifelten Zustand hatte Stanislaus noch das Glük, die Nacht vor der Uebergabe heim-

lich aus der Stadt zu entfliehen. Darmit aber hatten seine Gefahren noch kein Ende. Moscau hatte nach einer beynahe Tartarischen Gewohnheit, eine grosse Summe Gelds auf den Kopf, dieses von einem freyen Volk zum König erwehlten Fürsten gesezt. Seine Flucht konnte nach der Uebergabe der Stadt kein Geheimniß mehr bleiben. Er mußte auf seiner Flucht, weil ihm aller Orten nachgestellt wurde, das grausamste Elend ausstehen. Er sah seine Person unerhörten Gefahren ausgesezt. Er langte endlich, nachdem er die wunderbarsten Begegnissen ausgestanden, als ein Bauer verkleidet, zu Marienwerder an. Der Preußische Monarch versicherte diesen Durchlauchtigen Flüchtling seines Schuzes. Er nahm denselben mit Vergnügen an, und reisete nach Königsberg. An diesem Ort lebte er seinen Rang gemäß; er konnte das Ende des Kriegs und seines eignen Elends, in dieser Stadt mit Ruhe abwarten. Seine Anhänger in Litthauen und in Polnisch-Reussen zogen auch aller Orten den kürzern, und unterwarfen sich dem König August.

Man kan sich mit Recht verwundern, daß der König in Frankreich sich der Stadt Danzig und seines Schwehervatters so wenig angenohmen. Diese gute Stadt gab dem König Stanislaus inner ihren Mauern einen Aufenthalt, als derselbe von den Moscowitischen Kriegsvölkern aus der Hauptstadt Warschau vertrieben, und seine Throns-Erwehlung durch die gehinterte Crönung unvollkommen lassen mußte. Danzig sah wegen dieser grossmüthigen Aufnahm vor seinen Augen das Ungewitter

witter sich zusammen ziehen, welches mit Bedrohung seiner gänzlichen Umkehrung herab stürzen wollte. Der Französische Gesandte bey dem Stanislaus „ versicherte die Stadt, daß sein Köuig ihr einen „ mächtigen Entsaz sowol zu Wasser als zu Lande „ zuschiken werde. = = = Die Königliche Flotte zu „ Brest stehe mit allen Nothwendigkeiten, mit einer genugsamen Anzahl Kriegsvölkern auf das „ Beste ausgerüstet, zum Auslaufen und ihrer Rettung bereit. = = = Die Könige von Schweden, „ Dänemark und Preussen, werden einen Theil „ ihrer See- und Landmacht mit der Französischen „ vereinigen lassen. = = = = Bis dieses geschehe, „ werden die von den Freunden des Königs Stanislaus in Polen angeworbnen Kriegsvölker „ mächtig genug seyn, alle von den vereinigten „ Moscowitern und Sachsen zum Nachtheil der „ Stadt gemachten Anschläge und Unternehmungen „ zu zernichten und aufzuhalten. = = = " Hätte man aber es dieser Handelsstadt mit Recht übel deuten können, wenn sie in diese grossen Versprechungen einen Zweifel gesezt? wenn sie vorher auf die Erfüllung dieser Versicherungen, wenigstens eines sattsamen Theils derselben, gedrungen hätte; bevor sie sich zu etwas entschlösse, welches ihre Kräfte weit überstieg? Doch sie verließ sich großmüthig auf die ihr von dem Französischen Bottschafter gegebenen Verheissungen. Hätte es also nicht die Ehre Frankreichs erfodert, dem edelgesinnten Zutrauen der Stadt mit äussersten Kräften zu entsprechen? die Versicherungen seines Gesandten werkthätig zu machen? und durch einen mächtigen Entsaz der

Stadt, dem König und seinen Freunden in Polen Muth zu machen? Drey Bataillons Fußvölker, welche in 1500. Mann bestunden, nebst einer Escadre von fünf mittelmäßigen Kriegsschiffen, waren indessen alles, was Frankreich für den König Stanislaus und die Stadt that. Man sollte beynahe glauben, es wäre eben so vortheilhaft gewesen, gar nichts, als nur so was weniges zu thun; indem dieses wenige die Uebergabe der Stadt nicht verhintern, noch der Macht Frankreichs bey den Freunden des Stanislaus Hochachtung erwerben konnte. Ich lasse indessen dahin gestellt seyn, ob man hinlängliche Gründe habe, den Cardinal von Fleury zu beschuldigen, daß er während seiner Reichsverwaltung an dem Verfall der Französischen Seemacht Schuld gehabt? und daß dieser Verfall sich schon bey diesem Krieg, und der Belagerung der Stadt Danzig sehr sichtbar gezeiget habe? Man bearbeitete sich zwar zu Stokholm und Coppenhagen, um diese zwey Machten zu vermögen, ihre Flotten mit der Französischen zu vereinigen. Ich habe aber schon oben die Ursachen berühret, warum diese Unterhandlungen keinen erwünschten Fortgang gewonnen haben. Die wenigen Französischen Hilfsvölker thaten zwar zur Errettung der Stadt wirklich so viel, oder gar noch ein mehrers, als von ihrer geringen Anzahl konnte gefodert werden. Es ist auch das Schisal, welches diese tapfern Leute betroffen, in der That kläglich. Sie griffen die Feinde aller Orten mit grösstem Muth an. Die Tapferkeit mußte aber der Menge weichen. Der Marquis von Vielo, ihr Anführer, wurde getödet.

Dieser

Dieser feurige Herr, welcher als Französischer Gesandter zu Coppenhagen stunde, wurde durch seinen übermäßigen Eifer gereizt, seinen Gesandschaftsposten zu verlassen, um diese schwache Hilf nach Danzig zu bringen. Dadurch aber entsagte er allen seinen Rechten als Minister. Er fande vor den Rußischen Verschanzungen seinen Tod, von keinem Menschen als nur von seinen eignen Anverwandten betrauert. Die drey Battaillons wurden von den Feinden umzingelt. Sie waren auſſer Stand, sich wiederum auf ihre Schiffe zu begeben. Die Lebensmittel wurden ihnen abgeschnitten; durch die Feinde aber sich durchzuschlagen, war ganz unmöglich. Sie sahen also kein ander Mittel, als sich zu Gefangnen zu ergeben. Die Moscowiter nahmen ihr Anerbieten an; und Petersburg genosse zum erstenmal das Glük, Französische Gefangene inner seinen Mauern zu sehen. Die Feinde sezten auf dieses der Stadt noch schärfer zu; sie brachten dieselbe auf das äusserste. Nach der Uebergabe begegnete man ihr sehr hart, weil man sie im Verdacht hatte, daß sie mit gutem Willen den König entfliehen lassen. Ihr Schikſal mußte sehr traurig seyn, da sie sich in der Gewalt unerbittlicher und raubgieriger Feinde sahe. Der Französische Gesandte bey dem König Stanislaus, Marquis de Monti, wurde nach Eroberung der Stadt von dem siegenden Feldherrn gefangen gesezt. Dieser Minister begieng die gleiche Unvorsichtigkeit, wo der Marquis von Plelo: Er zeigte sich während der Belagerung auf den Wällen der Stadt; er ertheilte den Kriegsvölkern Befehle; er hintertrieb, so lang

er

er immer konnte, die Uebergabe der Stadt; er vergaß, daß er ein Abgesandter war, er wollte ein Feldherr seyn, ohne einen Beruf zu diesem Amt erhalten zu haben. Frankreich klagte heftig über diese Verlezung des Völkerrechts an seinem Abgesandten. Doch die Fürsten sind, wie gemeine Menschen, in ihren eignen Sachen parteyisch, wenn sie zugleich Kläger und Richter seyn wollen. Das Völkerrecht bleibt unverlezt, wenn ein Abgesandter, der durch seine Unbesonnenheit sich zu Handlungen verleiten läßt, die seinem Character unanständig sind, sich durch die natürlichen Folgen dieser Unbesonnenheit gestraft siehet. Ein jeder Gesandter ist ein Minister des Friedens. Als ein solcher ist er heilig, und unverlezbar. Er wird aber aller seiner Vorrechte verlurstig, wenn er Krieg führet, und die Hand zu Gewaltthätigkeiten darbeut. Danzig erhielt, nach wieder hergestelltem Frieden, an dem König Stanislaus, bis auf die gegenwärtigen Tage, einen großmüthigen Freund, welchem der Flor der Stadt jederzeit am Herzen lag. Die Crone Frankreich aber hat dadurch, daß sie in ihren Staaten die Handelschaft der Stadt sehr begünstiget, ihre Achtung gegen dieselbe genugsam an den Tag gelegt.

Schon in dem 1733sten Jahre wurde auch mit dem Krieg in Italien der Anfang gemacht. Die Kayserlichen Völker waren kaum zulänglich, die Festungen in dem Herzogthum Mayland zu beseezen; so fern war es, daß sie den Feinden im Feld gewachsen waren. An dem Hof zu Wien ware man

man auf nichts wenigers als auf einen so unvermutheten und so mächtigen Ueberfall der Italiänischen Staaten vorbereitet. So sehr auch die Regimenter aus Ungarn und andern Landschaften nach Italien eilten, so wurde doch ihr Marsch durch vielfältige Hinternissen unterbrochen. Die Sardinischen Völker vereinigten sich bey Vercelli mit den Französischen. Pavia, Mayland, Pizzighitone und Cremone, ja beynahe das ganze Herzogthum, wurde noch vor dem Winter von der vereinigten Armee eingenohmen. Der König von Sardinien sah dieses Herzogthum schon als sein Eigenthum an. Die bürgerliche Regierung wurde in seinem Namen verwaltet, und die Staatsbedienten nach seinem Gutdunken abgeändert. Ein Theil der Spanischen Flotte und Kriegsheers wurde noch in diesem Jahre nach Italien hinüber gesezt.

In dem Anfang des folgenden Jahrs mußte sich auch die Festung zu Mayland, und Tortona an die vereinigten Völker ergeben. Damit war das ganze Herzogthum dem Kayser entrissen. Die Kayserlichen Völker, welche inzwischen zu einem Heer angewachsen waren; wollten das versäumte wieder ersezen, und dem Lauf der Siege der vereinigten Machten ein Ziel sezen. Das Glük stund aber nicht auf ihrer Seite. Der Kayserliche Feldherr, Graf von Merci, wurde bey Parma geschlagen. Die Eroberung des grösten Theils der Lombardie war die Frucht dieses Siegs. Der Marschall von Königsek, welcher nach dem Tode des Merci die Oberanführung erhielt, überfiele

zwar

zwar das Französische Heer an dem Ufer der Sechia bey Nacht: Coigni und Broglio wurden geschlagen, der alte Marschall von Villars aber rettete sich noch zu rechter Zeit. Das Kriegsglük, welches dermal, jedoch ohne wichtige Folgen, den Kayserlichen günstig gewesen, wandte sich gar bald wiederum zu dem vereinigten Heer. Der tapfere König von Sardinien wußte durch seine grössere Klugheit, die Fehler seiner Bundsgenossen wieder gut zu machen. Er erhielt einen zweyten Sieg über die Feinde, bey Guastalla. Die Eroberung dieser Stadt folgte demselben auf dem Fuß nach.

Zwischen Spanien und Sardinien that sich mit diesem Jahr ein Mißvergnügen hervor, welches für die Angelegenheiten der Verbündeten üble Folgen hätte haben können, wenn dasselbe nicht wäre abgethan worden. Der Spanische Hof konnte nicht mit Gelassenheit zugeben, daß das Herzogthum Mayland an Sardinien fallen sollte, wie doch dieses zwischen Frankreich und Sardinien war abgeschlossen worden. Man glaubte, daß die Sardinische Macht durch Vereinigung dieses Herzogthums mit ihren übrigen Staaten, einen solchen Zusaz erlangen würde, daß sie auch selbst der Spanischen mit der Zeit könnte überlegen werden. Ueberdas hatte Spanien für sich selbst Hofnung, dieses schöne Land an sich zu bringen. Seine Absicht gienge dahinaus, dasselbe mit den übrigen Landen, welche man in Italien erobern wollte, zu vereinigen. Man sah aber auf der andern Seite auch gar wol, daß es für die gemeinen Angelegenheiten der Bourbonischen

Cronen

Cronen gefährlich seyn würde, sich mit Sardinien zu entzweyen. Diese Crone hatte sich vornemlich bey dem Bündniß mit Frankreich und Spanien auf die Versicherung verlassen, daß sie in den Besiz von Mayland sollte eingesezt werden. Doch mußte sich der König zu einer Theilung dieses reichen Lands mit dem Spanischen Prinz verstehen. Durch dieses Opfer, welches der Turinische Hof that, wurde das gute Vernehmen unter deu Verbündeten wieder hergestellet. Es ist eine alte Wahrheit, daß, wenn Völker, deren Kräfte einander nicht gleich kommen, sich mit einander zu Bekriegung einer dritten Macht vergleichen, der Vortheil allein, wenigstens grösentheils, dem mächtigern zufalle. Sardinien erfuhr diese Wahrheit so wol in dem Krieg selbst, als aber bey dem Friedens-Schluß.

Don Carlos, welcher zum obersten Feldherrn der Spanischen Macht ernannt wurde, rükte mit dem grösten Theil der Spanischen Völker in das Königreich Neapolis ein. Der Papst gestattete durch die Länder des Kirchen-Staats freywillig den Durchzug. Zu Rom bezeugt man jederzeit Freude, wenn die Macht der Kayser in Italien geschwächt wird. Jedoch lehret auch die Erfahrung, daß die Nachbarschaft anderer Staaten dem Päpstlichen Hof eben so wol Verdruß erweke, als die Kayserliche. Erheischet es der Vortheil solcher Staaten, so unterstehen sie sich eben so wol dem Heiligen Stul Geseze zu geben, als wenn ihre und ihrer Vorfahren Rechte über Rom, und die Län-

der

der der Kirche, eben so unstreitig wären, als man an dem Kayserlichen Hof behauptet, daß die seinen vor Zeiten gewesen seyen. Neapolis sehnete sich sehr nach der Ankunft der Spanier. Alle Geschichtschreiber beschuldigen diese Völkerschaft der Unbeständigkeit in einem sehr hohen Grade. Es kan seyn, daß sie dadurch derselben kein grosses Unrecht thun. Dieses ist wenigstens gewiß, daß ein Land, welches nur durch Stadthalter und Unterkönige regiert wird, gar oft Ursachen hat, sich zu beklagen. Die Regenten suchen nur ihren Vortheil in der ihrer Verwaltung bestimmten Zeit. Der Vortheil des Lands aber, die getreue Verwaltung der Gerechtigkeit, die Sicherheit des Eigenthums, die Aeufung der Handelschaft, = = = wird vernachläßiget. Es ist zu kostbar, sich mit seinen Vorstellungen an den obersten Landesherrn zu wenden; die Wege zu dieser Gnade können leicht verschlossen werden; und wo dieses nicht geschiehet, so stehet es doch dahin, ob den Beschwerden abgeholfen, und das Uebel in Zukunft nicht noch ärger werde? Dermal aber konnte Neapolis zuversichtlich hoffen, daß sein Zustand, wenn es einen besondern König erhalten, der in dem Lande selbst seine Wohnung nehmen würde, sich ungemein verbessern müßte. Don Carlos wurde von den Einwohnern des Königreichs und der Stadt, mit Entzükung aufgenohmen, weil man hofte und wünschte, daß er ihr Erretter seyn würde.

Der grössere Theil des Königreichs wurde mit der Hauptstadt im Jahre 1735. beynahe ohne Wi-

derstand

derstand eingenohmen. Don Carlos konnte triumphirend in Neapolis einziehen. Von den Einwohnern dieser Hauptstadt nahm er ohne Widerspruch die Huldigung ein. Montemar, der unter diesem Prinz das Spanische Heer anführte, befestigte seinen Thron durch die glükliche Schlacht bey Bitonto. Die Kayserlichen Völker, welche unter dem Unter-König Visconti in dieser Schlacht nur schwachen Widerstand thaten, fanden nach dem Verlust derselben keinen sichern Aufenthalt mehr in dem Königreich. Alle Festungen des Lands, wenn dieselben in Vergleichung mit andern diesen Namen verdienen, unterwarfen sich dem neuen König. Die Teutschen Völker verliessen endlich das ganze Königreich. Sie flüchteten nach Sicilien hinüber, in der Absicht, diese Insel muthiger als das feste Land zu vertheidigen. Wenn aber einem nicht gar zahlreichen Kriegsheer durch unglükliche Begebenheiten der Muth einmal entfallen ist; wenn es an den meisten Nothwendigkeiten Mangel leidet; wenn die Verwirrung unter hohen und niedern Befehlshabern Oberhand gewinnet; und ein muthiger, durch glüklichen Fortgang angereizter Feindes es auf den Fuß verfolget, = = = so wird ein solches Heer schwerlich Wunder der Tapferkeit thun, schwerlich das Verlorne wider gut machen. Der Marquis von Montemar, welcher von dem König in Spanien, aus Dankbarkeit, und zum Angedenken des von ihm erfochtenen Siegs bey Bitonto, zum Herzog dieses Namens ernannt wurde, schritte nach der Eroberung Neapolis zur Eroberung Siciliens. Der Widerstand, welchen die Kayserlichen Völker in den Festungen thaten, übertraf ih-

ren Zustand. So ruhmlich aber auch jener war, so konnte doch die Insel nur durch ein zahlreiches Kriegsheer, welches dem Spanischen im Feld gewachsen war, gerettet werden. An diese aber war bey dem damaligen Zustand der Angelegenheiten des Kayserlichen Hofs nur nicht einmal zu gedenken. Aller Orten war nichts als Verlust. Man sah Sicilien allbereit vor unwiderbringlich verlohren an. Syracusa thate nur mittelmäßigen Widerstand. Meßina aber gab den Spaniern auf etliche Wochen alle Hände voll zu schaffen.

In dem obern Theil von Italien machten die vereinigten Völker die Gegenden von Parma durch eine zweyte Schlacht, welche abermal zu ihrem Vortheil ausfiele, merkwürdig. Dieser Sieg war für sie glüklich entscheidend. Die ganze Lombardey, Mantua ausgenohmen, wurde dem Kayser entrissen. Das geschlagene Heer zog sich nach dieser sonderbaren Festung. Aber auch hier hielt es sich noch nicht sicher genug. Es zog sich, nach Hinterlassung einer zahlreichen Besazung, durch das Venetianische Gebiet gegen die Tyrolischen Gränzen. Ein Französischer Ingenieur anerbotte sich gegen den Marschall von Villars, diese Festung bis an das zweyte Stokwerk der Häuser unter Wasser zu sezen, und dadurch die Besazung zur Uebergabe zu nöthigen. Der König von Sardinien drang darauf, diesen Vorschlag anzunehmen, oder wenigstens zur Belagerung dieser Festung zu schreiten. Dieser Monarch hielte sich versichert, wenn dieser lezte Ort dem Kayser entrissen sey, daß alsdenn

seine

seine alten, und die eroberten Lande von dieser Seite her in völliger Sicherheit seyn würden. Allein die Französischen so wol als die Spanischen Feldherren gaben vor, daß sie diesen Vorschlag nicht thunlich finden. Er sey mit allzu vieler Gefahr begleitet; überdas würde zu desselben Ausführung allzuviele Zeit erfodert. In der That aber war ihren Höfen der allzu grosse Vortheil zuwider, welcher dem König von Sardinien durch glükliche Ausführung dieses Anschlags hätte zuwachsen müssen. Sie wollten diesen Prinzen nur für ihren Vortheil, nicht aber wider sich mächtig haben. Man wollte seinen Beystand nur zur Schwächung des Kayserś gebrauchen; nicht aber, daß er mit der Zeit ihren eignen Absichten sich zuwider sezen mächtig genug seyn würde. Solches zu erhalten, wollte man noch lieber diese Festung in der Gewalt des Kayserś, als des Königs von Sardinien lassen. Mantua entgieng demnach, wegen dieser Eifersucht, der angedroheten Belagerung.

In Teutschland versuchte der Graf von Sekendorf, nach der Eroberung von Philippsburg, die Franzosen von Trier zu vertreiben. Es kam bey Clausen zu einer Schlacht, welche aber nicht entscheidend war. Es fanden doch aber die Französischen Feldherren nothwendig, ihre Sicherheit unter dem Geschüz von Trier zu suchen. Sekendorf sezte ihnen bis an diese Stadt nach. Doch ehe dieselbe sich an ihn ergab, kam in beyderseitigen Lagern die Nachricht an, daß die vorläufigen Friedens-Artikel zwischen dem Kayser und dem König in Frankreich unterzeichnet seyen.

Engelland und Holland hatten an diesem Krieg keinen Theil genohmen. Der Kayser that zwar bey diesen beyden Seemachten den Antrag, daß dieselben ihre Gewährleistung des Uetrechtischen Friedensschlusses werkthätig machen möchten. Der König von Engelland bewieß in seiner Anrede gegen das Parlament, daß die Ehre seiner Crone erheische, sich bey diesen mißlichen Zeiten in einen formidablen Stand zu sezen. = = = Das Parlament versprach auch, dem König mit den benöthigten Geldern beyzustehen. Holland aber hatte keine Lust, sich mit diesem Krieg zu bemengen. Diese Republic hielte sich für glüklich, daß der Französische Hof sich zu einer Neutralität in Ansehung der Kayserlichen Niederlande verstünde. Darmit glaubte die Republic, ihren Verbindungen gegen den Kayser ein vollkommnes Genügen gethan zu haben. In Ansehung des Königreichs Neapolis war es ihr ganz gleichgültig, ob der Kayser, oder aber ein Zweig des Königlich-Spanischen Hauses in dem Besiz desselben sey. Man ist auch derselben Dank schuldig, daß sie das Kriegs-Elend verhindert hat, sich an mehrern Orten auszubreiten. Durch diese den Niederlanden zugestandene Parteylosigkeit wurden zwar dem König von Engelland auf gewisse Weise die Hände gebunden, dem Kayser Hilfe zu leisten. Die in dem 1735sten Jahr entstandenen Zwistigkeiten aber zwischen Spanien und Portugall, welche in einen Krieg auszuschlagen droheten, hätten doch beynahe die Crone Engelland mit diesem Krieg verwikelt. Portugall, welches nur bey Engelland schleunige und mächtige Hilfe finden kan, wenn es von Spanien mit

Krieg angefochten wird, nahm auch dermal seine Zuflucht zu seinem einen Bundsgenossen. Die Englische Flotte, welche sich augenbliklich auf den Spanischen Küsten zeigte, erwekte bey diesem Hof, gegen seinen Nachbar gar bald Friedensgedanken, welchen auch eben so bald der würkliche Verglich nachfolgte. Gewiß ist es, daß wenn Engelland wäre genöthiget worden, an diesem Krieg Theil zu nehmen, und es seine Flotten nach der Mittelländischen See hätte auslaufen lassen; die vereinigten Cronen, besonders aber Spanien in Eroberung der Königreiche Neapolis und Sicilien, mächtige, wo nicht gar unübersteigliche Hinternissen würden gefunden haben.

Ob aber gleich der König von Groß-Brittannien keinem der Krieg führenden Theile Beystand that, so hinderte ihn dieses gar nicht, Mittel vorzuschlagen, dem Krieg ein Ende zu machen. Seine Parteylosigkeit berechtigte ihn vielmehr, das gewöhnliche Schiedrichter-Amt zu übernehmen, und mit Zuzug der Republic der vereinigten Niederlande, beyden Theilen ihre gemeinschaftliche Vermittlung anzutragen. Es wurde auch wirklich in seinem und der Republic Namen, dem Kayser sowol als dem König in Frankreich, ein Entwurf zu einem Vergliech vorgelegt. Der wesentliche Innhalt desselben war: „ Daß Stanislaus die Königliche Würde niederlegen, die Vorrechte aber, nebst dem Namen eines Königs tragen, = = = daß dem Don Carlos die beyden Königreiche Neapolis und Sicilien, dem König von Sardinien aber Tortona,

Navarra; und Vigevano, nebst ihren Gebieten, sollten abgetretten werden, = = zur Schadloshaltung sollte das Großherzogthum Toscana, nebst den Herzogthümern Parma und Piazenza an den Kayser zurük fallen. = = = Es wurde aber dieser Friedensentwurf von beyden Theilen verworfen; obgleich derselbe in der Hauptsache, nur die Veränderung mit Lothringen ausgenohmen, dasjenige in sich begriff, welches einige Monate später von beyden Theilen genehmiget worden. Der Kayser beschwehrte sich, daß die Seemachten seinen Feinden allzuviele Vortheile anwiesen; = . = daß er noch keine Lust habe, den Frieden um einen so theuern Preis zu erkaufen. = = = Daß er auch in den vorgeschlagenen Stillstand nicht anders willigen könne, es wäre denn, daß Frankreich seine Völker von den Gränzen des Teutschen Reichs abführen würde. = =

Frankreich hatte bisdahin noch nicht merken lassen, daß es bey diesem Krieg seine eigene Vergrösserung zur Absicht habe. Bey Anlaß dieses Friedensentwurfes aber kam solche an den Tag; jedoch wurde diese Selbstvergrösserung noch mit der dem König Stanislaus schuldigen Schadloshaltung bedekt. Diese Crone gab in der Antwort auf diesen Verglich, ohne Vorbehalt, jedoch ohne eine deutliche Erklärung, zu verstehen, daß sie die Waffen nicht eher niederlegen werde, bevor sich der Kayserliche Hof zu einer anständigen Genugthuung gegen den König Stanislaus verstehen würde; indem derselbe auf eine unerhörte und gewalthätige Art, der ihm von einer freyen Nation zugedachten Crone beraubet worden. = = =

Man

Man mußte also, da dieser Entwurf nur durch die Zeit angenehm gemacht werden sollte, sich von beyden Theilen zur Fortsezung des Kriegs bereit halten. In Polen war durch die Sachsen und Moscowiter der gesammte Anhang des Stanislaus, selbst auch der Erzbischof-Primas gezwungen worden, sich dem König August zu unterwerfen. Dieser glükliche Fortgang der Moscowitischen Waffen vermochte die Kayserin, dem Ansuchen des Hofs zu Wien zu willfahren. Es sollten 14000. Moscowiter unter dem Lasci und Keit aus Polen nach dem Rhein abgehen, um das Teutsche Reich wieder das fernere Eindringen der Franzosen zu vertheidigen. Gewiß eine erstaunenswürdige Veränderung in der Beschaffenheit der Moscowitischen, und anderer Europäischen Reiche! Hätte mit dem Anfang dieses Jahrhunderts ein Staatsverständiger sich erkühnet zu behaupten, daß das Moscowitische Reich, Polen nach seiner Willkühr behandeln; demselben nach seinem Gefallen Könige aufdringen; = = = einige unter der Hoheit dieses Reichs stehende Landschaften als sein Eigenthum mißhandeln, = = = Schweden mit Entreissung derjenigen Provinzen, deren Eroberung eine Zeit von zwey hundert Jahren, und das Leben vieler tausend alter Unterthanen gekostet, in den äussersten Verfall stürzen; = = = den Türken die Herrschaft auf dem schwarzen Meer streitig machen, Constantinopel in Schreken sezen, und endlich noch vor Verlauf etlich und dreyßig Jahren Frankreich an dem Rhein bekriegen, und sich den Namen eines Beschüzers des Teutschen Reichs

erwerben sollte. = = = Wer würde einen solchen eingebildeten Staatsverständigen nicht als einen Thoren der ersten Grösse verlachet haben? Indessen ist dieses zur Erstaunung von ganz Europa geschehen. Ja, was noch mehr ist, man läßt in etwas spätern Zeiten geschehen, daß diese Nation noch weiter um sich raffen, = = daß sie die Herrschaft über die ganze Ost-See an sich reissen, = = einen ofnen Weg nach Teutschland erhalten, und das Reich, welches doch das meiste zu der Veränderung von Moscau beygetragen, samt dessen Gliedern bedrohen, und nach Wunsch beherrschen kan. Ganze Staaten handeln wie einzelne Personen. Man will die Gefahr, wenn sie nur noch in etwas entfernt ist, nicht beherzigen; sorgenlos läßt man dieselbe mehr und mehr näher kommen; nur denn, wenn es zu spät, wenn dem Uebel schwerlich mehr kan Widerstand gethan werden; alsdenn beut man allen Kräften, aber öfters vergeblich auf, solches abzuwenden; man bereuet alsdenn zu spät, was man versäumet hat. Die Geschichte der Türken, und anderer noch näherer Völker sind hiervon unläugbare Beweißthümer. = = = Doch ehe noch die Moscowiter ihren Heldenmuth wider die Franzosen an dem Rhein an den Tag legen konnten, kamen wirklich die vorläufigen Friedensartikel den 3ten Wintermonat zwischen dem Kayser und dem König in Frankreich zur Richtigkeit.

Denn so unvermuthet der Anfang des Kriegs war, so unvermuthet kam auch das Ende desselben. Der Graf von Wied, und der Herr Theil hatten denselben zu Stande gebracht. Die Friedens-

handlung

Handlung wurde mit der grösten Verschwiegenheit nur zwischen beyden bemerkten Machten getrieben. Dieser Umstand erwekte so wol als die Bedingnisse selbst bey den andern Machten das grösste Aufsehen, und nicht geringen Verdacht. Die wichtigsten Bedingnisse waren: „ Stanislaus sollte als König „ in Polen erkannt, seine und seiner Gemahlin „ angestammte Güter in dem Königreich zurük ge„ geben, = = = Polen in seine Rechte, Freyhei„ ten und Unabhänglichkeit wieder eingesezt, = = = „ der Churfürst August von Sachsen aber für den „ regierenden König in Polen gehalten werden. = = „ Dem König Stanislaus sollte der Besiz des Her„ zogthums Bar auf eben diejenige Weise über„ lassen werden, als solches das Haus Lothringen „ inngehabt. = = = Sobald der Herzog von Lothrin„ gen nach dem Absterben des Großherzogs von „ Toscana zum ruhigen Besiz dieses Großherzog„ thums gelange, sollte alsdenn das Herzogthum „ Lothringen an den König Stanislaus abgetret„ ten werden, = = = dieser Fürst sollte, so lang er „ lebe, eigentlicher Herzog darüber seyn, unmittel„ bar nach seinem Tod aber beyde Herzogthümer, „ samt der höchsten Landesherrlichkeit an die Crone „ Frankreich fallen, und derselben auf ewig ein„ verleibt werden; der Kayser sollte seine Dienste „ anwenden, hierüber die Einwilligung von dem „ Römischen Reich zu erhalten.

„ Das Großherzogthum Toscana sollte nach dem „ Ableiben des dißmaligen Besizers, zu einer Schad„ loshaltung dem Hause Lothringen überlassen wer-

„ den; alle an dem Frieden Theil nehmende Mach-
„ ten werden diesem Hause die ruhige Nachfolge
„ auf den Erlöschungsfall versichern, = = = die Spa-
„ nischen Völker aus den festen Plätzen desselben aus-
„ ziehen, an deren statt aber eben so viele Kayser-
„ liche eingelegt werden, in der Absicht der Nach-
„ folge versichert zu seyn. = = = Bis auf die Zeit
„ aber, daß Toscana erlediget, solle das Haus
„ Lothringen in dem Besiz dieses Herzogthums,
„ nach dem Inhalt des Ryswikischen Friedens, ge-
„ lassen seyn. = = = Die Königreiche Neapolis und
„ Sicilien verbleiben demjenigen Fürsten, welcher
„ dermal in derselben Besiz ist, = = = alle an dem
„ Krieg Theil nehmende Machten werden ihn als
„ rechtmäßigen König derselben erkennen; ebenfalls
„ sollten ihm auch die Pläze, welche der Kayser auf der
„ Toscanischen Küste besessen, abgetretten werden; = =
„ die Herzogthümer Parma und Piacenza aber an
„ den Kayser fallen. Der König von Sardinien
„ sollte die Wahl haben, entweder Novarra und
„ Vigevano, oder Novarra und Tortona,
„ oder Novarra und Vigevano samt ih-
„ ren Gebieten anzunehmen. = = = Desgleichen
„ sollten ihm auch andere Vortheile mehr zuwach-
„ sen. Die übrigen Lande, welche der Kayser vor
„ dem Kriege in Italien besessen, werden ihm wie
„ alles dasjenige, so von den Franzosen an dem
„ Rhein und in Teutschland eingenohmen wor-
„ den, wiederum zurük gegeben. = = Die Crone
„ Frankreich garantirt in bester Form die Pragma-
„ tische Succeßion. “

Die Nachricht, daß der Friede unterzeichnet sey,
verursachte

verursachte bey denen an dem Krieg Theil nehmenden Machten gar verschiedene Gedanken: Es war auch nicht minder. Der Kayser und der König von Frankreich verabredeten denselben ganz allein, ohne daß sie die andern Machten daran hätten Theil nehmen lassen. Sie versprachen zwar dieselben zum Beytritt der verabredeten Artikel zu bewegen. Es gewinnt das Ansehen, die Crone Frankreich habe Spanien und Sardinien nur als seine Bundsgenossen, welche in diesem Fall von ihr abhiengen, nicht aber als wirkliche und an dem Krieg unmittelbar Theil nehmende Machten angesehen. Dieses aber konnte doch mit den Begebenheiten nicht wohl bestehen. Es ist zwar unstreitig, daß Spanien und Sardinien für sich selbst allein, und ohne Verbindung mit Frankreich, schwerlich einen Krieg wider den Kayser würden unternohmen haben, so stark auch immer ihre Begierde mochte gewesen seyn, sich in Italien zu vergrössern. Da sie aber von Frankreich zu einem Bündniß aufgefodert worden, = = da sie dasselbe annahmen, • = da sie besondere Kriegserklärungen wider den Hof zu Wien bekannt gemacht hatten; so waren sie mehr als blosse Bundsgenossen, und wirkliche Hauptttheile. Es hat deßnahen der Friede nicht ohne ihr Vorwissen, nicht ohne ihre Einwilligung können abgeschlossen werden. Man kan zwar nicht läugnen, daß Frankreich nicht auch für den Vortheil beyder Cronen, eben so, wie der Kayser für seine Bundsgenossen gesorget habe; es glaubten aber diese Bundsgenossen, daß man ihr Bestes in vielem hintangesezt; ihnen nicht so vortheilhafte Bedingnisse ausgemacht, als vorher verabredet

worden;

worden; und daß Frankreich selbst allervorderst auf seine eigene Vergrösserung bedacht gewesen sey.

Der Spanische Hof beklagte sich vornemlich, daß dem König von Sicilien die Herzogthümer Toscana, Parma und Piacenza abgesprochen worden. Man konnte daselbst das Mißvergnügen nicht verbergen, daß man ohne Vorwissen des Königs von Spanien, über die Erbgüter des Königlichen Hauses Verkommnissen gemacht; = = daß man solche andern Staaten, zur Auswechslung derer, die man mit dem Schwert erobert, angetragen. Man behauptete, daß der Infant zur Einnehmung der Königreiche Neapolis und Sicilien, ein eben so gegründetes Recht besize, als der verstorbne Kayser Joseph, indem sich derselbe dieses Recht allein durch die Waffen erworben. Man behauptete ferner: Es sey dem König von Spanien Gewalt angethan, wenn man ihm die Bekräftigung schon unterzeichneter Artikel vorschlage, ohne daß er die Freyheit haben sollte, mit denselben eine Abänderung vorzunehmen. = = Es wurde aber dieses Mißvergnügen auch bald gehoben, als dem Spanischen Hof, durch den Französischen Gesandten im Namen des Kayserś vorgeschlagen wurde; man wolle von Seiten beyder Höfe den in Italien stehenden Feldherren Befehle zuschiken, damit sie die in den vorläufigen Friedensbedingnissen, den Kayser, den König in Spanien, und den Infant Don Carlos besonders betreffende Artikel, getreulich und zu aller Theile Zufriedenheit in wirkliche Erfüllung bringen könnten.

Gewiß

Gewiß ist, daß dieser Friede, so viel derselbe die Crone Spanien betraf, die Absichten derselben nicht in allen Theilen erfüllet hat. Man hatte zwar darinn seinen Zwek erreicht, den Infant Don Carlos auf den Königlichen Thron beyder Sicilien zu sezen. Ein Wunsch, welcher der Königin für diesen ihren ältesten Prinz jederzeit empfindlich am Herzen gelegen. Man hofte aber denselben zu erhalten, ohne ihn so theur zu erkaufen. Das Großherzogthum Toscana nebst Parma und Piacenza sah man beynahe für eben so wichtig, beynahe eben so einträglich an, als die beyden mittelmäßigen Königreiche. Diese betrachtete man als Theile der Spanischen Monarchie, welche derselben mit Gewalt entrissen worden, und die man nur, um den Frieden nicht länger aufzuhalten, abgetretten habe. Bey dem Anfang des Kriegs glaubte man den rechten Zeitpunct erlebt zu haben, die Spanische Monarchie in Italien, durch Vereinigung der Königreiche Neapolis und Sicilien, mit den Herzogthümern Toscana, Parma und Piacenza eben so ansehnlich zu machen, als ehedem die Macht der vorigen Spanischen Könige aus dem Hause Oesterreich, oder des Kaysers seit dem Utrechtischen Friedensschluß, gewesen war. Vermög der Friedensbedingnisse aber sah man sich gezwungen, den Kayser, welchen man aus diesem Lande gänzlich auszustossen hofte, nicht nur noch in demselben zu gedulden, sondern auch noch eben so mächtig als vor dem Krieg zu sehen; indem Toscana durch Vermählung des neuen Großherzogs mit der ältesten Kayserlichen Prinzeßin, mit dem Hause Oesterreich vereinigt;

vereinigt; die Kayserlichen Lande aber, als Tosanna, Parma, Mayland und Mantua, nur näher zusammen gezogen, und stärker vereiniget wurden, als sie vorher gewesen waren. Man wollte sich aber auch dermal an dem Spanischen Hof in die Zeit schiken, und sich mit dem, so man haben konnte, begnügen. Es hat auch die Königin noch das Glük erlebt, daß ihr in den Herzogthümern Parma und Piacenza bestehendes Erbgut, ihrem zweyten Prinz dem Infant Dom Philipp überlassen wurde.

Der König von Sardinien machte wider die ohne seinen Zuzug verabredeten Friedensartikel die wenigsten Einwendungen; ob ihm gleich seine Erwartungen, und die von Frankreich erhaltene Versicherungen, des Besizes des ganzen Herzogthums Mayland, nicht wenig vereitelt wurden. Es sey nun, daß er sich mit demjenigen kleinen Theil, welcher für ihn ausgeworfen worden, wirklich begnügte; oder daß er sich vorstellte, daß alle Widersezungen vergeblich seyn würden? Indessen hat doch die Zeit gelehrt, daß bey diesem Monarchen noch eine etwelche Unzufriedenheit wider Frankreich und Spanien übergeblieben sey. Denn bey dem Krieg, welcher nach dem Tode Carls des VIten abermal in Italien entstunde, schlug er das Französische und Spanische Bündniß aus, und zog ihnen die Freundschaft mit Oesterreich vor. Er erwehlte inzwischen die Städte Novarra und Tortona mit ihren Gebieten.

Auf

Auf der andern Seite liessen sich die vornehmsten Bundsgenossen des Kayſers, die Kayſerin von Moscau und der Churfürſt von Sachſen als König in Polen, den Frieden gar wol gefallen. Sie erhielten auch was ſie wollten, obgleich Moscaus in demſelben nicht anders gedacht wird, als daß dieſe Macht bey dem Friedensſchluß ſelbſt, als ein zuſchlieſſender Hauptttheil ſollte angeſehen werden. Es war für dieſe Macht Vortheil genug, daß der König Stanislaus der Polniſchen Crone entſagen, ſeine Anhänger ſich zum Ziel legen, Auguſt aber von allen Europäiſchen Machten für den rechtmäßigen König erkannt würde.

Von den Ständen des Teutſchen Reichs hatte vornemlich der König von Preuſſen Urſache, mit dem Kayſerlichen Hof mißvergnügt zu ſeyn. Bey Ausbruch des Kriegs lag der Hof zu Wien dieſem König ſehr an, daß er einen Theil ſeiner vortreflich geübten Kriegsvölker, zum Dienſt des Teutſchen Reichs wider Frankreich überlaſſen möchte. Man wußte, wie ſehr dieſem Prinz die Rechtſamen ſeines Hauſes auf die Jülichſche Erbſchaft angelegen wären. Man ſchmeichelte ihm daher, daß bey der erfolgenden Friedenshandlung mit Frankreich, ſeine Rechte, als unſtreitig ſollten beherziget, und ſeinem Hauſe die wirkliche Nachfolge in den Herzogthümern Jülich und Berg verſichert werden. Im Vertrauen auf dieſe Verſicherungen entſchloß ſich dieſer groſsmüthige König 10000. Mann ſeiner beſten Völker nach dem Rhein abgehen zu laſſen. In der Friedenshandlung aber wurde ſeiner Rechtſa-

men nur nicht mit einem Wort gedacht. Die ganze Genugthüung, welche man ihm von Wien aus hierüber gab, war, daß die Eilfertigkeit der vorläufigen Friedenshandlung nicht zugelassen, sich mit solchen besondern Angelegenheiten zu bemengen; durch besondere Verkommnisse könnten die Rechtsamen des Königs eben so gut, als durch eine wirkliche Friedenshandlung, befestiget werden.

Das Teutsche Reich, welches ohne dringende Nothwendigkeit, und nur dem Kayserlichen Hof zu Gefallen, sich in diesen Krieg einflechten lassen, überliesse es ebenfalls der Sorgfalt des Kayserś, mit Frankreich einen dem Reich vortheilhaften Frieden abzuschliessen. Es hatte dem Kayser von seiner Ergebenheit für dessen Vortheile ungezweifelte Proben gegeben; was war also billiger, als daß der Kayser diesem Zutrauen und Ergebenheit der Stände auf die preißwürdigste Weise entspräche? Das Teutsche Reich erhielt auch wirklich durch die Kayserliche Sorgfalt, was es verloren hatte, Kehl, Philippsburg, Trier, . . zurük. Den Ersaz aber, daß der Schwäbische, nebst beyden Rheinischen Crayſen ausgesogen und entkräftet worden, wollte man ferner schuldig bleiben, und in der Rechnung zu den alten Schulden stellen lassen.

Wenige Zeit nach der Unterzeichnung der vorläufigen Friedens-Bedingnisse, wurde zu Wien durch Kayserliche und Königlich-Französische Bevollmächtigte eine Convention unterschrieben, kraft deren der Herzog von Lothringen, das Herzogthum dieses

Namens

Namens, noch vor dem Absterben des Großherzogs von Toscana, an den König Stanislaus abtrat. Der König von Frankreich aber übernahm, den Herzog bis auf die Zeit, da das Großherzogthum erlediget wurde, schadlos zu halten.

Ist immer ein Friedensschluß in den neuern Zeiten, durch die Veränderungen, welche zwischen den hohen Machten und derselben Staaten vorgenohmen worden, merkwürdig gewesen; so kan man dieses mit grösstem Recht von dem Wiener-Friedensschluß behaupten.

Das freye und eigenmächtige Königreich Polen mußte zugeben, daß auswertige Staaten ihm auf seinen erledigten Königsthron einen König aufdrangen. Stanislaus, der von dem weit grössern Theil des Adels erwehlt worden; ein Fürst, welcher den wahren Vortheilen von Polen der vorträglichste gewesen wäre; von welchem das Königreich die begründete Hofnung hegen konnte, daß es unter seiner Regierung glüklich, und von fremden Machten unangefochten seyn werde; = = muß durch eine authentische Acte seine Crone niderlegen. Ein auswertiger Fürst, der nur von einem weit geringern Theil des Adels erwehlt wird, behauptet indessen den Thron. Ganz Europa erkennt ihn für den rechtmäßigen Beherrscher dieses Reichs. In der Folge der Zeiten siehet sich dasselbe gezwungen, an den besondern Streitigkeiten des Königlichen Hauses mittelbar Theil zu nehmen. Es wird der Schauplaz blutiger Kriege; beständige Durchzüge

ganzer Kriegsheere, = = = die Winterquartiere, welche sie mit Gewalt nehmen, = = = die Anwerbungen der jungen Mannschaft, welche man zwingt, unter ihnen Kriegsdienste zu thun, = = = und dieses alles ohne Einwilligung des mehrern Theils der Republic, sind die Früchte welche der Polnischen Nation von der gegenwertigen Regierung zufliessen. Die Moscowitische Oberherrschaft wächst eben so stark an, so stark die Freyheit der Nation gemindert wird.

Das Churfürstlich-Sächsische Haus besizet nun in der zweyten Person den Königlich-Polnischen Thron. Mehr als ein Staatsverständiger hat die Frage aufgeworfen, ob das Churfürstliche Haus und dessen alte Unterthanen, von dieser Erhöhung wirklichen Vortheil oder Nachtheil geniessen? Derjenige, welchem die Geschichte des Churfürstenthums Sachsen von dem Anfang des laufenden Jahrhunderts bis auf gegenwertige Tage bekannt ist, wird keine grosse Schwierigkeiten zu bestreiten haben, wenn er die Aufgabe richtig entscheiden will. August der IIte wandte Millionen auf, um Polen zu erkaufen, und sich auf dem Thron zu erhalten. Er hatte aber den nagenden Verdruß zu sehen, daß die aufgeopferten Millionen vergeblich, und sein Churfürstentum noch darüberaus ein Raub derjenigen wurde, welche ihm für eine Zeit die Crone entrissen; = = welche ihn zu der betrübten Nothwendigkeit brachten, dem Stanislaus zu dem erlangten Polnischen Thron eigenhändig Glük zu wünschen. Die Sächsischen Unterthanen wissen am allerbesten zu erweisen, wie so sehr um Polen willen seit 1709. die Läste ihrer

Beschwer-

Beschwerden und Auflagen unerträglich angewachsen seyen! Die Verwaltung des Grafen von Brühl hat dem Elend der Sachsen nicht den Anfang gemacht; sie hat ihre Noth nur fortgesezt und vergrössert. So wenig die Polnischen Senatoren zum Vortheil des Königlichen Hauses noch gethan haben, = = = so wenig die ausgeschriebenen Reichstäge den Absichten des Königs zuträglich sich enden, = = = so sehr ist es doch nothwendig, daß die Senatoren, Landbotten, Castellans = = = mit Sächsischen Geldern unterhalten werden. Ich lasse dahin gestellt seyn, ob die vor weniger Zeit dem dritten Königlichen Prinz von seinem Herrn Vatter ertheilte erbliche Belehnung der Herzogthümer Curland und Semigallien ein genugsamer Ersaz für beynahe unermeßliche Ausgaben seyn könne; und ob dieses übertragene Lehen in Zukunft bey dem Churfürstlichen Hause lange Zeit ein ruhiges Eigenthum verbleiben werde? (*) Ja gesezt, es würde vermittelst Oesterreichischer und Moscowitischer Verbindungen dahin gebracht, daß Polen jederzeit aus diesem Königl. Churhause seine Könige erwehlen müßte, = = so würde doch Polen, wenigstens so lange die gegenwertige Verfassung dieses Reichs noch bestehen kan, ein Abgrund seyn, welcher unwiderbringlich die Sächsischen Reichthümer verschlingen wird.

Durch diesen Frieden wird der König Stanislaus nach Lothringen versezt. Alle Welt, Feinde und Freunde, erkannten die Billigkeit, daß dieser unvergleichliche Fürst, dieser großmüthige, dieser

(*) In der spätern Helfte dieses 1762sten Jahres sieht es mit dem ruhigen Besiz von Curland, für den Sächsischen Prinzen gefährlich aus.

wahre Menschenfreund, in seinem Alter, nach so vielen mit ungemeiner Klugheit, Standhaftigkeit und Dapferkeit erduldeten ausserordentlichen Begebenheiten, zur Ruhe gelangen, und das reizendeste der menschlichen Hoheit, die Liebe seiner neuen Unterthanen, in Friede geniessen sollte. Dieser Königliche Greiß bleibt noch dermal das Vergnügen aller Tugendhaften; sein Angedenken wird bis an das Ende der Zeiten im Segen blühen. An diesem Fürsten hat sich die Vorsehung des Höchsten augenscheinlich und überaus merkwürdig gemacht; der Cardinal von Fleury verdient Ruhm, daß er dem Schwehervatter seines Königs einen Aufenthalt, welcher dessen Stand und Würde so geziemend ist, auszumachen Mittel gefunden hat. Jedoch hat dieser oberste Reichs- und Staatsverwalter hierbey eben so wol den Vortheil, und die Vergrösserung der Französischen Macht, als des Königs Stanislaus in Betrachtung gezogen. Denn nach dieses Königs Absterben wird das Herzogthum Lothringen, dessen Vereinigung mit Frankreich so oft, obgleich jederzeit vergeblich, ist versucht worden, für beständig dieser mächtigen Crone einverleibet. Frankreich erhält durch diesen glüklichen Einfall des Cardinals einen ungemeinen Zuwachs von Macht und Einkünften. Nach den vorläufigen Friedensbedingen sollte nur das Herzogthum Bar, ein nicht beträchtliches Land, alsbald an den König Stanislaus abgetretten werden. Lothringen selbst aber sollte noch so lange unter der Regierung seiner alten Fürsten verbleiben, bis sie die wirkliche Regierung und Genuß des ihnen angewiesenen Toscani-

schen

schen Großherzogthums antretten könnten. Dieser Umstand hätte aber die Abtrettung des Herzogthums von vielen Zufälligkeiten abhänglich gemacht. Man hätte auch dem Cardinal den Vorwurf machen können, daß er den glüklichen Fortgang der Königlichen Waffen, nebst den überaus günstigen Zeitumständen, welche selten, wenn sie einmal versäumt sind, so günstig sich wiederum einfinden, nicht vollkommen genuzt hätte. Er verbesserte also in dem Wiener-Vertrag das Mangelhafte des vorläufigen Friedensschlusses. Er begehrte Lothringen unter gleichen Bedingnissen wie Bar. Er erhielt sein Ansuchen vermittelst solcher Mittel, welche seine Foderung überaus gültig machten. Man wollte zu Wien keine Ursache geben, den Frieden zu verzögern.

Gleich wie durch diesen Friedensschluß der König Stanislaus aus Polen seinem Vatterland, nach Lothringen verpflanzet wurde, so geschah eine gleiche Veränderung mit den Fürsten aus dem Hause Lothringen. Italien und das Großherzogthum Toscana sollten künftig ihr Vatterland und Erbfürstenthum werden. Bey dem Ausbruch des Kriegs konnten auch die scharfsichtigsten nicht das wenigste von dieser so wichtigen Veränderung vorher sehen. Bisweilen tragen sich solche Begebenheiten zu, die, wenn sie bekannt werden, auch die tiefdenkendesten Geister in Erstaunen sezen; weil, ehe sie zu ihrem Durchbruch gedeyen, gar nichts von denselben bemerkt werden kan. Europa erstaunete allgemein, als das Geheimniß von der Verwechslung der Herzogthümer Toscana und Lothringen auf einmal bekannt

wurde. Der Herzog von Lothringen, dessen Voreltern dieses Land über sieben Jahrhundert beherrschet haben, entläßt seine getreuen Unterthanen durch eine offentliche Schrift, auf immer und ewig aller Eide, Pflichten und Schuldigkeiten, welche sie ihm und seinem Hause schuldig waren. Er übernimmt ein anders weit entferntes Land, welches von seinem vätterlichen, an Sprache, Sitten, Gewohnheiten, ja in den allermeisten Sachen ganz verschieden ist. Ich stehe an, ob ich solche Vertauschungen der Länder als Beyspiele der vergangenen rauhen und wilden, oder aber der gegenwertigen gesittetern und bessern Zeiten ansehen solle? Seit zweyen Jahrhunderten sind mir wenigstens keine solche Vertauschungen bekannt. In den mittlern Zeiten aber war so etwas gar nichts seltenes. Die Herzoge behielten sich von dem ganzen Lande weiters nichts, als die kleine Grafschaft Falkenstein als ein Reichslehen vor. Vermittelst derselben konnten sie noch als Fürsten des Teutschen Reichs angesehen werden, falls etwa dieser Umstand dem hohen Hause noch vortheilhaft seyn sollte. Wenn es möglich ist, daß man sein uraltes Vatterland und Stammhaus vergessen kan; so ist gewiß, daß die Fürsten aus dem Lothringischen Hause einen vortheilhaften Tausch getroffen. Sie besassen zwar auch ihr angestammtes Herzogthum seit dem Ryßwikischen Friede mit aller obersten Landeshoheit. Das Teutsche Reich entließ sie aller Lehenspflichten, ob es gleich dem Herzog überlassen war, den Reichstag zu besuchen. Wegen dem Herzogthum Bar aber erkannten sie den König von Frankreich als den obersten Lehenherrn. Diese Crone war über-

das

das seit den Zeiten Heinrichs des IIten, in dem Besiz der Bistümer Mez, Tull und Verdün, welche mitten im Lande lagen. Diese allzunahe Nachbarschaft, nebst dem Französischen Antheil des Herzogthums Luxenburg, war den Herzogen zum öftern sehr nachtheilig. Nur der Herzog Leopold-Joseph-Carl, welchem der Ryßwikische Friede den ruhigen Besiz seines Herzogthums versicherte, wußte sich, während dem langwierigen Spanischen Succeßions-Krieg, gegen Frankreich so klug zu betragen, daß Ruhe und Friede in seinem Lande niemals unterbrochen wurden. Dieser Fürst erhielt von seinen Unterthanen den so nachahmungswürdigen Namen des Vatters des Vatterlands, gar nicht aus Schmeicheley, sondern aus wahrem Verdienst um dieselben; denn er hat sein Vatterland aus einem gänzlichen Verderben heraus gerissen. Nichts lag ihm so sehr am Herzen, als das Beste und Aufnehmen des Lands, welches durch ununterbrochene Kriege und beständige Durchzüge in eine scheußliche Wüste war verunstaltet worden. Sah derselbe auf seinen Reisen ein adeliches Gut in seinem Schutte liegen, so gab er dem Eigenthümer Geld, es wiederum wohn- und nuzbar zu machen. Seine Kinder wurden auf seine Unkosten erzogen. Er zog von seinen Unterthanen wenig, und war doch reich. Kein einiger derselben ist ungetröstet von seinem Angesicht weggegangen. Seine Regierung war für die Lothringer die Zeit des göldenen Alters und des Ueberflusses. Sein gesegnetes Angedenken kan bey denselben, ob sie gleich nunmehr den Herrn geändert, unmöglich vergessen werden. Die Französische, und des Königs Stanislaus Regierung war ih-

nen anfänglich zuwider, ob sie gleich nicht hart war. Der Herzog Leopold bliebe bey ihnen noch jederzeit in frischem Angedenken.

Das Italiänische Großherzogthum Toscana oder Florenz, welches nach dem Abgang des lezten Medicälschen Großherzogs, das Eigenthum des Hauses Lothringen werden sollte, ist in Betrachtung seiner eigenthümlichen Fruchtbarkeit, eines der reichsten Länder in Europa; doch nur alsdenn, wenn es von einem großmüthigen und wohlgesinnten Fürst regieret wird. In der Grösse hat es vor Lothringen ebenfalls einen Vorzug. Die neuen Fürsten besizen zwar nicht die höchste Landesherrlichkeit, und Unabhänglichkeit. Sie erkennen eben so wie ihre Vorfahren aus dem Hause Medicis, den Römischen Kayser und das Reich vor ihren obersten Lehenherrn. Da aber der dermalige Großherzog den Kayserlichen Thron selbst besizet, und der Stammvatter des neuen Oesterreichischen Hauses ist, so kan diese oberste Lehenherrschaft nicht beschwerlich seyn. Als dem leztern Großherzog Johann Gaston diese mit seinem Großherzogthum vorgenohmene neue Veränderung angezeiget wurde, fragte er seine Staatsbedienten: Ob man ihm vielleicht nicht noch einen dritten Erben bestimmen; oder ob der Kayser und Frankreich ihm etwann gar einen unterschobnen Sohn unter Augen stellen würden? Dieser Fürst kränkte sich, nebst seinem Herrn Vatter, nicht wenig, daß man in dem vierfachen Bündniß An. 1718. ihnen den Spanischen Infant Don Carlos zum Erben und Nachfolger aufdrange. Sie ver-

meinten,

meinten, daß sie wenigstens über ihre Verlassenschaft zu schalten, so viele Rechte hätten, als ein jeder gemeiner Mann besizet; oder, daß man erst nach ihrem Absterben über ihr Fürstenthum absprechen sollte. Es giebt aber Fälle, bey welchen die Fürsten weniger Rechte als gemeine Menschen haben können. Ein solcher Fall war der gegenwertige bey dem Hause Medicis. Johann Gaston bezahlte An. 1737. die Schuld der Natur. Der Großherzog Franz ließ das Großherzogthum in seinem Namen übernehmen. Das Land verlor durch diesen Wechsel nicht wenig; der Großherzog läßt es nur durch eine angeordnete Regierung verwalten. Die Erfahrung zeigt genugsam, daß Länder, deren Fürsten von ihnen entfernt sind, gar oft der Ungerechtigkeit, der Bedrükung und der Raubbegier der Staatsbedienten ausgesezt sind. Doch leidet auch diese Erfahrung bißweilen eine Ausnahme.

Der zweyte Prinz des Königs von Spanien, der zu den Herzogthümern Toscana, Parma und Piacenza bestimmte Erbe Don Carlos, wird nach Neapolis versezt. Die dritte wichtige Veränderung, welche der Wiener-Friede unter Fürstlichen Personen bestimmte. Carl der VIte gab wider seine Neigung die Einwilligung, daß die obengedachten Herzogtümer an diesen Prinz fallen sollten. Wenige Jahre hernach sah eben dieser Monarch sich in Umständen, seine Italiänischen Königreiche ihm zu überlassen, und ihn als den Oberherrn derselben zu erkennen! Kein Europäischer Staat hat so oft seine Oberherren abändern müssen, als die Staaten von Neapolis und Sicilien. Die Abänderungen geschahen jedes-

mal mit grossem Vergnügen der Einwohner. Die Freude aber daurte nicht gar lange Zeit. Schon Anno 1758. wurde in denselben eine abermalige Hauptveränderung vorgenohmen. Der König Don Carlos, welcher in diesem Jahr seinem ohne Leibes-Erben verstorbnen Bruder Ferdinand auf dem Spanischen Thron nachfolgte, übergab diese Königreiche seinem dritten Sohne Ferdinand. Zwey Friedensschlüsse, der Wienersche und der Aachener, vermögen, daß die Königreiche Spanien, und der beyden Sicilien, nicht von einem gleichen König sollen regiert werden.

Die Erblande des Königlich-Spanischen Hauses in Italien, die Herzogthümer Parma und Piacenza, wurden durch diesen Friedensschluß an den Kayser überlassen. Dieses war also die vierte wichtige Veränderung, welche dieser Friedensschluß in den Europäischen Staaten verursachte. Die regierende Königin hatte solche durch ihre Vermählung mit dem König Philipp dem Vten an Spanien gebracht. Der Mannsstamme des berühmten Farnesischen Hauses war vor wenigen Jahren Anno 1731. in der Person des Herzogs Antonius ausgeloschen. Die Prinzeßin Isabella war die einige Erbin dieses Durchlauchtigen Hauses. Diese Abtrettung der Farnesischen Herzogthümer an den Kayser, geschah zwar mit Unwillen von Seiten der Königin in Spanien. Sie bedachte aber doch, daß anstatt zweyer kleiner Herzogthümer eben so viele beträchtliche Königreiche, nebst dem Königlichen Namen und Würde, an ihren erstgebornen Prinzen fallen würde. So groß auch die

anerbor-

anerborne Neigung zu seinem Vatterland seyn kan, so überwindet man dieselbe gar leicht, wenn man sich in solch günstigen Umständen siehet, daß man ein Herzogthum an ein Königreich vertauschen kan. Man gab auch an dem Spanischen Hofe noch nicht alle Hofnung verloren, daß diese vätterlichen Erblande, so unzertrennlich mit den übrigen Kayserlichen Landen sollten vereiniget seyn, daß sie niemals mehr an seine Nachkömmlinge könnten gebracht werden. Der Kayserliche Hof opferte bey diesem Frieden das allermeiste auf; Parma und Piacenza waren eine sehr geringe Entschädigung für Neapolis und Sicilien. Denn Toscana wurde nicht dem Kayser, sondern dem regierenden Herzog von Lothringen gegeben. Nur in der Folge der Zeiten wurde das Oesterreichisch-Kayserliche, und das Herzoglich-Lothringische Haus, in eines vereiniget. Durch diese Vereinigung beyder hohen Häuser, welche auch die Vereinigung der Italiänischen Lande nach sich zog, wurden dieselben wichtig und ansehnlich. Indessen mußte das Vergnügen, daß Stanislaus von dem Polnischen Thron ausgeschlossen, Augustus aber darauf befestnet wurde, mit dem Verlust der Königreiche Neapolis und Sicilien erkauft werden. Doch was verschmirzt man nicht, um den Frieden wieder herzustellen! Das Moscowitische Reich hätte durch die eigentliche Bekriegung des Königs Stanislaus, als wodurch der Krieg erreget worden, mit grösstem Recht eine Verminderung seiner Macht verdienet. Ganz Europa, Frankreich aber besonders, würde mit Vergnügen zugesehen haben, wenn diesem Reiche ein Theil seiner

über

über Schweden gemachten Eroberungen hätten mögen entrissen werden. Dieses war aber dermal Frankreich nicht möglich, zu bewerkstelligen. Die Veränderungen der Staaten, ihre Vergrösserung und Verfall, werden durch eine höhere als menschliche Gewalt verursachet. Moscau sollte ins Gegentheil durch diesen Krieg noch höher steigen; ohne Zweifel, damit dereinst sein Fall desto merkwürdiger werden möchte.

Das Mayländische Herzogthum wurde durch den Wiener-Frieden dem Kayserlichen Hof wieder abgetretten. Der Hof zu Turin muste dieses geschehen lassen. Novarra, Tortona mit ihren Craysen, und die Feuda Langarum in der Lombardey, welche leztere die Ueberbleibsel des Longebardischen Reichs sind, und als Lehen von dem Römisch-Teutschen Reich abhangen, wurden dem Turinischen Hof als Theile des Mayländischen Herzogthums, vermög des Friedensschlusses, abgetretten. Das Königlich-Savoyische Haus gelanget nur nach und nach zur Macht. Die Gelegenheiten kommen aber öfters, und diese Macht ist auf einen dauerhaften Grund aufgeführt. Wahrscheinlich hat die Vorsehung dieses hohe Haus auf die künftigen Zeiten zu Ausführung grosser Sachen bestimmt.

Frankreich vornemlich hat bey diesem Krieg gewonnen. Niemals hätte ein bequemerer Zeitpunct sich angeben können, das so wol gelegene, das so schöne Herzogtum Lothringen mit der Crone zu vereinbaren. Die Erloschung des Medicäischen Hauses ist

nicht

nicht so wol für den Spanischen Zweig des Bourbonischen Hauses, als aber für den Französischen vortheilhaft worden. Nur Toscana konnte dem Hause Lothringen als eine genugsame Schadloshaltung für sein Herzogthum dargegeben werden. Als man gegen dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts die nahe Erloschung des Oesterreichischen Zweigs in Spanien vorsah, wünschte Frankreich schon dazumal, durch Vertauschung des Herzogthums Mayland gegen Lothringen, dieses Land mit seiner Crone zu vereinbaren. Dazumal aber war diese Vereinbarung noch nicht in dem Rath der Wächter beschlossen. Das wunderbarste ist, daß dieser wichtige Anwachs der Französischen Lande, vermittelst der Klugheit des Cardinals Fleury, ohne viele Mühe, ohne grosse Schwierigkeiten zu finden, konnte bewerkstelliget werden.

Alle Kriege, welche diese Crone seit vielen Jahrhunderten in Italien geführt, endigten sich gemeinlich für dieselbe auf eine unglükliche Weise. Italien wird daher mit Recht das Begräbniß der Franzosen genannt. Dieser aber war überhaupt, und in allen seinen Theilen, für die Französische Nation erwünscht. Drey Umstände trugen hierzu das meiste bey: Der König von Sardinien stuhnd auf ihrer Seite; durch dieses verschaften sie sich einen ungehinterten Uebergang über die hohen Alpen. Ohne diesen Beystand hätten sie die Päße mit Gewalt bezwingen müssen. Dieses aber hätte eine Zeit von zwey Jahren, und ein ganzes Heer wegnehmen können. Sie wurden überdas durch die besten

Spani-

Spanischen Kriegsvölker unterstüzt. Diese haben auch in dem vorigen Jahrhundert den Ruhm der Dapferkeit niemals verloren, in diesem aber noch mehr erhöhet. Denn wurden die Kriegsheere mit allen Nothwendigkeiten ununterbrochen besorget: Man wußte bey denselben nur von Ueberfluß, und gar nichts von Mangel. Ein Vortheil, welchen die Französischen Heere gemeinlich nur alsdann geniessen, wenn sie in den Niederlanden Kriege haben wollen.

Bey Anlaß dieses Friedens, und der durch denselben veranstalteten vielen Veränderungen unter Fürsten und Staaten, hätte man, nach dem Urtheil des Herrn von Voltaire, den bey einer nicht unähnlichen Gelegenheit von dem grossen Kayser Trajan geschlagenen Schaupfenning, welcher die Aufschrift hatte: *Regna assignata*, die angewiesene Staaten, wiederum erneuern können.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Faesi, Johann K.

Abhandlungen über wichtige Begebenheiten aus der alten und neuern Geschichte

Zürich 1763

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.1,219
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11093997-6
VD18 10879889-003